

Herrn von Büffons
Naturgeschichte
der vierfüßigen Thiere.

Aus dem Französischen übersetzt,
mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern
vermehrt,
durch

Bernhard Christian Otto,
der Arzneygelahrtheit u. Weltw. Doktor, Professor der Naturgeschichte und Oekonomie, Aufseher des Botan. Gartens in Greifswald, des Königl. Schwedischen Gesundheits-Kollegium von Pommern und Rügen Assessor, der Schles. patriot. ökonom., der Lundischen physiograph. u. der Berlin. u. Hall. Naturforsch. Gesellschaft Mitglied.

Zehnter Band.



Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin, 1785.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Der

Oekonomischen

Patriotischen Gesellschaft

in

Schlesien

gewidmet von

B. C. Otto.

Herrn von Büffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere

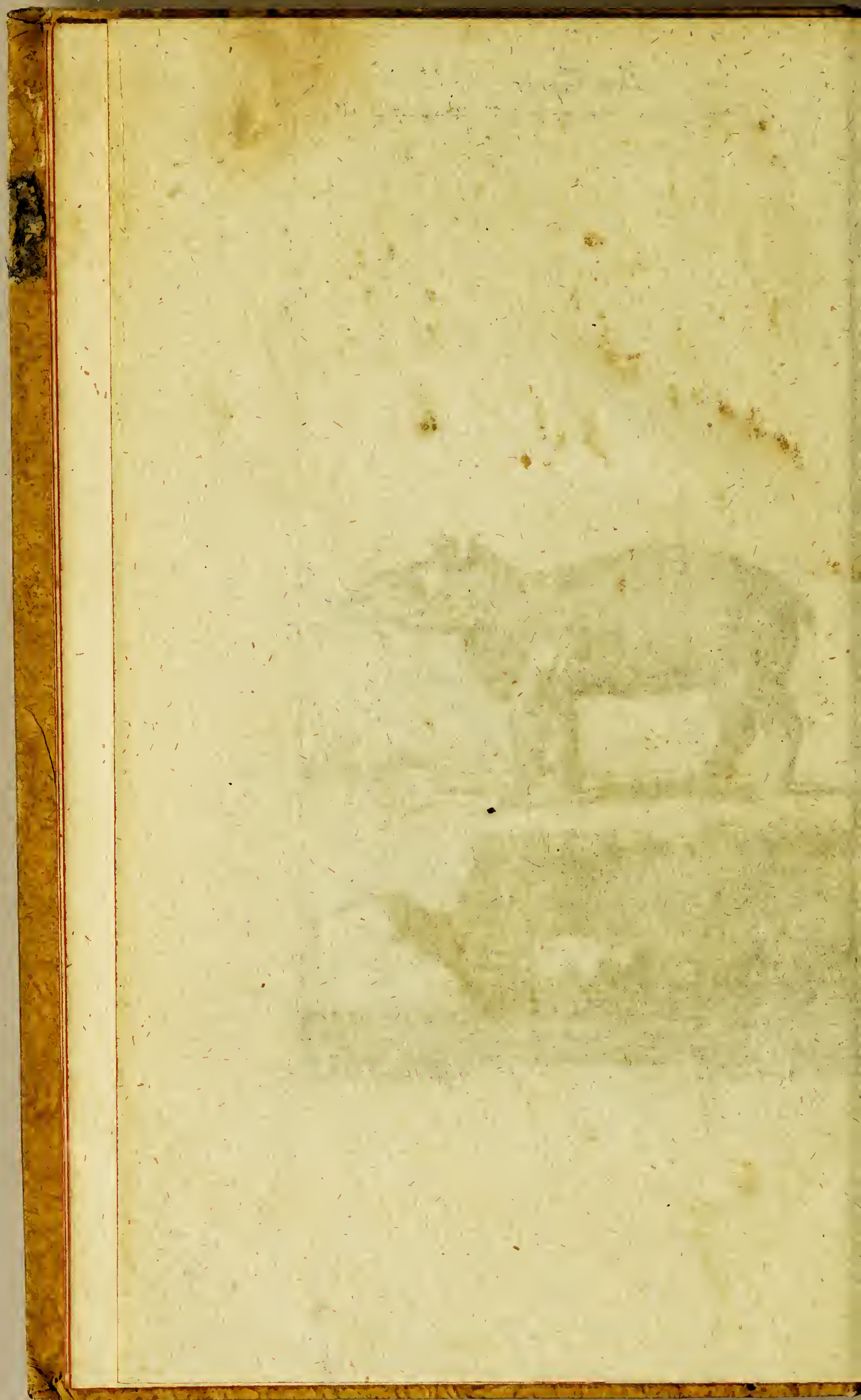
X. Band.

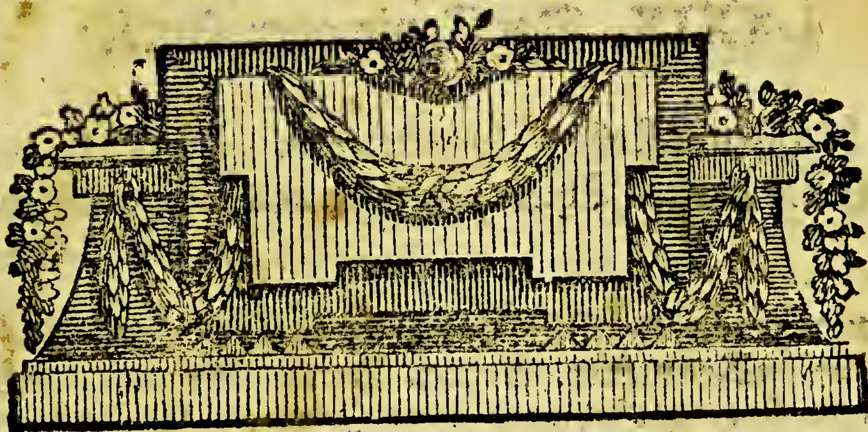
1785.

Der Tapir.



Büff. Thiere X. Th. Büff. Suppl. V. t. 1.





LXXIX.

Der Tapir, a) 1) oder Anta.

Buffon anim. quadr. Suppl. Tom. X. pl. I.

Dieses ist das größte Thier in Amerika, dieser neuen Welt, wo die lebende Natur, wie wir schon gesagt haben, sich dem Anschein nach verkleinert oder vielmehr keine Zeit gehabt hat,

 ihre

a) *Tapir*, der Name dieses Thiers in seinem Geburtslande Brasilien. Tapira nach dem Herrn de la Condamine; *Voyage de la rivière des Amazones*. S. 163. Tapiierété, nach Markgraf und Piso. Eté ist ein Beywort, welches in der brasilianischen Sprache groß bedeutet, folglich heißt Tapiierété so viel als großer Tapir. Tapihire, nach Thewet; *Singularités de la France Antarctique*, S. 96. Tapiroussou nach von Lery; *Voyage au Brésil*, S. 151. Oussou ist vielleicht, wie Eté, ein vermehrendes Beywort. Dieses Thier, das nicht allein in Brasilien, sondern auch in Guiana und Peru gefunden wird, heißt in der Sprache Galibi auf den Küsten von Guiana Maipouri, und in Peru Uagra, nach dem Herrn de la Condamine. Ebendaselbst. Maipouri oder Manipouris in Kayenne, nach Barrere; *Histoire de la France Equin.* S. 160. Anta bey den Portugie-

ihre höchsten Maßen zu erreichen. Anstatt jener ungeheuer großen Thiere, welche das alte Land von Asien

tugiesen in Brasilien und Paraguai. Ent nach Souchu de Rennefort, S. 203. Danta bey den Spaniern und Portugiesen nach dem Herrn de la Condamine, S. 163. und nach Christopher d'Acunna; *Relation de la rivière des Amazones, traduite par Gomberville* Paris 1682. Th. *II.* S. 157. imgleichen nach Charlevoix *Histoire du Paraguai,* Th. I. S. 32. Ante, nach Herrera; *Description des Indes occidentales*, Amsterdam 1622. S. 25. und nach Maffei; *Histoire des Indes*, übersetzt von dem von Pure, S. 69. Beori, in Neuspanien; *Histoire générale des voyages par M. l'Abbé Prévot*, Th. II. S. 636. Dante oder Danta, nach Joseph Acosta; *Histoire naturelle des Indes &c.* übersetzt von Robert Regnault, S. 204.

Anmerkung. Einige Reisebeschreiber haben es Mulet oder Mule sauvage, das wilde Maulthier, Asne vache, die Eselkuh, Vache sauvage, die wilde Kuh genennet. — Die Danten, sagt Acosta, gleichen den kleinen Kühen und noch besser Mauleseln, weil sie keine Hörner haben. *Hist. nat. des Indes*, S. 200. — Tapiroussou, die brasilianische Eselkuh. — Man kann sagen, daß dieses Thier halb Kuh und halb Esel ist, ob es sich gleich von beyden sowohl in Absicht seines sehr kurzen Schwanzes als in Ansehung seiner weit schärferen und spitzigeren Zähne gänzlich unterscheidet. Von Lery in seiner Reisebeschreibung, S. 151. — Der Tapihire hat, wie mir deucht, eben so viel vom Esel als von der Kuh an sich. Thewet S. 96. Die Ants sind Thiere gleichsam, wie Maulesel jedoch kleiner. Herrera S. 257.

Tapiierete Brasiliensibus, Lusitanis Anta: Marcgrav. Hist. Brasil. p. 229.

Tapierete. *Pison. Hist. Nat. Brasil. pag.* 101. *Fig. ibid.*

Sus aquaticus multisulcus. Tapiierete Brasiliensibus Marcgravii, an vitulus, Jonstoni. Tapir. Maypouri. *Barrère, Hist. nat. de la France Equin. pag.* 160.

Tapirus. Le Tapir ou Manipouris. *Brisson, Regn. anim. pag.* 119. v. B.

Asien hervorbringt, anstatt des Elephanten, des Nashorns, des Wasserochsen, der Giraffe und des Kameels, finden wir in diesen neuen Ländern bloß Gegenstände nach kleinen Modellen; Tapirs, Lamas, Vigognen, Kabiais, die alle kleiner als die Thiere sind, die man in der alten Welt mit ihnen vergleichen

A 5 muß.

1) Beori animal, *Laet. Americ. p.* 322.
Danta, *Nieremberg hist. nat. p.* 187.
Antes, *Nieuhoff Voy. and Travels into Brasil. p.* 23.
Danta, *Jonston quadr.* p. 216.
Tapiirete brasiliensibus, *Rai. Synops. quadr.* p. 126.
La Vache montagnarde, *Dampier voy. III. p.* 356. (Abbild. schlecht.)
Dantas, *Cieza trav. Pem. p.* 20.
Anta, la gran bestia, *Gumil. Orinoco I. p.* 300.
Animal Tapiirete, *Klein quadr.* p. 36.
Hippopotamus acaudatus capite graciliore. The slender-headed Hippopotamus, without a tail: the Tapijerete, *Hill. animal.* p. 569.
Hippopotamus, (terrestris) pedibus posticis trisulcis. *Linné Syst. nat. ed. X. tom. I.* p. 74. n. 2.
Dante. *Dictionn. anim. I. p.* 139.
Manipouris, *Dict. anim. II. p.* 14.
Tapiirete, *Dict. anim. IV. p.* 267.
Rivierpaard met de Agterpooten in drieen gespleten, *Houtt. nat. hist. III. p.* 420.
Le Tapir ou l'Anta, *Buffon. hist. nat. XI. p.* 444 tab. 43. *edit.* 12. *tom. V.*
Der Tapir, Büff. allg. H. d. Nat. XI. p. 250. tab. 43.
Anta, *Bomare Dict. anim. I. p.* 131.
Beori, *Bomare Dictionn. I. p.* 277.
Manipouris, *Bom. Dict. III. p.* 21.
Wasser-Schwein, *Knorr delic.* II. tab. K. fig. 13.
Sus aquaticus musticulus, *Fermin Surinam II. p.* 80.
The longnosed Tapir. *Pennant Synops. quadr. p.* 82 n. 60.
Tapir o Manipuris, *Alessandri I.* tab. 23.
Landhippopotamus, Müller L. Natursyst. I. p. 460.
Antathier, Martini Naturl. II. p. 616. (Abbild. a. Büff.)

Hydro-

muß. Es ist hier nicht nur die Materie entsetzlich gesparet worden, sondern auch die Formen selbst scheinen versäumet oder mißlungen zu seyn. Die Thiere im südlichen Amerika, welche dieser neuen Welt allein eigen sind, haben beynahe alle keine Hauzähne, keine Hörner und keinen Schwanz. Ihre Gestalt ist seltsam, ihr Leib und ihre Gliedmaßen haben ein schlechtes Verhältniß und eine unordentliche Verbindung, und einige, wie die Ameisenfresser, die Faulthiere, u. s. w. haben eine so elende Natur, daß sie kaum vermögend sind, sich zu bewegen und zu fressen; sie führen mit Schmerzen in der Einsamkeit der Wüste ein kraftloses Leben, und würden in einem bewohnten Lande, wo der Mensch und die mäch-

Hydrochaerus (Tapir) dentibus primoribus vtrinque decem. *Erxleb. Syst. R. anim. I. p.* 191. *n.* 1.
Antathier, Borowsky I. *tab.* 38.

Tapir. Tapirus, *Bomare Dictionn. d'hist. nat. ed.* 3. *Tom. VIII. p.* 422.
Anta. Neuer Schauplatz d. Nat. I. p. 330.
Anta. Das Antathier, *Onomatol. histor. nat. Tom. I, p.* 466.
Manipouris. Tapir. *Onomat. hist. nat. Tom. V. p.* 54. u. *Tom. VII. p.* 441.
Hydrochaerus Tapir. Wasserschwein. Antathier. *Graumann introd. p.* 40.
Der Tapir, Leske Naturgesch. I. p. 190.
Tapir (suillus) auriculis ovalibus, rostro spithamaeo retractili. Blumenbach Handb. d. Naturg. Ausg. 2. *p.* 128.
Der Tapir Maipuri. Zimmermann geogr. Gesch. Th. 2. *p.* 153. u. III. p. 174. u. p. 429.
Bajon Hist. de Cayenne, p. 216. *pl.* 2.
Le Tapir. *Buffon anim. quadr. ed. in* 12. *tom.* X. 166–174. und *Supplem. Tom. X. p.* 1 — 39. *pl.* 1.

O.

mächtigen Thiere sie bald vertilget haben würden, nicht leben können [2]).

Der Tapir [3]) ist von der Größe einer kleinen Kuh oder eines Zebu, aber ohne Hörner und ohne Schwanz; er hat kurze Beine, einen Leib, der als ein Bogen gestaltet ist, wie das Schwein, trägt in seiner Jugend eine Liverey, wie der Hirsch, und hernach ein einförmiges dunkelbraunes Haar, einen dicken und langen Kopf mit einer Art von Rüssel, wie das Nashorn, in jedem Kinnbacken zehn Schneidezähne, und zehn Stockzähne, ein Kennzeichen, welches ihn von dem Geschlecht der Ochsen und übrigen wiederkauenden Thiere gänzlich absondert. Da wir übrigens von diesem Thier weiter nichts als einige Häute und einen Riß haben, welchen der Herr de la **Condamine** uns gütigst mitgetheilet hat, so können wir nicht besser thun, als daß wir hier die Beschreibungen anführen, welche **Markgraf** b) und

2) Fast jeder vorhergehende Satz bedarf Einschränkungen, weil Amerika nicht bloß schwache Menschen und Thiere hervorbringt. O.

3) Allgem. Hist. der Nat. *VI.* Th. *I* Band, Taf. *XLIII.* *p.* 251. oder *Hist. des anim. quadr.* Paris in 12. Tom. V. pl. 13. p. 174. Diese Zeichnungen sind nach der Condaminischen gemacht, und ich habe die neuere in Paris nach dem Leben gemachte aus des Herrn Grafen v. Büffons Supplementsbänden (Hist. des anim. quadr. ed. in 12. tom. X. pl. 1.) nachstechen lassen und hier beygefügt. O.

b) Tapiierete Brasiliensibus, Lusitanis Anta. Animal quadrupes, magnitudine iuvenci semestris; figura corporis quodammodo ad porcum accedens, capite etiam tali, verum crassiori, oblongo, superius in acumen desinente; promuscide super os prominente, quam validissimo nervo contrahere et extendere potest; in promuscide autem sunt fissurae oblongae; in-

und Barrere davon nach dem Leben gemacht, und daneben dasjenige vortragen, was die Reisenden und Geschichtschreiber davon berichtet haben.

Es

inferior oris pars est brevior superiore. Maxillae ambae anterius fastigiatae, et in qualibet decem dentes incisores superne et inferne; hinc per certum spatium utraque maxilla caret dentibus, sequuntur dein molares grandes omnes in quolibet latere quinque, ita ut haberet viginti molares et viginti incisores. Oculos habet parvos porcinos, aures obrotundas, majusculas quas versus anteriora surrigit. Crura vix longiora porcinis et crassiuscula, in anterioribus pedibus quatuor ungulas, in posterioribus tres; media inter eas major est in omnibus pedibus, in prioribus pedibus tribus quarta parvula exterius est adiuncta: sunt autem ungulae nigricantes, non solidae sed cavae, et quae detrahi possunt. Caret cauda et ejus loco processum habet nudum pilis, conicum, parvum more Cutian (Agouti). Mas membrum genitale longe exserere potest instar cercopitheci: incedit dorso incurvato ut Capytara. (Cabiai). Cutem solidam habet instar alcis, pilos breves. Color pilorum in junioribus est umbrae lucidae, maculis variegatus albicantibus ut capreolus; in adultis fuscus sive nigricans sine maculis. Animal interdiu dormit in opacis silvis latitans. Noctu aut mane egreditur pabuli causa. Optime potest natare. Vescitur gramine, arundine saccharifera, brassica, &c. Caro ejus comeditur sed ingrati saporis est. *Marcgravii Hist. Brasil. pag.* 229.— Der Tapir oder Maypouri, ein Thier, das im Wasser und auf der Erde lebet. Er hält sich öfterer im Wasser als auf der Erde auf, und geht nur dann und wann ans Land, um das zarte Gras zu seinem Fraß zu suchen. Er hat ein sehr kurzes Haar, welches schwarz und weiß untermischt ist, so, daß dadurch Streifen entstehen, die sich in der Länge von dem Kopf bis an den Schwanz erstrecken. Er pfeifet, wie eine Gemse, er scheinet etwas von dem Maulthier und etwas von dem Schwein an sich zu haben. Man siehet Manipouris, wie einige diese

Thiere

Es scheinet, daß der Tapir ein trauriges Thier ist und die Finsterniß c) liebt, indem er bloß des Nachts ausgeht, und nirgends lieber als im Wasser ist, worinn er sich öfter als auf dem Lande aufhält. Er lebt in den Sümpfen, und entfernet sich nicht weit von dem Ufer der Flüsse oder der Seen. So bald er bedrohet, verfolget oder verwundet wird; so stürzt er sich ins Wasser d), taucht unter, und bleibt

Thiere nennen, in dem Fluß Ouyapock. Ihr Fleisch ist grob und von Geschmack unangenehm. *Barrere Essai sur l'histoire naturelle de la France equinox.* S. 160. v. B.

c) Tapiierete, bestia iners et socors apparet, adeoque lucifuga, ut in densis mediterraneis silvis interdiu dormire amet; ita ut si detur animal aliquod, quod noctu tantum nunquam vero de die venetur, haec sane est Brasiliensis bestia, &c. *Hist. nat. Brasil. pag.* 101. — Der Ante graset des Tages, und des Nachts frißt er eine Art von Thonerde, die er in den Morästen findet, wo er beym Untergang der Sonne hineingehet. Die Ante-Jagd wird bloß bey Nachtzeit angestellet, und hat überall keine Schwierigkeiten. Man erwartet diese Thiere in ihren Löchern, wohin sie sich gerne haufenweise begeben, und wenn man sie kommen sieht, so geht man ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, welche sie dermaßen blenden, daß sie über einander zur Erde stürzen u. s. w. Des P. Charlevoix Geschichte von Paraguai, Th. I. S. 33. — Die Antan verbergen sich des Tages in den Höhlen, und gehen aus denselben bloß des Nachts heraus, um ihr Futter zu sich zu nehmen. Herreras Beschreibung von Westindien, S. 251. v. B.

d) Der Manipouri ist eine Art von wilden Maulesel. Man schoß nach einem, aber man erlegte ihn nicht. Wenn die Kugel oder der Pfeil nicht durch die Seiten dieses Thiers geht; so entwischt es fast immer, vornemlich wenn es das Wasser erreichen kann, weil er dann untertaucht und erst an dem Ufer, das gegen dem

bleibt eine lange Zeit darinnen, so, daß er eine große Strecke zurückleget, ehe er wieder zum Vorschein kömmt. Durch diese Eigenschaften, die er mit dem Wasserochsen gemein hat, sind einige Naturforscher auf den Gedanken verfallen, daß er mit demselben von einerley Geschlecht wäre e). Allein er unterscheidet sich von demselben eben so weit durch seine Natur, als er in Absicht des Himmelsstriches davon entfernet ist. Wenn man von dieser Sache überzeugt seyn will, so darf man nur die eben angeführte Beschreibung, mit derjenigen, welche wir von dem Wasserochsen gegeben haben, vergleichen. Der Tapir nähret sich nicht von Fischen, ob er sich gleich im Wasser aufhält, und ist nicht Fleischfräßig, wiewohl er einen Rachen hat, der mit zwanzig scharfen Schneidezähnen f) bewaffnet ist. Er lebt von Pflanzen und Wurzeln, und gebraucht seine Waffen nicht wider andere Thiere. Er ist von einem frommen und furchtsamen Wesen, und vermeidet alle Gefechte und Gefahren. Ob er gleich kurze Beine und

den Ort überliegt, wo er die Wunde bekommen hat, wieder hervorkömmt. Lettres edifiantes, 24ste Sammlung. Brief des P. Fauche, datirt von Ouyapock, den 20sten April, 1738. v. B.

e) Hippopotamus amphibius pedibus quadrilobis; habitat in Nilo — — — Hippopotamus terrestris pedibus posticis trisulcis, Tapiierete habitat in Brasilia. *Linn. Syst. nat. edit. X. pag.* 74. v. B.

In der zwölften Ausgabe des Linneischen Systems ist der Tapir ausgelassen. O.

f) Obgleich der Tapirousso scharfe und spitzige Zähne hat; so setzt er sich doch nicht zur Wehre, sondern ergreifet die Flucht. Er ist keinesweges gefährlich. Die Wilden erlegen ihn mit Pfeilschüssen, oder fangen ihn in Schlingen. Des von Lery Reisebeschreibung, S. 152. v. B.

und einen starken dicken Körper hat; so läuft er doch ziemlich schnell. Er geht gemeiniglich in Gesellschaft und bisweilen in großen Schaaren; sein Leder g) ist sehr derb und so fest, daß es oft der Kugel widersteht; sein Fleisch ist unschmackhaft und grob h). Gleichwohl essen die Indianer dasselbe. Man findet dieses Thier gemeiniglich in Brasilien 4), in Paraguai 5), in Guiana, im Amazonenlande i), und in dem ganzen südlichen Amerika, unten von Chiley an bis in Neuspanien 6).

g) Die Wilden schätzen den Tapiroussou wegen seiner Haut ungemein hoch; denn wann sie dieselben abgezogen haben, so schneiden sie das ganze Rückenleder in der Ründe aus, und wenn es trocken genug ist, machen sie runde Schilder daraus, die so groß sind, als der Boden von einer mittelmäßigen Tonne. — — Diese getrocknete Haut ist so hart, daß ich glaube, daß kein Pfeil dadurch kommen kann. Eben derselbe. v. B.

h) Das Fleisch des Manipouri ist grob und wiederlich von Geschmack. *Lett. edif.* 24 Samml. S. 341. v. B.

4) *Marcgr.* a. a. O. O.

5) Charlevoix hist. du Paraguay I. p. 32. O.

i) Man findet in der Gegend des Amazonenflusses ein Thier, welches Danta heißt, so groß als ein Maulthier ist, und mit demselben sowohl in Ansehung der Farbe als in Hinsicht der Gestalt des Leibes große Aehnlichkeiten hat. *Relation de la rivière des Amazones, par Christophe d'Acuna*, Th. *II.* S. 177. — Das Elendthier, das in einigen waldichten Gegenden der Cordilleren von Quito angetroffen wird, ist in den Wäldern des Amazonenlandes und von Guiana nicht selten. Den Namen Elendthier gebe ich hier dem Thier, das die Spanier und Portugiesen unter dem Namen Danta kennen. *Voyage de la rivière des Amazones, par M. de la Condamine*, S. 163. v. B.

6) So ist es in Jucatan (S. Allgem. Reis. *XIII.*) Panama, *Barrere France equinox. p.* 160. und Peru, nach Condamine Voy. p. 82. O.

An-

Anhang.

Der Herr Graf v. Büffon setzt noch im neunten Supplementsbande eine ausführlichere Beschreibung nebst einer bessern Abbildung des Tapirs hinzu. Er sagt:

Der Tapir, welchen man als den Elephanten des neuen Welttheils ansehen kann, gleicht demselben doch sehr unvollkommen in Ansehung der Gestalt, und kommt ihm noch weniger in der Größe nahe, wie die genaue Vergleichung ausweiset. Ich habe mich verpflichtet gehalten, hier eine neue Abbildung zu geben, (pl. I.) welche viel genauer als die zwey- undvierzigste im eilften Bande, welche nur nach einer auserlesenen Abbildung von dem verstorbenen Herrn de la Condamine gemacht war. Diese ist aber unter unsern Augen und nach einem lebendigen Thiere gemacht worden. Es konnte dasselbe unser Klima aber schwerlich ertragen, denn es lebte nach seiner Ankunft nur kurze Zeit in Paris unter den Händen des Herrn Rugieri, der doch viele Sorge für dasselbe trug.

Man sieht, daß die Art des Rüssels, welche er am Ende der Nase trägt, nur eine Spur von demjenigen des Elephanten sey; und in Ansehung dieses einzigen Kennzeichens in der Bildung kann man nur sagen, daß der Tapir dem Elephanten ähnlich sey. Der Herr de la Borde, Königlicher Arzt zu Kayenne, welcher mit einem guten Fortgange verschiedene Theile der Naturkunde treibt, schreibt mir, daß der

Tapir

Tapir wirklich das größte von allen vierfüßigen Thieren des südlichen Amerikas sey, und daß es daselbst welche von ihnen gebe, die an fünf hundert Pfund wiegen. Dieses Gewicht ist aber zehnmal geringer als das von einem mittelmäßigen Elephanten, und man würde nie darauf verfallen seyn, zwey solche ungleiche Thiere mit einander zu vergleichen, wenn der Tapir außer der Art von Rüssel, nicht einige dem Elephanten ähnliche Eigenschaften hätte. Er geht sehr in das Wasser um sich zu baden, und nicht um Fische darinn zu fangen, die er niemals frißt; denn er ernährt sich wie der Elephant von Kräutern und Baumblättern; er bringt auch nur ein Junges zur Welt.

Diese Thiere fliehen ebenfalls die Nachbarschaft bewohnter Oerter, und halten sich in den Gegenden von Morästen und Flüssen, durch welche sie oft des Tages und sogar in der Nacht setzen. Das Weibchen begleitet das Junge und gewöhnt es zeitig in das Wasser zu gehen, darinn es vor seiner Mutter untertaucht und spielt, welche ihm in dieser Uebung Unterricht zu geben scheinet.

Das Männchen hat an der Erziehung keinen Antheil, denn man findet dieselben allemal allein, ausgenommen zur Zeit, wenn das Weibchen hizzig ist.

Diese Art Thiere ist in dem inneren lande von Guiana ziemlich zahlreich, und kommt von Zeit zu Zeit in die Wälder, welche in einiger Entfernung von Kayenne sind.

Wenn man sie jagt, flüchten sie in das Wasser, darinn man sie leicht schiessen kann. Obgleich sie aber von Natur friedfertig und sanft sind, so werden sie doch gefährlich, wenn man sie verwun-

det hat. Man hat gefunden, daß sie sich bemühe-ten, sich an das Boot, daraus der Streich gekommen, zu rächen und es umzuwerfen. Man muß sich auch für sie in den Wäldern in Acht nehmen. Sie machen in denselben Fußsteige, oder vielmehr ziemlich breite gebahnte Wege, durch ihr häufiges Hin- und Hergehen, denn sie haben die Gewohnheit, immer durch dieselben Stellen, die sie gegangen sind, wieder zurück zu kommen. Man muß besorgen, daß man sich auf einem dieser Wege, von welchem sie nie aus-weichen a), befinde, weil sie in ihrem Gange trotzig sind, und, ohne daß man sie zu beleidigen sucht, alles was ihnen entgegen kömmt, hart anfallen.

Die Gegenden an den Flüssen von Guiana sind von einer ziemlich großen Anzahl der Tapirs bewohnt, und die Wasserufer sind von Fußsteigen, die sie daselbst machen, durchschnitten. Diese Wege sind so gebahnet, daß die wüstesten Gegenden, bey dem

a) Ein Reisender erzählte mir, daß er kaum der Ge-fahr entgangen sey, ein Opfer von der wenigen Er-fahrung die er in diesem Falle hatte, zu werden. Denn er hatte auf einer Landreise seine Hangmatte an zwey Bäumen befestigt, um darinn die Nacht zu-zubringen, und so, daß dieselbe quer über einen von den Tapirs gebahnten Weg gieng. Des Abends um neun bis zehn Uhr hörete er einen großen Lärm in dem Walde, welchen ein Tapir machte, der da-her kam. Er hatte nicht mehr Zeit als sich aus der Hangmatte zu werfen, und fest an einem Baum zu halten. Das Thier hielt sich nicht auf, sondern es warf die Hangmatte auf die Zweige, und preßte die-sen Menschen gegen den Baum. Darauf gieng es, ohne von seinem gebahnten Wege abzuweichen, mit-ten durch einige Neger, welche auf der Erde nahe an einem großen Feuer lagen, und that ihnen gar keinen Schaden. v. B.

dem ersten Anblick bevölkert und von vielen Menschen bewohnt scheinen.

Man richtet Hunde ab, diese Thiere auf dem Lande zu jagen und in das Wasser zu verfolgen; da sie aber eine sehr feste und dicke Haut haben, so tödtet man sie nur selten mit dem ersten Schuß.

Die Tapirs haben kein anderes Geschrey als eine Art von lebhaften und scharfen Gepfeiffe, welches die Jäger und Wilden ziemlich genau nachohmen, um sie herbey zu rufen und in der Nähe zu schießen. Sie verlassen schwerlich diejenige Gegenden, die sie einmal eingenommen haben. Sie laufen ungeschickt und langsam; Menschen und Thiere fallen sie nicht an, wenigstens wenn die Hunde ihnen nicht gar zu nahe kommen, denn in diesem Falle vertheidigen sie sich mit den Zähnen und bringen sie um.

Die Mutter scheint sehr für ihre Jungen besorgt zu seyn. Sie lehrt sie nicht allein schwimmen, spielen und untertauchen im Wasser, sondern läßt sie sich auf dem Lande auch beständig folgen oder sich von ihnen begleiten, und wenn das Junge zurück bleibt, beugt sie von Zeit zu Zeit den Rüssel, in welchem das Geruchswerkzeug ist, zurück, um zu bemerken, ob es folgt oder weit von ihr bleibt, und in diesem Falle ruft sie es zu sich, und erwartet es, um mit demselben weiter zu gehen.

Man hat einige von ihnen zu Kayenne als Hausthiere aufgezogen, und sie gehen überall umher ohne Schaden zu thun. Sie fressen Brod, Kaßave und Früchte. Sie lassen sich gern schmeicheln und sind tölpisch vertraut, denn sie haben eiu schweres und plumpes Wesen an sich, fast wie ein Schwein. Bisweilen gehen sie des Tages in den Wald, und

kommen des Abends wieder zu Hause; es geschieht aber doch auch oft, daß sie solche Freyheit, die man ihnen läßt, mißbrauchen und nicht wieder zurückkommen.

Ihr Fleisch ist esbar, aber von keinem guten Geschmacke. Es ist schwer, an Farbe und Geruch gleich dem Hirschfleische. Die einzigen ziemlich guten Bissen sind die Füße und das Obere vom Rücken.

Herr Bajon, königlicher Wundarzt zu Kayenne hat im Jahr 1774 an die Akademie der Wissenschaft in Paris eine Abhandlung über dieses Thier eingeschickt. Wir halten uns verpflichtet, die guten Beobachtungen des Herrn Bajons in einem Auszuge mitzutheilen, und zugleich zwey Fehler zu bemerken, die sich in seiner Schrift eingeschlichen zu haben scheinen, welche übrigens Lob verdient.

Herr Bajon sagt: Die Gestalt dieses Thiers kommt im allgemeinen dem Schweine nahe. Es ist aber doch so hoch als ein kleiner Maulesel, da es einen äußerst dicken Leib auf kurzen Beinen trägt. Die Haare, die es bedecken, sind gröber und länger als am Esel und Pferde, aber feiner und kürzer als Schweinsborsten, und lange nicht so dick als dieselben. Es hat eine Mähne, darinn die Haare immer aufgerichtet stehen, und nur ein wenig länger als die übrigen Haare des Leibes sind; dieselbe erstreckt sich von der Scheitel an bis zu dem Anfange der Schulter. Der Kopf ist groß und etwas länglich, die Augen sind klein und schwarz; die Ohren kurz und haben der Gestalt nach einige Aehnlichkeit mit Schweinsohren; am Ende seines obern Kinnbackens einen ohngefähr einen Fuß langen Rüssel, welcher sehr biegsam ist, und in welchem das Geruchswerkzeug seinen Sitz hat. Es bedient sich desselben wie

der

der Elephant, um die Früchte damit zu sammlen, welche einen großen Theil seiner Nahrung ausmachen. Die beyden Nasenlöcher kommen am Ende des Rüssels hervor. Der Schwanz ist sehr klein, ohngefähr nur zwey Zoll lang und fast gänzlich ohne Haare.

Die Haare auf dem Leibe sind braun mit wenigen Dunkel darinn. Die Beine sind kurz und dick, die Füße auch sehr breit und ein wenig rund; die Vorderfüße haben vier Zehe, und die hintern nur drey; alle diese Zehe sind mit einem dicken und harten Horn eingehüllt. Der Kopf enthält, obgleich er sehr groß ist, ein sehr kleines Gehirn. Die Kinnladen sind sehr lang, und gewöhnlich mit vierzig Zähnen versehen, obgleich bisweilen mehrere, bisweilen wenigere darinn sind. Die Vorderzähne sind schneidend, und bey diesen bemerkt man die Verschiedenheit in der Anzahl. Hinter diesen findet man an jeder Seite, sowohl oben als unten, einen Eckzahn, welcher viele Aehnlichkeit mit den Schweinshauern hat. Darauf findet man einen kleinen zahnlosen Raum, worauf die dicken Backzähne mit breiter Oberfläche folgen.

Bey der Zergliederung des Tapirs oder Maipouri, fährt Herr Bajon fort, war das erste Auffallende, daß dieses Thier ein wiederkäuendes sey. Die Füße und Zähne des Maipouri haben doch gar keine Aehnlichkeit mit denen von unsern wiederkäuenden Thieren. — Dem ohngeachtet hat der Maipouri drey ansehnliche Säcke oder Mägen, welche gewöhnlich sehr voll sind, besonders der erste, den ich beständig wie einen Balon gefunden habe. Dieser Magen stellt den Panzen des Ochsen vor, aber hier ist das Netz oder die Haube nicht verschieden, weil die beyden Theile hier nur einen ausmachen. Der

zweyte Magen, der Salter genannt, ist auch sehr ansehnlich, und sehr dem von den Ochsen gleich, doch mit dem Unterschiede, daß die Blätter darinn viel kleiner sind und die Häute darinn dünner scheinen. Der dritte Magen (Rom) ist der kleinste und dünneste. Man bemerkt in demselben inwendig nichts als bloße Runzeln, und ich habe ihn fast immer voll von ganz verdauter Materie gefunden. Die Gedärme sind nicht sehr weit, aber sehr lang. Das Thier läßt den Unrath in Kugeln, beynahe wie die Pferde, fallen.

Ich bin schuldig, dem zu widersprechen, was der Herr Bajon hier sagt, und zugleich zu versichern, daß dieses Thier gar kein wiederkäuendes sey, noch drey Magen hat, wie er sagt. Hier sind meine Beweise. Man hat uns einen lebendigen Tapir oder Maipouri aus Amerika gebracht; er hatte das Meer gut ertragen, und war an 20 Meilen von Paris angekommen, wie er mit einem Male krank ward und starb. Man versäumte keine Zeit uns denselben zu schicken, und ich bat den Herrn **Mertrud**, einen geschickten Lehrer der Wundarztneykunst und der Zergliederung bey der Schule im königlichen Garten, denselben zu öffnen und die inneren Theile zu untersuchen. Eine sehr gewohnte Sache für den Herrn **Mertrud**, weil er ebenderselbe ist, der die Gefälligkeit gehabt hat, unter den Augen des Herrn Daubenton von der Akademie der Wissenschaften, die mehrsten Thiere zu zergliedern, davon wir die Beschreibung gegeben haben.

Der Herr **Mertrud** verbindet überdem mit aller Kenntniß der Zergliederung eine große Genauigkeit in seinen Operationen. Auch ist diese Zergliederung, so zu sagen, in meiner Gegenwart geschehen,

und

und der jüngere Herr Daubenton ist allen Behandlungen beygestanden und hat den Erfolg davon geordnet; endlich war auch noch Herr Seve, unser Zeichner, ein guter Beobachter, gegenwärtig. Ich führe diese Umstände bloß an, dem Herrn Bajon zu zeigen, daß wir ihm gleich anfangs darinn widersprechen mußten, daß wir nicht drey Mägen, sondern an deren Statt nur einen einzigen bey diesem Thiere gefunden haben. Die Weite desselben war wirklich sehr groß und wie ein Beutel gestaltet, welcher an zweyen Stellen zusammen geschnüret ist. Aber es war nur ein einziges Eingeweide, ein einfacher einzelner Magen, der nicht mehr als einen einzigen Ausgang in den Zwölffingerdarm hatte, und nicht drey verschiedene Mägen, wie Herr Bajon sagt.

Es ist aber doch nicht zu verwundern, daß derselbe in diesen Fehler verfallen ist, da einer der berühmtesten Zergliederer in Europa, der Herr Doktor Tyson, von der königlichen Gesellschaft in london, sich bey Zergliederung des Pecari oder Tajaku aus Amerika geirret hat, von welchem er übrigens eine sehr gute Beschreibung in den philosophischen Abhandlungen (Philosoph. Transact. N. 153.) gegeben hat. Tyson versichert, wie Herr Bajon von dem Tapir sagt, daß der Pecari drey Mägen habe, da er doch in der That nur einen einzigen besitzt, welcher, beynahe wie bey dem Tapir, durch zwey Zusammenschnürungen getheilt ist, die bey dem ersten Anblick als drey Mägen lassen b).

Es scheint uns daher gewiß, daß der Tapir oder Maipouri nicht drey Mägen habe und kein

b) *Histoir. natur. Tom. X. p. 23. ed. in 12. tom. IV p. 4.* Büff. Naturg. d. Vierf. in 8. Th. VII. p. 49

wiederkäuendes Thier sey; denn wir können zu dem angeführten Beweis noch hinzu setzen, daß dieses Thier, welches lebendig nahe bis Paris gekommen ist, niemals wiedergekäuet habe.

Seine Führer ernährten es bloß mit Brod, Korn und desgleichen. Allein dieser Irrthum des Herrn Bajon hindert nicht, daß sein Aufsatz nicht sehr gute Beobachtungen enthalte. Man wird davon urtheilen können, in der Fortsetzung dieses Auszuges, in welchem ich einige Dinge einschalten zu müssen glaubte, die mir von Augenzeugen mitgetheilt sind.

„Herr Bajon sagt ferner, der männliche Tapir oder Maipouri ist allemal größer und stärker als das Weibchen, seine Mähnhaare sind länger und dicker. Das Geschrey von beyden ist genau dasselbe wie von einer groben Flöte. Das Geschrey des Männchen ist schärfer und schneidender als das von dem Weibchen.

Die männlichen Zeugungstheile scheinen eine große Aehnlichkeit mit denen vom Esel oder Pferde zu haben. Ihre Lage ist von eben der Art, und man bemerkt in der Scheide derselben, wie bey dem Pferde, in kleiner Entfernung von den Hoden, zwey kaum in die Augen fallende kleine Zitzen, welche den Ort der Saugwarzen bezeichnen. Die Hoden sind sehr groß, und jeder wiegt an zwölf bis vierzehn Unzen.

Die Ruthe ist dick, und hat nur einen schwammigten Körper. Im gewöhnlichen Zustande ist sie in einem ansehnlichen Sack eingeschlossen, der von der Scheide gebildet wird; wenn sie aber steif ist, kommt sie ganz hervor, wie bey dem Pferde.“

Eines von den Weibchen, welche Herr Bajon zergliederte, war sechs Fuß lang, und schien noch

nicht trägtig gewesen zu seyn; die beyden Zitzen desselben waren nicht sehr dick, und glichen gänzlich denen der Eselin oder Stute. Die Schaamöffnung war einen guten Zoll von dem After entfernet.

Die Weibchen werden gewöhnlich im November und December hitzig. Jedes Männchen folgt einem Weibchen, und dieses ist die einzige Zeit, darinn man zwey von diesen Thieren zusammen findet. Wenn sich zwey Männchen bey einem Weibchen begegnen, so schlagen und verwunden sie sich grausam. Ist das Weibchen trägtig, verläßt das Männchen sie und läßt sie allein. Die Zeit der Trägtigkeit währet zehn bis eilf Monat, denn man sieht die Jungen im September. Zu dem Werfen wählt das Weibchen immer einen erhabenen Ort und trockenen Boden.

Dieses Thier ist im geringsten kein Amphibium, wie einige Naturkündiger gesagt haben, sondern lebt stets auf dem Lande, und macht sein Lager beständig auf Hügeln und an den trockensten Orten. Wahr ist es, daß es die morastigen Gegenden besucht; dieses geschieht aber, um daselbst den Unterhalt zu suchen, und weil es daselbst mehre Blätter und Kräuter als an erhabenen Stellen findet. Da es sich sehr in den morastigen Stellen besudelt und die Reinlichkeit liebt, so schwimmt es alle Morgen und Abende über einen Fluß, oder wäscht sich in einem See.

Seines dicken Körpers ungeachtet, schwimmt es sehr geschickt, es kann aber nicht länger unter dem Wasser bleiben als alle übrige Landthiere. Man sieht auch, daß es alle Augenblicke seinen Rüssel aus dem Wasser zieht um Athem zu holen. Wenn es von den Hunden verfolgt wird, so läuft es gleich zu

einem Fluß, und schwimmt schnell über denselben, um sich ihren Verfolgungen zu entziehen.

Fische frißt es gar nicht, seine gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln und zarte Schößlinge, vorzüglich aber Früchte, welche von den Bäumen gefallen sind. Es sucht vielmehr des Nachts als bey Tage seine Nahrung, obgleich es am Tage, besonders im Regen, herumgehet.

Es hat ein feines Gehör und Gesicht. Bey der geringsten Bewegung die es merkt, nimmt es die Flucht und macht einen ansehnlichen Lärm im Gehölze.

Dieses sehr einsame Thier ist sehr sanft und sogar ziemlich furchtsam. Man hat kein Beyspiel, daß es gesucht habe, sich gegen den Menschen zu vertheidigen. So ist es nicht gegen die Hunde, gegen welche es sich sehr gut vertheidiget, vorzüglich wenn es verwundet ist; Es tödtet sie sogar öfters entweder durch den Biß, oder durch Treten mit den Füßen. Wenn es als Hausthier aufgezogen wird, scheint es einiger Zuneigung fähig zu seyn.

Herr Bajon hat eines derselben aufgefüttert, welches man ihm jung brachte, und welches noch nicht größer als ein Schafbock war. Es ward sehr groß, und bekam zu ihm eine Art von Freundschaft. Zum bewundern unterschied es ihn mitten unter vielen Leuten; es folgte ihn, wie ein Hund seinen Herrn folgt, schien viel Vergnügen an den Liebkosungen, die er ihm machte zu finden, und leckte ihm die Hände. Es gieng allein bisweilen sehr weit, in den Wald, und unterließ nicht alle Abende zu rechter Zeit wieder zu Hause zu kommen.

Man sahe ein anderes ebenfalls gezähmtes auf den Gassen von Kayenne gehen, ganz frey in das

Feld wandern und alle Abende zurückkommen. Demohngeachtet konnte man es, wie man es zur Ueberfahrt nach Europa einschiffen wollte, und wie es am Bord des Schiffes war, nicht halten. Es zerriß die sehr starken Stricke, mit denen man es befestigt hatte, stürzte sich in das Wasser, schwamm an das Ufer, kam in einer ganzen Entfernung von der Stadt an und man hielt es für verlohren, aber es kam noch an demselben Abend zu seinen gewöhnlichen Lager. Da man beschlossen hatte es einzuschiffen, bediente man sich noch größerer Vorsicht, welche aber nur auf einige Zeit half; denn ohngefähr auf dem halben Wege von Amerika nach Frankreich, wie das Meer sehr stürmisch ward, ward das Thier unwillig, zerriß aufs neue seine Bande, stieß seine Kiste ein und stürzte sich das Meer, da man es nicht wieder heraus ziehen konnte.

Im Winter, darinn es fast den ganzen Tag in Kayenne regnet, ist die schicklichste Jahrszeit diese Thiere glücklich zu jagen.

„Ein indianischer Jäger, sagt Herr Bajon, der bey mir in Diensten stand, stellte sich mitten in den Wald, stieß fünf bis sechsmal in eine Flöte, die mit Fleiß dazu gemacht war, und ihr Geschrey sehr gut nachmachte; wenn sich eines von ihnen in der Nachbarschaft befand, antwortete es sogleich, und alsdann begab sich der Jäger leise nach dem Ort von daher die Antwort kam, wiederholte dabey sorgfältig von Zeit zu Zeit das Geschrey, so lange bis er nahe genug zum Schusse darnach kam.

In der trocknen Zeit des Sommers bleibt hingegen das Thier den ganzen Tag über liegen. Alsdann gieng dieser Indianer auf die kleinen Anhöhen, suchte eines derselben zu entdecken und im Lager zu schießen,

schießen, diese Art der Jagd war aber viel fruchtloser als die erste. Man bedient sich, um sie zu schießen, gegossener Stücken Metall oder sehr dicker Kugeln, weil ihre Haut so hart ist, daß die groben Bleyschrote sie nur zerkratzen, und selbst mit den Kugeln und sogar mit den Metallstücken tödtet man sie selten mit dem ersten Male: man sollte kaum glauben welch ein zähes Leben sie haben.

Ihr Fleisch ist nicht gänzlich schlecht zu essen, das von den alten ist lederhaft und hat einem Geschmack den viele unangenehm finden; aber das von den jungen ist besser und hat einige Aehnlichkeit mit Kalbfleisch.

Ich habe es nicht nöthig gehalten, einen Auszug von der Zergliederung aus des Herrn Bajons Aufsatze zu machen. Ich habe bloß dasjenige von den vorgeblichen dreyen Mägen, die doch nur einen ausmachen, angeführt. Ich hoffe, daß Herr Bajon dieses selbst erkennen wird, wenn er sich die Mühe giebt, aufs neue diese inneren Theile von dem Thiere zu untersuchen.

Eine andere Anmerkung, die mir nöthig scheint, müssen wir noch machen, ohngeachtet wir nicht so gewiß dabey als in Ansehung des einzigen Magens sind. Sie betrifft die Mutterhörner.

Herr Bajon nämlich versichert, daß das Ende der Muttertrompeten gegen die Eyerstöcke zu, bey allen Weibchen, die er zergliedert habe, gänzlich geschlossen gewesen sey, und daß ihre Höhle gar keine Gemeinschaft mit diesen Theilen habe.

Er sagt: „Ich blies Luft in diese Mutterhörner und drückte sie mit Gewalt, allein es gieng keine Luft heraus, und drang nicht in die Seite an den Eyerstöcken. Dieses Ende der Muttertrompeten,

oder

oder die zackigte Mündung derselben scheinet hier am Ende rund zu seyn, und man bemerkt auswärts an ihrem Ende mehrere Sackenden, welche man für so viele Zugänge mit dem Inneren ausgeben sollte; sie sind aber von häutigen Falten gebildet, welche von der Haut entstehen, die sie von den breiten Bändern erhalten, vermöge welcher Haut die Mutterhörner an den Eyerstöcken befestigt sind. Die gänzliche Zuschließung des Endes von den Mutterhörnern, das zu den Eyerstöcken geht, ist eine Erscheinung, welche gewiß einigen Anstoß in dem gewöhnlichen Lehrgebäude über die Erzeugung mit sich bringt. Die Neuheit, das Wichtige und Sonderbare dieser Erscheinung, sagt Herr Bajon, machte, daß ich gegen meine eigene Beobachtungen behutsam war. Ich suchte mich also durch wiederholte Untersuchungen zu versichern, damit mir gar keine Zweifel desfalls übrig bleiben mögten. Daher hat die Zergliederung von zehn bis zwölf Weibchen, die ich in drey bis vier Monaten anstellete, mich in den Stand gesetzt, die Wirklichkeit der Sache, sowohl bey den jungen als alten Weibchen, die schon trägtig gewesen, zu bezeugen; denn ich habe von ihnen welche zergliedert, die Milch in den Brüsten hatten, und andere welche trägtig waren."

So bestimmt auch diese Behauptung, und so vielfach die Beobachtungen, die der Herr Bajon desfalls angestellet, auch seyn mögen, so bedürfen sie doch wiederholt zu werden, und scheinen uns allem dem, was man sonst davon weiß, so entgegengesetzt zu seyn, daß wir ihnen keinen Glauben beylegen können.

Man sehe unterdessen die Bemerkungen, die ich während der Zergliederung gesammlet, welche

Herr

Herr Mertrud in Paris bey diesem Thiere angestellet hat.

Der Magen lag so, daß er eben so sehr nach der rechten als der linken Seite zu ausgedehnet schien. Der Sack endigte sich dann in eine Spitze die nicht so lang als bey dem Schweine war, und hatte daselbst einen ganz deutlichen Winkel zwischen dem Magenmund und dem Pförtner, welcher eine Art von Zusammenschnürung machte. Die linke Seite war viel weiter als die rechte. Der dicke Darm war sehr weit, und viel enger am Anfange und Ende als in der Mitte. Der große Umfang des Magens betrug drey Fuß, einen Zoll; und der kleine Umfang zwey Fuß sechs linien.

	Fuß	Zoll	Lin.
Die länge der leber	—	11	—
Die Dicke der leber	—	3	6
Die Breite der leber	1	1	—
Es war keine Gallenblase, sondern ein bloßer Gallengang, der sich in den Zwölffingerdarm an der Seite des Magendrüsenganges öffnete.			
länge der Milz	1	6	—
Breite der Milz	—	2	2
Dicke der Milz	—	1	—
Höhe des Herzens	—	5	—
Umfang des Herzens	1	2	—
Die eyförmige Oeffnung war verschlossen.			
Durchmesser der großen Schlagader	—	1	—
länge der dünnen Gedärme vom Magen bis zum Blinddarm	38	2	—
Der Umfang der dünnen Gedärme an ihrer dickften Stelle	—	3	6
An ihrer dünnsten Stelle	—	3	2

länge

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Blinddarms — —	1	10	—
Umfang des Blinddarms an der dicksten Stelle — —	2	4	10
Umfang des dicken Darms an der dicksten Stelle — —	1	9	—
Da wo er am dünnsten — —	—	7	—
Umfang des geraden Darms da wo er am dicksten ist — —	1	—	—
Dessen Umfang da wo er am dünnsten ist	—	7	6
Länge der Nieren — —	—	8	—
Breite der Nieren — —	—	4	8
Dicke der Nieren — —	—	1	—
Durchmesser der äußern Schaam —	—	1	—
Länge der Scheide — —	—	11	6
Länge der Gebärmutter — —	—	2	6
Länge der Mutterhörner — —	—	11	—
Großer Umfang der Blase —	2	8	8
Kleiner Umfang der Blase —	1	10	4
Länge des Harnganges —	—	5	6
Umfang desselben — —	—	2	6
Länge des Eyerstockes — —	—	9	—
Breite desselben — —	—	—	6
Dicke desselben — —	—	—	1½
Länge der Zunge — —	1	2	—
Länge des Thieres von der Spitze der Nase bis zum After — —	5	1	—
Höhe des Hintergeschlepps —	2	8	4
Höhe des Vordergeschlepps —	2	7	2
Länge des Auges von einem Winkel zu dem andern — — —	—	1	1

Zu der Zeit da diese Zergliederung gemacht, und vorstehende Ausmessungen genommen waren, hatten wir noch nicht den Aufsatz des Herrn Bajon em-

empfangen. Wir würden sonst viel genauer den Magen und vorzüglich die Mutterhörner dieses Thiers untersucht haben. Obgleich aber diese Untersuchung nicht angestellet ist, so sind wir dennoch überzeugt, daß dieses Thier nur einen Magen habe, und zugleich ist es uns höchst wahrscheinlich, daß zwischen den Eyerstöcken und den Enden der Muttertrompeten eine Verbindung sey.

Der Tapir, welcher das größeste vierfüßige Thier des mittäglichen Amerikas ist, findet sich bloß in diesem Welttheile. Die Art desselben hat sich nicht über die Landenge von Paname ausgebreitet, wahrscheinlich weil es die Gebirge derselben nicht übersteigen konnte, denn die Witterung von Mexiko und den andern anliegenden Ländern würde der Lebensart dieses Thiers zuträglich gewesen seyn, weil Samuel Wallis c), und einige andere Reisende versichern, daß sie es, wie die Lamas, bis nach Magellan gefunden haben.

In der holländischen Ausgabe hat der Herr Professor Allamand der Abhandlung vom Tapir folgendes hinzugesetzt:

„Obgleich die Tapirs in den südlichen Theilen von Amerika, woselbst die Europäer ihre Niederlassungen haben, sehr gemein sind, und man dieselben bisweilen auf den Höfen der Privatleute siehet, woselbst man sie mit den übrigen Hausthieren ernährt, so ist es doch sehr selten, daß man sie nach Europa bringt. Ich glaube selbst, daß man bisjetzt nur eines derselben, welches im Jahr 1704 zu Amsterdam unter dem Namen eines Meerpferdes gezeiget ward, hierselbst gesehen habe. Ein Mahler damaliger Zeiten hat eine Abbildung von demselben gemacht, die

c) Prem. Voy. de *M. Cook*, Tom. II, p. 34. v. B.

die sich noch in den Sammlungen einiger Liebhaber erhalten, dieses Thier aber so unvollkommen vorstellen, daß man es nicht darnach erkennen würde.

Der Herr v. Büffon hat den Tapir niemals d) gesehen, eben so wenig als die übrigen Naturkündiger, die von demselben in der Geschichte, die er davon giebt, gehandelt haben. Er war genöthigt die Beschreibung, welche Marcgrav und Barrere davon gemacht haben, abzuschreiben und dasjenige anzuführen, was die Reisenden davon gesagt haben. Die Abbildung, welche er beygefügt hat, (die erste) war ihm von dem Herrn Condamine mitgetheilet, und dieses ist die einzige, welche eine erträgliche Vorstellung davon giebt. Sie ist auch die einzige die davon gemacht ist; denn diejenige, welche Marcgrav herausgegeben und die von Pison nachgemacht ist, ist für nichts zu achten. Sie ist zu schlecht, als daß sie einige Aufmerksamkeit verdiente.

Seit einigen Wochen haben wir hier in Holland zwey von diesen Thieren, von welchen das eine von Stadt zu Stadt gegangen ist, um auf den Märkten gezeigt zu werden. Das andere ist in den Thierhäusern des Prinzen von Oranien, welche vielleicht für einen Naturkündiger die merkwürdigsten in Europa sind, wegen einer großen Anzahl seltener Thiere, welche man alle Jahre sowohl aus Ostindien, als aus Afrika und Amerika, dahin schicket.

Der Tapir der darinn ist, ist ein Männchen; das andere ist ein Weibchen. Das Männchen ist auf

d) Dieses war zu der Zeit, wie Herr Allamand schrieb, richtig; aber seit der Zeit ist mir der Tapir sehr wohl bekannt, und ich habe ihn nach der Natur abbilden lassen, wie man siehet. v. B.

auf der eilften Kupferplatte e) abgebildet. Wenn man diese Abbildung mit der von Büffonschen, die ihm von dem Herrn von Condamine mitgetheilt ist, vergleichet, so wird man sehr merkliche Unterschiede darunter finden f). Die zehnte Platte stellt das Weibchen in einer Stellung vor, die dieses Thier oft annimmt.

Marcgrav hat eine sehr gute Beschreibung des Tapirs geliefert, und der Herr Graf v. Büffon, der ihn nie gesehen hat, konnte nicht besser thun, als alles so, wie er, zu erzählen.

Da ihm aber doch einige besondere Umstände entgangen sind, so will ich hier die Beobachtungen, die ich selbst über dieses Thier angestellet habe, hinzufügen. Dasjenige, welches in dem Thierhause des Prinzen von Oranien ist, muß sehr jung seyn, wenigstens, wenn es, wie einige Reisende sagen, zu der Größe einer kleinen Kuh kommt. Es ist kaum so hoch als ein Schwein, mit welchem man es leicht verwechseln kann, wenn man es in der Ferne siehet.

Es hat in Verhältniß des Wuchses einen sehr starken Leib. Es ist an dem hintern Theil des Rükkens gebogen, und endigt sich in ein breites Kreuz, welches ziemliche Aehnlichkeit mit dem von einem gut gefütterten Füllen hat.

Die Farbe seiner Haut und des Haars ist dunkelbraun, so wie über dem ganzen Leib. Man muß mit der Hand unter den Bauch gehen, um zu bemerken, daß es daselbst Haare hat, welche nicht größer als Milchhaare sind. An den Seiten hat es sehr weni-

e) Tom. XV. der holländischen Ausgabe. v. B.
f) Der Herr Allamand hat in Ansehung dieser alten Abbildung recht; aber diese, welche ich hier liefere, ist nach der Natur gemacht wie die seinige, und kann für eben so gut gehalten werden. v. B.

wenige, und die den untern Theil des Leibes decken, sind ziemlich sparsam und kurz. Es hat eine Mähne von schwärzlichen Haaren, die anderthalb Zoll hoch und steif wie Schweinsborsten, aber nicht so grob anzufühlen sind, und welche kürzer werden je näher sie dem Ende stehen. Diese Mähne erstreckt sich drey Zoll über die Stirn, und sieben Zoll über den Hals. Der Kopf ist sehr dick, und nahe am Ursprunge des Rüssels in einem Höcker erhaben. Seine Ohren sind beynahe rund, und an ihrem Rande mit einem weißlichen Streifen eingefaßt. Seine Augen sind klein, und stehen fast gleichweit von den Ohren und von dem Winkel des Maules entfernet. Sein Rüssel endigt sich vorn in eine zirkelrunde Fläche fast wie ein Saurüssel, ist aber nicht so breit, sein Durchmesser beträgt nicht anderthalb Zoll. In demselbin sind die Nasenlöcher, welche am Ende des Rüssels, wie bey dem Elephanten sind, mit dem die Nase des Tapirs viele Aehnlichkeit hat; denn er bedient sich desselben fast auf gleiche Weise. Wenn er sich desselben nicht bedient damit etwas anzufassen, so erstreckt sich dieser Rüssel kaum über die untere Lippe, und ist alsdann zirkelförmig gerunzelt; er kann ihn aber beynahe einen halben Fuß lang verlängern, und ihn sogar von einer Seite zur andern drehen, um dasjenige damit zu ergreiffen, was man ihm darbeut; aber nicht so wie der Elephant mit der Art von Finger, welche an dem Ende des Rüssels ist, und mit welchem eines dieser Thiere, wie ich gesehen habe, einen Schilling aufhob und ihn seinem Herrn gab. Der Tapir hat diesen Finger nicht; er faßt mit dem untersten Ende seiner verlängerten Nase an, welche sich zu der Absicht nach unten zu umschlägt. Ich habe das Vergnügen gehabt zu

sehen, wie er auf solche Art viele Stücken Brod nahm die ich ihm darbot, und die ihm sehr gut zu schmecken schienen. Es ist also nicht die bloße Lippe, wie bey dem Nashorn, welche ihm zum Rüssel dienet, sondern es ist seine Nase, die bey ihm in der That die Stelle der Lippe vertritt. Denn wenn er sie verlängert, indem er den Kopf hebt, um das zu ergreiffen, welches man ihm darreichet, so entblößet er die Zähne der obern Kinnlade. Oben ist sie braun, wie der ganze übrige Leib und fast ohne alles Haar; unten ist sie aber fleischfarbigt. Man kann es sehen, wie es einen starken Muskel ausmacht, welcher einer Verlängerung und Zusammenziehung fähig ist, und welcher, indem er sich krümmet, die ergriffenen Speisen in das Maul steckt.

Die Beine des Tapirs sind kurz und stark; die Vorderfüße haben vier Zehe, drey vordere, von welchen der mittelste am längsten ist; der vierte sitzt an der äußeren Seite; er hat eine höhere Lage und ist kleiner als die übrigen. Die Hinterfüße haben nur drey Zehe. Diese Zehe endigen sich in schwarze, zugespitzte und flache Nägel; man kann sie mit den Klauen der Thiere mit gespaltenen Hufen vergleichen. Sie umgeben und schließen das ganze Ende der Nägel ein. Jeder Zehe ist am Ursprunge des Nagels mit einem weißen Streif gezeichnet. Der Schwanz verdient kaum diesen Namen. Es ist nur ein Stumpf von der Dicke und Länge des kleinen Fingers, und hat unten eine Fleischfarbe.

Marcgrav sagt, daß die jungen Tapirs eine Livree tragen, sie aber verlieren, wenn sie alt werden und alsdann ganz Umbrafarbigt, ohne irgend einem Flecken von anderer Farbe sind; da letzteres der Fall mit dem Tapir ist, den ich beschreibe, so könnte man dar-

daraus den Schluß ziehen, daß er nicht so jung sey als sein Wunsch anzuzeigen scheinet.

Dieses Thier ist sehr sanft; es nähert sich denen, die zu ihm in sein Gemach kommen, folgt ihnen vertraut, vorzüglich wenn sie einige Sachen ihm zu geben haben, und leidet, daß man es liebkoset. Ich habe in seiner Bildung nicht das traurige, niedergeschlagne Ansehen bemerken können, welches man ihm nachsaget, und das füglich mit der Sanftmuth, die sein Blick verkündigt, hätte verwechselt werden können.

Es ist mir nicht möglich gewesen, seine Schneidezähne genau zu zählen; es entblößte sie nicht lang genug, daß ich mich von ihrer Anzahl hätte überzeugen können, und wenn ich ihm die Nase aufheben wollte, um sie besser zu sehen, so schüttelte es stark den Kopf, und nöthigte mich es los zu lassen. Es ließ mir doch, als wenn es in jeder Kinnlade acht derselben hatte, die sehr wohl geordnet g) und von der Größe der Schneidezähne bey dem Menschen waren. Marcgrav sagt, er habe in jeder Kinnlade zehn gezählt. Die Eckzähne schienen mir in Größe nicht hervorstehend zu seyn, und stand gar nicht aus dem Maule hervor, wie die Abbildung von dem Herrn Condamine und Büffon glaublich zu machen scheinen. Was die Backenzähne anbetrifft, habe ich sie nicht bemerken können.

Folgendes sind die Ausmessungen der vorzüglichsten Theile.

 Fuß

g) Herr Allamand hat nicht alle Schneidezähne des Tapirs sehen können. Wir haben sie gesehen, es sind dieselben an der Zahl oben zehn und unten zehn v. B.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Leibes von dem Ende der Schnautze bis zum After —	4	2	—
Höhe des Vordergeschlepps —	2	3	—
Höhe des Hintergeschlepps —	2	6	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Nase bis zu den Ohren — —	1	2	—
Länge der Ohren — —	—	3	6
Abstand der Augen von den Ohren	—	4	6
Umfang des Halses nahe am Kopf	2	—	—
Umfang des Halses nahe an den Schultern	2	8	—
Länge des Schwanzes — —	—	2	6
Höhe des Bauches bis zur Erde —	1	2	—
Länge des größten Nagels sowohl an den vordern als hintern Füßen —	—	1	6

Ich habe das Weibchen, von dem ich oben gesagt, und das man auf unsere Märkte führte, nicht gesehen. Aber eine Person, welche Antheil an alles nimmt, das zur Vollständigkeit dieser Ausgabe etwas beytragen kann, hat es sorgfältig beobachtet, und folgendes ist der Inhalt der Beobachtungen die er mir mitgetheilet hat.

Dieses Weibchen ist ein wenig größer als das Männchen, das ich eben beschrieben habe. Man fütterte es mit Rockenbrod, mit gekochter Grütze, mit Kraut und desgleichen. Vorzüglich fand es Geschmack an Aepfeln und spürte sie in der Ferne, nahete sich denen die sie bey sich hatten, und steckte seinen Rüssel in ihre Taschen um sie heraus zu holen. Es fraß endlich alles was man ihm bot, Möhren, Fische, Fleisch und sogar seinen eignen Auswurf, wenn es hungrig war.

Es kannte seinen Herrn eben so gut als ein Schwein denjenigen, der es füttert. Es war sehr sanft-

sanftmüthig und ließ keine Stimme hören. Der Mensch, der es sehen ließ, sagte, daß, wenn es ermüdet oder zornig wäre, es ein scharfes Geschrey an sich hätte, welches einer Art von Flöten gliche. Das Männchen, welches in dem Thierhause des Prinzen von Oranien ist, macht es eben so, wenn ich mich auf denjenigen berufen darf, dem die Aufsicht über dasselbe anvertrauet ist.

Das Haar desselben ist wie bey dem Männchen sehr kurz, oder fehlt fast gänzlich auf dem Rücken. Einige merkbarere sind an der untern Kinnlade, an den Seiten und hinten an den Vorderfüßen. Die Ohren sind mit kleinen sehr feinen, weißgelblichen Haaren eingefaßt. Es hat keine Mähne wie das Männchen, sondern bloß da, wo sie stehen sollte, einige über die andern hervorstehende Haare, die länger sind als die auf den übrigen Theilen des Leibes. Sollte die Mähne wohl ein Unterscheidungszeichen des Geschlechts seyn, wie man solches an den Löwen und andern Thieren siehet?

Zwischen den Hinterfüßen hat es zwey einen halben Zoll lange Zitzen.

In jeder Kinnlade hat es zwey Hundszähne, und die in der obern sind größer als die in der untern; dieses ist das Gegentheil von dem was man bey den Schweinen und in der Abbildung sieht, die Herr Graf v. Büffon gegeben hat.

Man hat da keine Gelegenheit haben können, die Schneidezähne zu zählen.

Wenn es die Nase ausstreckt, zeigen die Naselöcher weite Oeffnungen, und sie schließen sich, wenn sie dieselben zurückzieht. Eben dieses geschahe bey dem Männchen.

Es hat viele Stärke in den Zähnen; man sahe, daß es einigemal die Krippe, darinn man demselben Futter gab, von einem Orte zu dem andern trug.

Seine angenehmste Stellung ist sich auf die Hinterfüße zu setzen als ein Hund, und dieses war die angenehmste Stellung darinn man es sehen konnte und darinn man es abgebildet hat. (pl. X.) h).

Folgende sind die Ausmessungen dieses Weibchens.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Leibes von der Spitze der Schnautze bis zum After —	5	1	—
Höhe des Vordergeschlepps —	2	8	—
Höhe des Hintergeschlepps —	2	9	6
Länge des Kopfs von der Spitze des Rüssels bis zu den Ohren —	1	2	—
Abstand von den Augen bis zu den Ohren	—	5	9
Umfang des Kopfs bey dem Anfange der Kinnladen — —	1	3	—
Umfang des Kopfs vor den Ohren —	2	3	—
Länge des Auges von einem Winkel zu dem andern — —	—	1	2
Länge der Ohren — —	—	3	6
Breite der Ohren — —	—	3	—
Umfang der Ohren nahe am Kopfe	—	7	—
Abstand zwischen den Ohren —	—	6	—
Umfang des Halses bey den Schultern	2	10	—
Umfang des Leibes hinter den Vorderfüßen — — —	3	9	—
Umfang mitten über den Leib —	4	3	—

Um=

h) Man sehe den XV Band dieser holländischen Ausgabe. v. B.

	Fuß	Zoll	Lin.
Umfang des Leibes vor den Hinterfüßen	4	—	6
Länge des Schwanzes —	—	2	2
Höhe der Vorderfüße bis zur Brust	1	2	—
Höhe der Hinterfüße —	1	4	—
Umfang der Vorderfüße —	—	8	6
Umfang der Hinterfüße —	—	8	—
Länge des längsten Nagels an den Vorderfüßen — —	—	1	3
Länge des längsten Nagels an den Hinterfüßen — —	—	1	8

In unsern amerikanischen Kolonien giebt man, ich weiß nicht warum, dem Tapir den Namen eines Büffels; er gleicht in keinem Stücke dem Thiere, das diesen Namen führt.“ Allamand. *Buff. Hist. des anim. quadr. ed. in* 12. *Tom. X. p.* 1 bis 39.

LXXX.

Das Zebra. a) 1)

Hengst. Büffon Allg. H. d. Nat. VI Th. 2 B. Tab. I.
Quagga (Zebra Stute) Seligmann VII. Tab. 27.

Unter allen vierfüßigen Thieren ist wohl keines besser gestaltet und zierlicher geschmückt als das Zebra. Es hat die gefallende Bildung des Pferdes, die Leichtigkeit des Hirsches, und ein streifigtes Fell mit schwarzen und weißen Bändern, die wechsels-weise

a) Zebre, Zebra, Zeuera, Sebra, Name dieses Thiers in Congo, welchen wir beybehalten haben. Esvre in Angola, nach Pyrard. Buro do Matto. Portug. Zebra. *Aldrov. de quad. fol. p.* 416. fig. p. 417. Zebra. *Ray. Synopſ. quad.* p. 64. Equus auriculis brevibus erectis, juba brevi, liberis transversis versicolor. Zebra, le Zèbre ou l'âne rayé. *Briſſ. Regn. anim. pag.* 101. *n.* 2. v. B.

1) Ονάγρος. *Oppian. cyneg.* II. p. 183.
The Zebra, *Purchas Pilgrim.* II. p. 1001.
Zebra, *Nieremberg. hiſt. nat. p.* 168.
Zebra indica. *Jonſton quadr. p.* 21.
Zebra indica. Indianisch Maulthier. *Jonſt. quadr. tab.* 5. (schlechte Abbild.)
Equus indicus. Indianisch Pferd. *Jonſton quadr. tab.* 6.
Asne de beauté extraordinaire, *Thevenot. voy. II. p.* 473.
Indianisch Maulthier, eine Art Maulthier. Gesners Thierb. p. 120. (Abbild. schlecht.)
Zebra, *Charleton exercit.* p. 4.
Zecora *Ludolf Aeth.* I. c. 10. n. 35. *Comment. p.* 150.
Equus

Das Männl: Zebra.



Büff. Thiere. X Th.

Das Weibl: Zebra.



Büff. Thiere. X. Th. Seeligm. VII. Th.

weise mit solcher Ordnung und Symmetrie angebracht worden, daß es das Ansehen hat, als wenn die Natur zur Bemahlung dieses Fells ein Lineal und einen Zirkel gebraucht hätte. Diese schwarze und weiße Wechselstreife sind um so viel sonderbarer, weil sie wie auf einem gestreiften Zeuge schmal sind, gleich-

Equus brasiliensis, *Jacob. Mus. reg.* p. 3. t. 2. f. 1. *Laurent. Mus. reg.* t. 3. f. 18. (Abbild. d. Kopfs.)
Une espece de fort beaux anes, *Dampier Voy. II.* p. 250.
Zebra, *Barbot Guin.* p. 486.
Wilder Esel, Kolbe Vorgeb. d. g. H. p. 146. tab. 3. f. 2.
Zeura oder Zecora. *Lobo* Abiss. voy. I. p. 291.
Equus lineis transversis versicolor. *Linné Syst. nat.* 2. p. 48. *edit.* 6. *p.* 11. n. 3,
Equus lineis transversis versicolor. The transversely streaked Equus: the Zebra or wild Ass. *Hill. animal. p.* 571. *tab.* 28. (Abb. schlecht.)
Das Zebra. Halle vierfüß. p. 245. tab. 1.
Equus (Zebra) fasciis fuscis versicolor. *Linné Syst. nat. edit.* 10. *tom. I. p.* 74. *n.* 3.
The male Zebra. *Edw. glean.* I. *tab.* 222.
The female Zebra. *Edw. glean. I. tab.* 223.
Ane Sauvage du Cap. d. b. E. *Dictionn. anim.* I. *p.* 125.
Zebre ou ane rayé. *Dictionn. anim. IV. p.* 587.
Paard met Streepen dwars ower't Lyf, van gemen gelde Kleur. *Houtt. hist. nat. III. p.* 400.
Le Zébre. *Buffon hist. nat. XII. p.* 1. *tab.* 1. 2. *edit.* 12. *tom. V.*
Zebra. Buff. Allg. Hist. d. Nat. XII. in 4to. p. 1. T. I.
Zebre ou ane rayé. *Bomare Dictionn.* IV. p. 645.
Equus (Zebra) fasciis fuscis versicolor. *Linné Syst. nat. ed. XII. I. p.* 101. n. 3.
Afrikanisches Tiegerpferd oder Eselpferd. *Knorr delic. II. tab. K. fig.* 8.
The Zebra. *Bancroft. Guiana. p.* 486.
(Es ist der Zebra doch nur bisweilen nach Guia-na

gleichlaufend, und sehr genau von einander abgesondert liegen, und dieselben nicht bloß über den Leib gehen, sondern auch über den Kopf, die Schenkel, die Beine, die Ohren und den Schwanz ausgebreitet sind. Daher kömmt es, daß es von ferne scheinet, als wenn das Thier überall mit Bändchen um-

na herüber gebracht und Amerika nicht eigen. Bankroft Guiana, S. 71.)

The Zebra. *Pennant. Synopf. quadr. p.* 2. *n.* 2.
Zebra. *Aleſſandr. quadr. II. tab.* 89.
Der gestreifte Esel. Müller Syst. *I. p.* 456.
Equus (Zebra) fasciis fuscis transversis. *Erxleb. Mammal. I. p.* 216. *n.* 3.
Das Zebrapferd. Leske Naturgesch. I. *p.* 188. *n.* 4.
Equus (Zebra) zonis fuscis et albidis, maxime regularibus. Blumenbach Handb. p. 110.
The Sebra or wild Aſſ. v. G. Stubs mit lebend. Farben 1771.
Zebra. Neuer Schaupl. der Natur X. *p.* 161.
Zebra. Neueste Mannigfaltigk. *II.* J. *p.* 132. *III.* J. *p.* 267.
Zebre. *Bomare Dict. d'hiſt. nat. ed.* 3. *tom. IX. p.* 418.
Zebra. *Onomatol. hiſt. nat. Tom. VII. p.* 869.
Gestreifte Esel. Oekonom. Zoologie *p.* 53. *n.* 61.
Zebra. *Graumann introd. p.* 42.
Equus Zebra. Das Zebra. Gatterer vom Nutzen u. Schad. der Thiere *I. p.* 97. *n.* 65.
Der Zebra. Zimmermann geogr. Zool. *II. p.* 80.
Der Quagga. Ebend. *p.* 81.
Le Zebre. Buffon hiſtoir. natur. des quadrup. ed. in 12. tom. V. p. 175. pl. 14. Suppl. *Tom. VIII. p.* 81 - 89. *pl. IV. Le Zebre femelle. Tom. X. (Suppl.) p.* 66.
Zebra Hengst. Seligmann *Tom. VII. tab.* 26.
Zebra Stute. (Quagga) Seligmann ebend. *tab.* 27.
Equus Zebra. Afrikanische Tiegerpferd Borowsky *I. tab. XXXV.*
Quagga. Sparrmanns Reſa *til Goda Hopps-Udden I.* p. 233. teutsch p. 210.

Ob-

umgeben wäre, die man zum Vergnügen mit großer Kunst regelmäßig bey allen Theilen seines Körpers angebracht hätte; sie richten sich nach dem Umriß des Leibes, und bezeichnen die Form desselben auf eine so schickliche Art, daß sie die Muskeln zeichnen, indem sie mehr oder weniger breit werden, nachdem die Theile mehr oder weniger fleischicht, und mehr oder weniger gerundet sind. Bey dem Weibchen sind diese Bändchen wechselsweise schwarz und weiß, bey dem Männchen schwarz und gelb, aber allemal von einer lebhaften und glänzenden Schattirung auf einem kurzen feinen und dicken Haar, dessen Glanz die Schönheit der Farben noch vergrößert. Das Zebra ist überhaupt kleiner als das Pferd, und größer als der Esel; und ob man gleich dieses oft mit diesen beyden Thieren verglichen, ja es sogar das wilde Pferd b) und den gestreiften Esel c) genennet hat; so ist es doch von keinem von beyden die Copey, und dürfte eher ihr Modell seyn, wenn nicht in der Natur alles ohne Unterschied Original wäre, und nicht jede Gattung ein gleiches Recht an der Schöpfung hätte.

Das Zebra ist also weder Pferd noch Esel; es ist eine eigene Art [z]). Unsers Wissens paaret es sich

z) Obgleich der Quagga vom Zebra unterschieden ist; so ist er doch von dem Herrn v. Büffon zugleich beschrieben, und desfalls habe ich dessen Beschreibung hier auch nicht getrennt.
Kwagga. *Buffon Suppl. s. Anim. quadr. ed. in* 12. *tom. X. p.* 150. *pl.* 7. (von Allamand.) O.

b) Equus ferus genere suo. Zebra. *Klein de quad. p.* 5. v. B.

c) Infortunatum animal, quod tam pulchris coloribus praeditum, Asini nomen in Europa ferre cogatur. *Vide Ludolph Comment. pag.* 150. Ibique Zebrae figuram. v. B.

sich mit keinem von ihnen und zeuget auch keine Junge mit denenselben, ob man gleich deshalb Versuche angestellet, und sie nahe bey einander gebracht. Man hat zu dem Zebra, welches im Jahr 1761 zu Versailles war, brünstige Eselinnen gehen lassen, jenes verschmähete diese, oder war vielmehr bey deren Anblick ganz kaltsinnig, wenigstens bemerkte man das äußerliche Zeichen der Brunst überall nicht. Es spielte zwar mit ihnen und bestieg sie, streckte aber nicht sein Glied hervor und wieherte auch nicht. Diese Kaltsinnigkeit kann man nicht füglich einer andern Ursache als der Ungleichheit ihrer Naturen zuschreiben; denn dieses vierjährige Zebra war zu allen andern Leibesbewegungen sehr lebhaft und schnell 3).

Das Zebra ist nicht das Thier, welches die Alten uns unter dem Namen Onager bekannt gemacht haben. In der Levante, im Orient von Asien, und in dem nördlichen Theil von Afrika findet man eine sehr schöne Raße von Eseln, die wie die schönsten Raßen von Pferden, aus Arabien d) herstammet.

2) Es ist auch eine andere Art als das Pferd, und gehöret nur zu einem Geschlecht mit demselben. Wenn die Systematiker es Pferd oder *Equus* nennen, so bedeuten diese Namen nur die Hauptgattung, und die Arten heißen Caballus, Asinus, Zebra u. s. w. O.

3) Wir werden unten sehen, daß ein weiblicher Zebra von einem gemalten Esel befruchtet ist, und ein der Mutter ähnliches Junges bey dem Mylord Clive geworfen hat. O.

d) In Persien giebt es zweyerley Gattungen von Eseln, Esel des Landes, die träge und schwerfällig sind, wie die Esel in unsern Ländern, und nur zum Lasttragen gebraucht werden, und eine Raße von ara-

met. Diese Raße unterscheidet sich durch seinen großen Körper, seine hurtigen Beine und sein glänzendes Haar von der gemeinen Raße e). Sie haben eine einzige, und gemeiniglich eine schöne Mausefarbe, und ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken und über den Schultern; bisweilen sind sie hellgrauer, und haben ein blondes Kreuz. Diese afrikanischen und asiatischen Esel f) kommen, ob sie

arabischen Eseln, welche sehr artige Thiere und die vortreflichsten Esel von der Welt sind. Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, hurtige Füße, und heben diese im Gehen mit einer Bewegung in die Höhe. Man gebraucht sie bloß zum Reiten. — Man wartet, striegelt und reiniget sie, wie die Pferde. — Arten von Bereiter richten sie darauf ab, daß sie im Gehen das Mittel zwischen dem Paß und dem Trabe halten. Ihr Gang ist ungemein sanft und so hurtig, daß man galopiren muß, wenn man ihnen nachkommen will. Chardins Reise, Theil II. S. 27. Taverniers Reisen, Th. II. S. 20. v. B.

e) Ich habe zu Bassora einen wilden Esel gesehen, dessen Gestalt mit der gemeinen und zahmen Esel ihrer überein kam. Er hatte aber eine hellere Farbe, und von dem Kopf bis an den Schwanz einen Streif von blonden Haaren. — So wohl im Laufen als bey andern Bewegungen schien er viel hurtiger als die gemeinen Esel zu seyn. Reise des Pietro della Valle, Theil VIII. S. 49. v. B.

f) Die Mohren, welche, um Handelschaft zu treiben, nach dem grünen Vorgebirge kommen, hatten ihre Geräthe und Waaren auf Eseln gebracht. Kaum kannte ich diese Thiere; so schön und geschmückt war es in Vergleichung mit den europäischen Eseln. Die letzteren würden, wie ich glaube, eben so seyn, wenn nicht die Arbeit und die Art wie man sie belastet, zu ihrer Verunstaltung ein Vieles beytrüge. Das Haar der ersteren hatte eine sehr schöne und glänzende Mausefarbe. Der schwarze Streif, der den

sie gleich schöner als die europäischen sind, gleichfalls von den Onagern oder wilden Eseln her, welche man noch gegenwärtig in der östlichen und südlichen Tartarey g) 4), Persien, Syrien, auf den Inseln des Archipelagus und in ganz Mauritanien h) in ziem=

den Rücken hinauf und hiernächst kreutzweise über den Schultern geht, nahm sich vortreflich aus. Diese Esel sind ein wenig größer als unsere, sie haben aber auch am Kopfe etwas, das sie von dem Pferde und vornemlich von dem Barberpferde unterscheidet. Dieses ist, gleich wie sie, im Lande einheimisch, aber immer höher von Wuchse. Adansons Reise nach Senegal, S. 118. — Es giebt in den Wüsten Numidiens und Libyen und in den umliegenden Ländern eine Menge wilder Esel; sie gehen so geschwinde, daß nur die Barberpferde sie im Laufen einhohlen können. So bald sie einen Menschen sehen, so schreyen sie, schlagen aus und stehen darauf still, und wenn er nahe kommt, so fangen sie an zu laufen. Man fängt sie in Schlingen und durch andere Kunstgriffe. Sie gehen Schaarenweise nach der Weide und zur Tränke. Ihr Fleisch ist zu genießen; man muß es aber, wenn es gekocht ist, zwey Tage stehen und abkühlen lassen, weil es sonst riecht und gar zu sehr nach dem Wilde schmeckt. In Sardinien haben wir diese Thiere in Menge gesehen, aber kleiner. Marmols Afrika, Th. I, S. 53. v. B.

g) Das Thier, welches die mongulschen Tartaren Czigithai nennen, und Messerschmied durch die Redensart mulus foecundus Dauricus, bezeichnet hat, ist mit dem Onager oder mit dem Esel einerley. v. B.

4) Der Herr Pallas hat den Dschiggetai zu gut beschrieben und gezeichnet, als daß man ihn mit dem wilden Esel verwechseln könnte. Wir werden ihn in den Anhangebänden besonders aufstellen. O.

h) Man findet auf den Inseln Peine und Levatos oder Levathoß viele wilde Esel. — Auch sieht man

ziemlich großer Menge antrifft. Die wilden Esel unterscheiden sich von den zahmen bloß durch die Eigenschaften, welche mit der Unabhängigkeit und Freyheit verbunden sind; sie sind stärker und hurtiger auf den Füßen, sie besitzen mehr Muth und Lebhaftigkeit. Allein in Ansehung der Leibesgestalt gleichen sie sich einander, sie haben bloß ein viel längeres Haar. Dieser Unterscheid klebt bloß ihrem Zustande an, denn unsere Esel würden ebenfalls ein langes Haar haben, wenn man sie nicht scheeren ließe, wenn sie vier bis fünf Monate alt sind. Die Eselsfüllen haben in ihrem zarten Alter ein langes Haar, beynahe wie die jungen Bären. Das Leder von den wilden Eseln ist auch härter als das Leder von den zahmen Eseln; man versichert, daß es überall mit Knollen besetzt sey, und daß aus diesen Häuten der Onager in der Levante das feste und körnigte Leder zubereitet wird, das man Chagrin nennet, und von uns zu verschiedenen Sachen gebraucht wird. Allein weder diese wilden noch die schönen arabischen Esel können als der Stamm von der Zebragattung angesehen werden, obgleich sie in Absicht der Leibesgestalt und der Hurtigkeit denselben nahe kommen; weder an diesen noch an jenen hat man jemals die regelmäßige Verschiedenheit der Farben des Zebra wahrgenommen. Diese schöne Gattung 5) ist für sich allein und die einzige in ihrem Ge-

man welche auf Lithare, heutiges Tages Cerigo heißt. Dappers Beschreibung von den Inseln des Archipelagus, S. 185. und 518. v. B.

5) Es sollen mal vier Zebras an den König von Portugall geschickt seyn; der Kaiser von Indostan habe einen Zebra zu 20,000 Dukaten gekauft, und die holländische ostind. Compagnie für ein Paar Zebras

Geschlecht; sie hält sich auch in einer andern Gegend als die wilden Esel auf, und findet sich bloß in den östlichsten und südlichsten Theilen von Afrika, von Aethiopien an bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung i), und von da bis nach Congo k); sie ist

von dem Kaiser von Japan ein Gegengeschenk erhalten haben, davon ich die großen Zahlen nicht mal anführen mag. *Orrelius, p.* 520. Eine andere Art oder Abart des Zebra läßt sich leichter zähmen, wie wir im Anhange sehen werden. O.

i) Es giebt am Vorgebirge der guten Hoffnung viele wilde Pferde, welche die schönsten Thiere von der Welt sind; sie sind schwarz und weiß gestreift, (ich habe die Haut von einem solchen Pferde mitgebracht). Man kann sie nur mit großer Mühe bändigen. Reisebeschreibung des Ritters von Chaumont. Paris 1686. S. 12. — Der wilde Esel ist eines der schönsten Thiere, welche ich je gesehen habe. — Er ist so groß als ein Pferd von mittelmäßiger Höhe; seine Beine sind dünne und sehr schicklich, und sein Haar ist weich und glatt; von seiner Mähne an bis nach seinem Schwanze hin sieht man mitten auf dem Rücken einen schwarzen Streif, von welchem auf beyden Seiten sehr viele andere Streifen von verschiedenen Farben ausgehen, die sich unter dem Bauche begegnen und auf diese Art eben so viele Zirkel bilden. Einige von diesen Zirkeln sind weiß, andere gelb, und noch andere castanienbraun, und diese Farben gehen so in einander, daß daraus ein reizender Anblick entsteht. Sein Kopf und seine Ohren sind auch mit kleinen Streifen von eben dergleichen Farben gezieret; von denjenigen, welche auf der Mähne und dem Schwanze schimmern, sind die meisten weiß, castanienbraun oder braun; gelbe giebt es nicht so viele darunter. Dieses Thier ist so schnell, daß kein Pferd in der Welt hierinn mit ihm zu vergleichen ist. Es kostet auch viele Mühe, eines zu fangen, und wenn man dieses Glück hat, so verkauft man es sehr theuer. — Ich habe oft große

ist weder in Europa noch in Asien, noch in Aethiopien, noch sogar in keinem einzigen nördlichen Theil von Afrika anzutreffen; diejenigen, welche einige

große Schaaren von diesen Thieren gesehen. Der P. Tellez, Thevenot und andere Schriftsteller sagen, daß sie von diesen Thieren einige gezähmte gesehen; ich habe aber nicht gehöret, daß man jemals am Vorgebirge welche habe zähmen können. Verschiedene Europäer haben alle ihre Geschicklichkeit mit der größten Geduld angewendet, solches zu beschaffen, sie haben es auf allerley Art angefangen, sie haben es mit alten und jungen versuchet; ihre Bemühungen sind aber allemal fruchtlos gewesen, u. s. w. Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Th. III. S. 25. v. B.

k) In der Landschaft Pamba, in dem Königreich Congo findet man ein Thier, welches die Völker dieser Gegenden Zebra nennen. Es gleichet völlig einem Maulthier, außer daß es fruchtbar ist. Uebrigens ist die Einrichtung seines Haars wunderbar; denn von dem Rückgrade bis an den Bauch sind Streifen von dreyerley Farben, nämlich weiße, schwarze und gelbe, alle sind in einer genauen Proportion angebracht, und jeder Streif ist drey Finger breit. Diese Thiere vermehren sich in diesem Lande sehr, indem sie alle Jahre Junge werfen. Sie sind sehr wild und über alle Maßen schnell. Wenn dieses Thier zahm gemacht würde; so könnte es an Statt eines Pferdes gebraucht werden, u. s. w. Fr. Dracks Reisen. Paris 1614. S. 106 und 107. — Auf dem Wege von Loanda nach dem Königreich Congo findet man ein Thier, welches so groß und stark als ein ein Maulesel ist, aber Haare mit abwechselnden weißen, schwarzen und gelben Streifen hat, die um den Leib vom Rückgrade an bis unter den Bauch gehen. Dieses stehet sehr schön aus und scheint durch die Kunst gemacht zu seyn. Man nennet es Zebra. Beschreibung einer Reise nach Congo, die in den Jahren 1666 und 1667, von den Capuciner = Mönchen Michel = Ange de Galli-

Reisende 1), ihrer Angabe nach in Brasilien gefunden haben, waren dahin aus Afrika gebracht worden; diejenige, die andere nach ihren Berichten in-

ne und Denys de Charly angestellet worden ist, Lion 1680, S. 76. u. f. — Es giebt in Congo eine Art von Thieren, welche man Sebra nennet. Dieses Thier hat eine vollkommene Aehnlichkeit mit einem Maulthier, ausgenommen, daß es fruchtbar ist. Sein Haar ist sehr außerordentlich; von dem Rückgrade an bis unter den Bauch hat es drey Streifen von verschiedenen Farben, u. s. w. Reisen der holländischen ostindischen Compagnie, Th. IV. S. 320. v. B.

1) Wie ich in Brasilien kam, so sahe ich daselbst zwey sehr seltene Thiere; sie hatten die Bildung, Höhe und Proportion eines kleinen Maulthiers und dessen ungeachtet ist dieß keine Mauleselart, sondern eine besondere Thierart, die ihres Gleichen zeuget und hervorbringt. Die Haut war ausnehmend schön, glatt und glänzend wie Sammt, und das Haar kurz; das Seltsamste war dieses, das es aus gar weißen und sehr schwarzen kleinen Streifen bestand, die in solcher Proportion lagen, daß man von dieser so schön abgezirkelten Figur, die Ohren, den Zipfel des Schwanzes und andere Extremitäten nicht ausgenommen, urtheilen mußte, daß kaum die Kunst der Menschen dergleichen nachmachen könnte. Es ist übrigens ein sehr muthiges Thier, welches nie ganz zahm wird. Man nannte sie, so wie in dem Lande, wo sie herkommen, Esvres. Sie werden in Angola und Afrika gebohren, von da man sie nach Brasilien gebracht hatte, um sie nachher dem König von Spanien zu schicken. Da man sie jung und sehr klein gefangen hatte, so hatte man sie ein wenig gezähmet. Nichts desto weniger fand sich nur ein einziger Mensch, der sie wartete, und sich getrauete, ihnen nahe zu kommen. Kurz vor meiner Ankunft tödtete sogar eines von diesen Thieren, das von ohngefähr los gekommen war, einen Stallknecht. — Auch zeigte mir derjenige, der sie wartete,

in Persien m), und in der Türkey n), gesehen, waren aus Aethiopien dahin gebracht worden, und endlich die, welche wir in Europa gesehen haben,

 sind

tete, wie sie ihn an verschiedenen Stellen gebissen hatten, ob sie gleich sehr kurz angebunden werden. Ihr Fell ist das schönste unter allen Fellen, die man nur finden kann. *Voy. de Pyrard. Tom.* II. p. 376. v. B.

m) Die äthiopischen Gesandten mußten dem Mogul ein gewisses kleines Maulthier zum Geschenk verehren. Von demselben habe ich die Haut gesehen, die eine sehr seltene Sache war. Kein Tiger ist so schön gezeichnet, kein streifigter Seidenstoff so schön gewebt, noch mit solcher Abwechselung, Ordnung und Proportion gestreift, als die erwähnte Haut war. Fr. Berniers Geschichte der Staatsveränderung des mogolschen Reichs, Amsterdam 1710, Th. I. S. 181. v. B.

n) Zu Cairo kam ein äthiopischer Gesandter an, der für den Großherrn verschiedene Geschenke und unter andern einen Esel bey sich führte, der ein sehr schönes Fell hatte, wenn es anders ein natürliches war, denn ich möchte eben nicht dafür einstehen, da ich es nicht genau betrachtet habe. Dieser Esel hatte einen schwarzen Streif auf dem Rücken, und alle übrigen Theile des Leibes waren wechselsweise mit weißen und dunkelbraunen Streifen besetzt, die jeder einen Finger breit waren, und wie Gürtel um den ganzen Leib giengen. Der Kopf war überaus lang, und buntfarbigt, wie der Leib; die Ohren waren schwarz, gelb und weiß, die Beine eben so buntfarbigt wie der Leib, aber nicht in der Länge, sondern in der Ründe bis unten hinaus. Alles war so ordentlich eingerichtet und abgemessen, daß keine Tiger- oder Leopardenhaut jener an Schönheit gleichet. Unter Weges waren diesem Gesandten zwey solche Esel gestorben. Er hatte die Häute davon bey sich, um dieselben nebst dem lebendigen Esel dem Großherrn zu überreichen. Thevenots Reisebeschreibung, Th. I. S. 473 und 474. v. B.

sind beynahe alle von dem Vorgebirge der guten Hoffnung gekommen.

Diese Spitze von Afrika ist ihr wahrer Himmelsstrich, ihr Geburtsland, wo sie in großer Menge gefunden werden. Die Holländer haben sich daselbst alle mögliche Mühe gegeben, sie zu zähmen. Allein es hat ihnen solches bisher noch nicht völlig gelingen wollen. Das Zebra, welches wir gesehen, und bey unserer Beschreibung vor Augen gehabt haben, war sehr wild, wie es in den Thiergarten des Königs kam, und ist nie ganz zahm geworden. Indessen hatte man es doch so weit gebracht, daß man es ritt. Man mußte aber dabey vorsichtig seyn, und zwey Leute hielten, so lange der dritte darauf saß, den Zaum. Es war überaus hartmäulig, und an den Ohren so kitzlich, daß es hinten ausschlug, so bald man ihm daran kommen wollte. Es war stätig wie ein fehlerhaftes Pferd, und starrköpfig wie ein Maulesel. Allein vielleicht sind das wilde Pferd und der Onager eben so wenig lenksam, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Zebra, wenn man es von den ersten Jahren zum Gehorsam und zur Dienstbarkeit gewöhnte, eben so fromm als der Esel und das Pferd werden, und die Stelle von allen beyden vertreten können.

An=

Anhang.

Nach dem Daubenton ist das Zebra etwa so groß als ein Pferd von mittlerer Größe. „Das Zabra gleichet den Maulthieren und dem Esel mehr als dem Pferde; es hat vorn ein eben so dickes Maul als der Esel und Maulesel, eben so lange Ohren, eben so niedrig liegende Augen, und einen eben so plumpen Kopf; es hat auch noch mehr Aehnlichkeit mit diesen beyden Thieren als mit dem Pferde in Ansehung des Halses, der Bildung des Rückens und der Stellung der Schenkel; die Schenkel sind eben so schön, als bey den Maulthieren. Der Schwanz des Zebra hat am Ende nur einen Zopf von langen Haaren, wie ein Eselschwanz; das Kreuz aber ist ründer als das Kreuz eines Esels oder Maulesels, und kommt dem von dem Pferde näher.

Die Farben des Zebra sind weiß, schwarz, braun und falb; allein das Weiße und das Schwarze waren die Hauptfarben und machten eins ums andere Streife, die größtentheils ungemein übereinstimmig waren. Diese Streifen hatten verschiedene Richtungen, nachdem die Theile des Leibes verschieden waren; sie waren bald breiter bald schmäler, und gaben der Haut des Thiers das Ansehen eines gestreiften Zeuges; sowohl das abstechende ihrer Farben, als ihre Lage waren für das Auge gleich reizend. Das Aeusserste des Mauls war schwarz; auf dem ganzen übrigen Kopfe waren weiße, schwarze oder falbe Streife; diese umgaben die Augen und

liefen von der Scheitel des Kopfs nach den Augen zu und längs der Stirne und dem Stirnblatte herab, und verschwanden bey den Nasenlöchern in einem Raume von falber Farbe, der sich ein wenig zwischen die weißen Streife auf dem Stirnblatte und dessen Seiten bis unter das Kinn ausdehnte; diese Streife liefen auf der Stirn zusammen und waren sehr schmal, einige waren nicht über eine Linie breit; andere, die ohngefähr einen Zoll breit waren, lagen quer an den Seiten und am Untertheile des Kopfs, und bogen sich über die Seiten des Stirnblatts hinüber. Das Inwendige und die Spitzen der Ohren waren weiß, an der auswendigen Seite derselben fand sich ein großer schwarzer Fleck unter dem Weißen an der Spitze; übrigens war diese Seite weiß, und mit kleinen schwarzen Streifen überzogen, die verschiedene Richtungen hatten. Die Streifen desselben giengen in die Quere, und umgaben denselben wie Halsbänder. Die weißen waren etwas schmäler an den Seiten des Kopfs; die schwarzen aber waren breiter, indem sie mitten an den Seiten des Halses drittehalb bis drey Zoll in die Breite hielten; die weiße Streifen giengen bis in die Mähne hinein, doch bloß in der Gegend des Halses, denn auf dem Wiederrisse war die Mähne völlig schwarz und sehr kurz; ihre Länge betrug daselbst nicht mehr als anderthalb Zoll, da hingegen die Halsmähne an fünf Zoll lang war.

Von dem Wiederrisse fieng ein schwarzer Streif an und erstreckte sich über den ganzen Rücken, über das Kreutz und längs dem Obertheile des Schwanzes hin; dieser Streif war auf dem Wiederrisse einen halben Zoll, und auf den Lenden beynahe zween Zoll breit; hierauf wurde er immer schmäler bis auf

dem

dem Schwanze, woselbst er nur zwey linien breit war. Es war noch ein anderer schwarzer Streif da, der von der Brust bis an die Scheide gieng, und mitten über die Brust und den Bauch fortlief; dieser Streif war mitten am Bauche gegen drey Zoll breit. Verschiedne weiße Streifen erstreckten sich von dem schwarzen Rückenstreifen über die Seiten des Leibes und liefen bis zu dem schwarzen Streifen hinab, der auf der Brust und auf dem Bauche befindlich war. Diese weißen Querstreifen an den Seiten des Leibes hatten verschiedene Breiten, von welchen die mittlere ohngefähr einen Zoll betrug; sie lagen zwischen noch einmal so breiten schwarzen Streifen, die aber auf der Brust ziemlich unmerklich wurden, und am Bauche, nachdem sie sich in zwey Aeste getheilet hatten, beynahe gänzlich verschwanden. Einige von den weißen Streifen an den Seiten des Leibes waren an ihrem obern Ende gleichfalls gabelförmig gespalten; andere hatten eine geringe Länge, und lagen in der Nachbarschaft des schwarzen Rückenstreifes. An jeder Seite eben dieses Streifens war längs der Oberfläche des Kreutzes ein dreyeckigter Raum vorhanden, der von weißen und schwarzen Streifen durchschnitten war, die ebendieselbe Richtung in die Quere, als die Streifen an den Seiten des Leibes hatten, und fast alle Streifen des Dreyecks schienen an ihren Enden vermittelst länglichter weißer Streifen an einander zu haften, welche jedes von den beyden Dreyecken einschlossen; ihre Spitzen, die mit weißen und schwarzen Strichen durchbrochen waren, verlängerten sich längs der Hinterfläche des Schwanzes an jeder Seite des kleinen länglichten, schwarzen Streifs. Die Vorderfläche des Schwanzes war schwarz und kahl, die Seiten und die Hinterfläche

hatten nur kurze Haare, dergleichen an dem übrigen Leibe waren. Der Zipfel des Schwanzes war mit Schwelfhaaren von neun Zollen besetzt, sie waren aber zum Theil abgeschnitten worden; die ersten waren weiß, diejenigen, die darauf folgten, falbe, und die Haare des Schwanzzipfels hatten eine schwarze Farbe. Der Untertheil von der äußern Seite des Vorderarms, und das ganze übrige Vorderbein bis auf die Krone, der Untertheil der Kruppe, die äußere Fläche des dicken Schenkels, der Hintere und der eigentliche Schenkel, den Obertheil seiner inwendigen Seite ausgenommen, und das ganze übrige Hinterbein, gleichfalls bis an die Krone, hatten weiße und schwarze Querstreifen, wovon die breitesten auf der Kruppe und am dicken Schenkel lagen. Die schwarzen Streifen hielten gegen vier Zoll in die Breite, und die weißen drey. An dem Obertheile von der inwendigen Seite des eigentlichen Schenkels, und des Vorderarms, zeigten sich nur einige Spuren von schwarzen Streifen. Die Zeugungstheile, die Schaamgegend und die Gesäßnath hatten eine braune Farbe; die Kronen waren schwarz. Hinter den Schienbeinröhren und den Kugeln der vier Beine, fanden sich zwey kleine weiße länglichte Streifen; an der Kugel, am Feßel und rings um die schwarzen Streifen des dicken Schenkels, und der Seiten des Leibes, sahe man etwas Falbes. An dem Obertheile der inwendigen Seite von den Röhren der Hinterbeine war keine Spur von Spaten oder Warzen anzutreffen. Man sahe unten an der inwendigen Seite des Vorderarms, anstatt der Spate, die bey Pferden und Eseln sind, nichts als einen Raum von glatter und schwarzer Haut, der viertehalb Zoll lang und beynahe zwey

Zoll breit war, hingegen sahe man Spatflecken hinter den Kugeln des Zebra, wie hinter den Köhden der Esel und Pferde, und eine Aehre auf dem Stirnblatte, die ein wenig niedriger, als die Augen lag. Dieses Zebra war männlichen Geschlechts und nicht viel über ein Jahr alt.

Die länge des ganzen Körpers vorn vom Maule bis an den After betrug 6 Fuß, 11 Zoll; die Höhe in der Gegend der Vorderbeine 3 Fuß, 11 Zoll; die Höhe in der Gegend der Hinterbeine 4 Fuß, 6 Linien; der Umfang des leibes hinter den Vorderbeinen 4 Fuß, 5 Zoll; da wo er am dicksten ist, 5 Fuß, 1 Zoll; vor den Hinterbeinen 4 Fuß, 6 Zoll; länge der Schwanzribbe 1 Fuß, 3 Zoll. Das Gedärme des Zebra war an lage und Gestalt dem von den Pferden völlig gleich; auch die übrigen Eingeweide, die Zeugungstheile und Knochen waren von denen an Pferden und Eseln fast gar nicht verschieden. Allgem. Hist. der Nat. *XII. p.* 8. bis 14.

Im achten Supplementsbande S. 81. führt der **Graf von Büffon** noch an: daß der Esel fast in allen heißen und gemäßigten Himmelsstrichen der alten Welt gefunden werde, und nachdem er nach Amerika gebracht ist, sich auch daselbst stark vermehrt habe; Er sagt: „Der Zebra hingegen, den wir vom Vorgebirge der guten Hoffnung bekommen haben, scheinet eine angränzende Art aus dem mittäglichen Afrika, und vorzüglich von dieser landspitze zu seyn; obgleich lopez sagt, daß man den Zebra sehr oft in der Barbarey als zu Congo finde, und obgleich Dapper erzählt, daß man Heerden von denselben in den angolischen Waldungen antreffe.

Dieses schöne Thier, welches sowohl wegen seiner abwechselnden Farben als wegen seiner schönen Gestalt, so viele Vorzüge vor dem Esel hat, scheinet doch dieser Art ziemlich nahe zu kommen, da die mehrsten Reisebeschreiber ihn den gestreiften Esel genannt haben, weil ihnen die Aehnlichkeit des Wuchses und der Gestalt in die Augen fiel, worinn er bey dem ersten Anblick dem Esel näher als dem Pferde zu kommen scheinet.

Es sind aber nicht die kleinen gemeinen Esel, mit welchen man den Zebra verglichen hat, sondern die größten und schönsten von der Art Thiere. Demohngeachtet mögte ich geneigt seyn, zu glauben, daß der Zebra dem Pferde näher als dem Esel stehe. Denn er ist von so schöner Gestalt, daß er, obgleich er überhaupt kleiner als das Pferd ist, demselben doch in mehrerer Betrachtung nahe kommt. Es scheinet meine Vermuthung noch zu bestätigen, daß man in den ländern am Vorgebirge der guten Hoffnung, welche das eigentliche Vaterland und der Geburtsort der Zebras zu seyn scheinen, mit Verwunderung bemerkt hat, daß es daselbst Pferde gebe, die auf dem Rücken und unter dem Bauche gelb, schwarz, roth und blau gefleckt sind a). Dieser besondere Grund wird noch durch die allgemeine Bemerkung unterstützt, daß in allen Himmelsstrichen die Pferde viel mehreren Abänderungen in Ansehung der Farben des Haars ausgesetzt sind, als die Esel. Dem allen ohngeachtet, wollen wir es doch nicht entscheiden, ob der Zebra dem Pferde näher als dem Esel komme, sondern nur hoffen, daß es nicht lange dauern wird, solches zu erfahren.

Da

a) *Voy. du Capit. Robert. tom.* I. *p.* 94. v. B.

Da die Holländer in den letzten Jahren eine große Menge von diesen schönen Thieren haben kommen lassen, und daraus sogar ein Gespann für den Prinzen Statthalter gemacht haben, so ist es wahrscheinlich, daß wir besser von allen demjenigen, welches Beziehung auf ihre natürliche Lebensart haben kann, werden unterrichtet werden.

Ohne Zweifel wird man nicht verfehlen, sie mit einandrr und wahrscheinlich auch mit Pferden und Eseln zu begatten, um davon eine neue natürliche oder Bastardartige Raße zu ziehen.

Es giebt in Holland verschiedne geschickte Männer, welche mit Nutzen die Naturgeschichte treiben, und es wird ihnen vielleicht besser als uns glücken, Junge von diesem Thiere zu ziehen; worüber man im Jahr 1761 nur einen Versuch zu Versailles angestellet hat. Der männliche Zebra, welcher damals vier Jahr alt war, verschmähete alle brünstige Eselinnen b), und ward nicht zu den Stuten gelassen; er war vielleicht auch noch zu jung und überdem war er nicht zu den Weibchen gewöhnt, die man ihm anbot, welcher Umstand um so nöthiger zur Verbindung verschiedener Arten Thiere vorhergehen muß, da die Natur solches selbst bey Thieren von einerley Art zur Begatrung zu fordern scheinet."

Der Herr Graf Büffon beschreibt darauf den Dschiggetai, hält ihn den Zebra sehr ähnlich und vermuthet, daß er vielleicht von einerley Art mit demselben sey, denn die verschiedne Farbe bestimme keine besondere Arten; und da die mehrsten andern afrikanischen Thiere auch in Asien gefunden würden, so könne solches auch wohl bey dem Zebra statt finden.

Wir

b) Wie oben angeführt ist.

Wir werden aber in der Folge sehen, daß der Dschiggetai ein ganz anderes Thier als der Zebra und als der wilde Esel sey, mit dem der Graf Büffon den Dschiggetai für eine Art zu halten geneigt ist, wenn er es nicht mit dem Zebra sey. Er setzt hinzu, es mögten das Pferd, der Esel, der Zebra und der Dschiggetai nun wirklich drey oder vier besondere Arten ausmachen, so gehöreten sie doch zu einem Geschlecht und machten nur verschiedne Linien von einer Familie aus c). Es sey daher zu hoffen, daß der Zebra und Dschiggetai mit der Zeit eben so, als das Pferd und der Esel, zu Hausthieren gemacht würden könnten.

Im zehnten Theile von 1782 im Supplementsbande d) hält der Graf Büffon es jetzt nach den angeführten Berichten des Herrn Forster für wahrscheinlicher, daß der Dschiggetai, der wilde Esel und der Zebra, drey verschiedne Arten ausmachen, und führet die ihm von dem Herrn Forster mitgetheilten Nachrichten, den Dschiggetai und Zebra betreffend, an. In der von dem Herrn Forster hieselbst angeführten Stelle heißt es: Ich habe bey meinem Aufenthalt am Kap Gelegenheit gehabt, über den Zebra ziemliche Untersuchungen anzustellen, und unter dieser Art Thiere eine Abart kennen zu lernen, welche von dem gewöhnlichen Zebra darinn verschieden ist, daß er, statt der braunen und schwarzen Striche, womit der Grund von

c) Hier macht doch der Graf Büffon aus vier verschiedenen Arten, eben so wie der Archiater von Linné, ein einziges Geschlecht, ja er geht noch weiter und hat es wohl ganz vergessen, daß er in demselben Falle den Archiater so bitter getadelt hat. O.

d) *Buffon hist. nat. des anim. quadr. ed. in 12. tom. X. p. 62.* O.

von weißen Haaren gestreift erscheinet, im Gegentheil rostigbraun ist, mit sehr wenigen, breiten Binden von blaßer weißlicher Farbe. Man hat sogar bey einigen von diesen Thieren Mühe, diese weißlichen Binden zu erkennen und zu unterscheiden, da sie beynahe einfarbig rußbraun sind, und die Binden auf ihnen nur ein klein wenig bläßer lassen. Sie haben wie die gewöhnlichen Zebra eine weiße Schnauze und weiße Füße, und gleichen denselben, die schönen Streifen der Bedeckung ausgenommen, in allen Stücken. Man würde also Grund haben, diese Thiere nur für eine Abart unter den Zebras auszugeben, sie scheinen aber doch von denselben durch ihre natürlichen Gewohnheiten verschieden zu seyn. Sie sind sanfter und folgsamer. Denn man hat kein Beyspiel, daß man jemals die gestreiften Zebra so sehr habe zähmen können, um sie vor einen Wagen zu spannen, da hingegen die Zebras mit einfarbigten braunem Haare, weniger wiederspänstig sind, und sich leicht zu dem Hausstande gewöhnen. Ich habe einen von denselben auf dem Lande des Kaps gesehen, welcher mit Pferden vor einem Fuhrwerke gespannet war, und man hat mich versichert, daß man eine große Anzahl von diesen Thieren aufziehe, um sie zum Fuhrwerke zu gebrauchen, weil man gefunden, daß sie in Verhältniß mit einem gleich großem Pferde, viel stärker als diese sind." Forster.

Ich habe oben im dritten Supplementsbande gesagt, daß man dem Prinzen Statthalter ein Gespann von Zebras errichtet habe. Dieses ist doch nicht gegründet, obgleich es mir von mehreren Leuten versichert ist. Herr Allamand, welchen ich oft mit Dankbarkeit und wohlverdientem Lobe anzuführen Gelegenheit gehabt habe, hat mir wissen lassen,

daß

daß ich hierinn unrecht benachrichtiget sey: der Prinz hat nicht mehr als einen Zebra gehabt. Der Herr Allamand setzt aber in seinem Briefe, bey Gelegenheit dieses Thieres eine eben so sonderbare als merkwürdige Nachricht hinzu. „Lord Clive, sagt er, brachte, wie er von Indien zurück kam, ein weibliches Zebrathier mit, welches man ihm am Vorgebirge der guten Hoffnung geschenkt hatte. Nachdem er es einige Zeit in seinem Garten in England gehalten hatte, gab er zu demselben einen Esel, um zu versuchen, ob sich diese beyden Thiere nicht begatten würden; das weibliche Zebrathier wollte sich denselben aber nicht nahe kommen lassen. Der Lord Clive ließ darauf den Esel als einen Zebra mahlen, wodurch, wie er sagt, die Zebrastutte betrogen ward, und die Begattung von Statten gieng, wodurch dann auch ein Füllen gezeugt ist, welches der Mutter völlig gleich ist, und vielleicht noch lebt. Diese Sache ist dem Herrn Allamand von dem General Carnat, einem besondern Freund des Mylord Clive, erzählt, und von Mylord Clives Sohn bestättigt worden b). Der Lord Pitt hat auch die Güte gehabt, mir folgendermaßen zu schreiben: „Der selige Mylord Clive hatte ein sehr schönes Weibchen vom Zebra, welches ich zu Clenmom einem seiner Landgüter mit einem männlichen Füllen gesehen habe, das von demselben geworfen, nicht älter als ein Jahr, und durch folgenden Kunstgriff hervorgebracht war. Wie das weibliche Zebrathier brünstig war, versuchte man zu verschiedenen malen, demselben einen Esel beyzulassen, aber es weigerte sich beständig denselben zu zu lassen. Lord Clive verfiel darauf, diesen Esel von ge=

e) Herrn Allamands Brief an den Herrn Daubenton aus Leiden vom 21 März 1777. v. B.

gewöhnlicher Farbe mahlen zu lassen, und durch Nachahmung der Farben eines männlichen Zebras das Weibchen zu betrügen, welches so gut glückte, daß das Füllen daraus entsprang, von dem eben gesagt ist. Ich bin diesen Sommer im Jahr 1778 zu Clennom gewesen, um mich zu erkundigen, was aus diesem Weibchen und dem Füllen geworden sey, und man sagte mir, daß die Mutter gestorben, und daß das Junge nach einem sehr entfernten Landgute des Lord Clive geschickt sey, woselbst man oft versucht habe, es mit Eselinnen zu paaren, daß aber davon niemals etwas bewirkt sey."

Ich will hierbey doch nur die einzige Anmerkung machen, daß ich kaum glauben kann, das weibliche Zebrathier habe den Esel bloß wegen seiner schönen Kleidung halber zugelassen, sondern daß es wahrscheinlich sey, daß man denselben zu einer Zeit hinzugebracht habe, worinn dasselbe dazu geneigter als die vorigen male war.

Uebrigens bedarf es eine Menge von Erfahrungen, sowohl mit dem Pferde als dem Esel, um entscheiden zu können, ob der Zebra der einen Art näher als der andern komme. Die Zeugung mit dem Esel zeigt, daß es auch fast, wie das Pferd, der Eselsart nahe komme; denn man weiß, daß das Pferd mit der Eselin, und der Esel mit der Stute Füllen erzeugt; man muß aber noch aus Erfahrung wissen, ob das Pferd nicht eben so gut als der Esel mit dem weiblichen Zebra, und ob der männliche Zebra nicht mit der Stute und der Eselinn fruchtbar seyn. Am Vorgebirge der guten Hoffnung könnte man diese Begattung mit Nutzen versuchen. *(Buff. anim. quadr. Tom. X. p. 62—71.)*

Eine Beschreibung des Zebras nebst der Geschichte von dem bemahlten Esel des Lord Clive steht auch in der Neuen kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung (Leipzig 1779, in 8. S. 172. Anmerk. 35.), woselbst hinzugesetzt wird; sie gehen truppweise auf den Ebenen umher; und wenn sie etwas erschreckt, so laufen sie mit möglichster Schnelligkeit zu den nahe gelegenen Gebüschen, wo sie sich so vertheilen, daß man beym Nachsetzen ihre Spur nicht weiter entdecken kann."

Kwagga.



Büff. Thiere. X. Th.

Zusatz.
der Kwagga.

Buff. Suppl. Anim. quadr. ed. en 12, tom. X. pl. VII.

Von dem Kwagga heißt es in den Supplementen zur Büffonschen Naturgeschichte: (Du Kwagga, ou Couagga. Buff. anim. quadr. ed. 12. tom. X. p. 150.) „Dieses Thier, von dem ich gar keine Kenntniß vor dem Abdrucke der vorhergehenden Blätter, wo die Rede vom Onager und Zebra ist, hatte, schien mir eine Bastardart und ein Mittelthier zwischen dem Pferde und Zebra, oder vielleicht zwischen dem Zebra und Onager, zu seyn. Man sehe daher dasjenige, welches der Herr Professor Allamand neulich in einem Zusatze zu meinem Werke in der holländischen Ausgabe bekannt gemacht hat.

„Bis jetzt, sagt dieser gelehrte Naturkundiger, kannte man bloß den Namen dieses Thiers, und auch nur sehr unvollkommen, ohne daß man wußte, welches vierfüßige Thier dadurch bezeichnet würde.

In einem Tagebuche einer Reise, welche auf Befehl des Gouverneurs vom Kap nach dem inneren Afrika vorgenommen ward, steht, daß die Reisenden unter andern Thieren wilde Pferde, Esel und Quachas gesehen haben.

Die Bedeutung des letzten Worts war mir gänzlich unbekannt, bis da mich der Herr Gordon benachrichtigte, daß der Name der Quachas, Kwagga

bedeute, welchen die Hottentotten dem Thiere geben, von dem hier die Rede ist. Ich habe geglaubt, denselben beybehalten zu müssen, weil es, da es niemals beschrieben, noch in Europa bekannt gewesen ist, durch keinen andern Namen als den, welchen es in seinem Vaterlande hat, bezeichnet werden kann.

Die Streifen, mit welchen seine Haut geziert ist, zeigen es gleich als eine Abart von den Zebras, von welchen es doch in verschiedner Betrachtung abweicht. Seine Farbe ist dunkelbraun, und er ist wie der Zebra, sehr regelmäßig schwarz gestreift von dem Ende der Nase an bis über die Schultern, und eben diese Farbe der Streifen geht über eine nette Mähne auf dem Halse. Von den Schultern an nehmen die Streifen an länge ab, und da sie immer weiter abnehmen, verschwinden sie in der Gegend des Bauchs, ehe sie die lenden erreichen. Zwischen zweyen dieser Streifen ist das Braune heller, und an den Ohren ist es beynahe weiß. Unten sind der leib, die lenden und Beine weiß. Auch ist der etwas flache Schwanz mit Haaren oder Borsten von der Farbe besetzt. Das Huf ist schwarz, und dessen Gestalt gleicht vielmehr dem Hufe des Pferdes als dem des Zebras. Man wird sich davon überführen, wenn man die Abbildung desselben, die ich liefere, mit dem Zebra vergleicht. Man setze dieses noch hinzu, daß die Eigenschaften dieser Thiere ebenfalls sehr unterschieden sind. Die Kwaggas sind gelehriger. Denn es ist noch nicht möglich gewesen, die Zebras so weit zu zähmen, daß man sie als Hausthiere brauchen könnte; da hingegen die landleute der Kolonien am Kap die Kwaggas vor ihre Karren spannen, und sie dieselben sehr gut ziehen. Sie sind gesetzt und stark. Zwar ist es wahr, sie sind

tük-

tückisch, beißen und schlagen. Wenn ein Hund ihnen zu nahe kömmt, schlagen sie ihn heftig mit den Füßen, und ergreifen ihn bisweilen mit den Zähnen. Selbst die Hyäne, die man am Kap einen Wolf nennet, unterstehen sich nicht, sie anzugreifen. Sie gehen heerdenweise, bisweilen über hundert an der Zahl, aber niemals sieht man einen Zebra unter ihnen.

Alles dieses scheint anzuzeigen, daß diese Thiere eine besondere Art ausmachen. Indessen sind sie nicht mehr von einander verschieden, als die Maulesel von den Pferden oder Eseln. Sollten die Kwaggas wohl nicht eine Bastardraße von den Zebras seyn? Es giebt daselbst in Afrika weiße wilde Pferde; Leo, der Afrikaner und Marmol versichern dieses mit Gewißheit, und das Zeugniß der Reisenden, deren Tagebuch ich angeführt habe, ist noch zuverläßiger. Diese sahen die weißen Pferde, und sie sahen auch wilde Esel. Konnten sich diese Thiere nicht mit den Zebras vermischen, und eine Raße hervorbringen, die von beyden Arten etwas an sich hätten? Ich habe schon zuvor eine Begebenheit angeführt, die beweiset, daß ein weibliches Zebra, nachdem es vom Esel belegt war, ein Füllen warf. Man darf kaum zweifeln, daß die Begattung des Pferdes mit dem Zebra nicht ebenfalls fruchtbar seyn sollte. Wenn die Begattung des Pferdes mit den Eselinnen gewöhnlich nur unfruchtbare Maulesel hervorbringt, so ist solches doch nicht beständig. Man hat beobachtet, daß Maulesel Füllen bekamen, und es ist sehr natürlich anzunehmen, daß, da die Pferde den Zebras näher als den Eseln sind, auch eine Mischung aus denselben entstehen könne, und andere fruchtbare Thiere, die im Stande wären, Stammeltern vorzustellen. Dieses ist ebenfalls auf die Esel anwendbar, weil die Zebras eine Mittelart

zwischen den Pferden und den Eseln sind. Ich bin daher sehr geneigt, zu glauben, daß die Kwaggas nur eine Bastardraße von Zebras sind, die in Ansehung der Gestalt und der Eigenschaften, etwas von beyden Arten beybehalten, von denen sie ihren Ursprung haben.

Dem sey wie ihm wolle, so ist man dem Herrn Gordon große Verbindlichkeit schuldig, daß er uns dieses Thier kennen gelehret hat. Denn er hat mir die Zeichnung und Beschreibung von demselben geschickt.

Er sahe an einem Tage zwey Heerden, die eine bestand aus zehn ausgewachsenen Kwaggas, die andere bloß aus Füllen, die ihren Müttern folgten. Er jagte sein Pferd zwischen diese beyden Heerden und ein Füllen, das die vor ihm laufenden aus dem Gesicht verlohren hatte, folgte alsbald dem Pferde nach, als wenn es seine Mutter gewesen wäre. Die jungen Zebras machen es in ähnlichen Falle eben so. Herr Gordon war damals in dem Lande der Bosjemans, und weit von allen Bewohnungen; desfalls war er genöthigt, dieses Füllen den folgenden Tag aus Mangel an Milch zur Nahrung, fahren zu lassen, und er ließ es laufen wohin es wollte. Er besitzt noch wirklich ein anderes, welches er für die Thiergärten des Prinzen von Oranien aufhebt. Da er kein ausgewachsenes Kwagga bekommen konnte, so hat er mir die Zeichnung von einem Füllen geschickt. Er versichert aber, daß es zwischen dem Füllen und völlig ausgewachsenen Kwagga keinen Unterschied gebe, es sey denn in Ansehung der Größe, die mit der vom Zebra gleich ist, und in Ansehung des Kopfs, der nach Verhältniß bey dem ausgewachsenen Kwagga ein wenig größer

ist.

ist. Der Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen, ist auch sehr geringe.

Seitdem das Vorgebirge bewohnt ist, haben diese Thiere die Gegenden verlassen, und finden sich nicht mehr als viel weiter in dem Innern des landes. Ihr Geschrey ist eine Art von schnellem Bellen, wobey man oft die wiederholte Sylbe **Kwah, Kwah** höret.

Die Hottentotten finden den Geschmack des Fleisches sehr wohlschmeckend, den holländischen Bauern gefällt es aber nicht, wegen des kraftlosen Geschmacks.

Das Füllen, welches hier (pl. VI. ed. en 12. pl. VII.) vorgestellet ist, war von dem Ende der Nase bis zum Schwanze drey Fuß, sieben Zoll, drey linien lang. Das Vordergestell war zwey Fuß, zehn Zoll hoch, und das Hintergestell einen Zoll niedriger; der Schwanz betrug vierzehn Zoll in der länge."

Dieses ist alles, was der Herr Allamand von der Geschichte dieses Thieres hat sammlen können; aber ich muß doch bemerken, daß er zwey wiedersprechende Stücke in der Nachricht des Herrn Gordon anzuführen scheint. Er sagt zuerst, daß die Bauern am Kap die Kwaggas vor ihre Karren spanneten, und daß sie sehr gut zögen, in der Folge gesteht er aber, daß er keinen ausgewachsenen Kwagga zum Abzeichnen habe bekommen können. Es scheint daher, daß diese Thiere selbst am Kap selten sind, weil er sie nicht anders als nach einem Füllen hat zeichnen lassen können. Wenn diese Art Thiere zu Hausthieren gemacht wäre, so würde es ihm leicht gewesen seyn, sich ein Erwachsenes zu verschaffen. Wir hoffen, daß dieser reisende Naturkündiger uns noch

ferner ausführlicheren Unterricht über dieses Thier geben werde, welches mir zu dem Zebra näher als irgend ein anderes Thier zu gehören scheint." (*Buff.*)

In Pallas nordischen Beyträgen (I. p. 157.) ist aus einem lateinischen Schreiben des Herrn D. Sparrmann vom 30 Sept. 1779, folgendes angeführt.

„Die von Kolbe erwähnten wilden Pferde können nichts anders, als Heerden von Zebra seyn. Es ist aber das beym Edwards unter dem Namen Zebre femelle abgebildete Thier eine ganz andere Gattung, die immer abgesondert, von der rechten Zebra in besondern Heerden geht, und von den Hottentotten Quagga genennet wird. Der eigentliche wilde Esel oder Onager ist im südlichen Afrika nicht zu Hause."

In der neuen Beschreibung des Vorgebirgs d. g. Hoffnung im 2ten Stücke p. 168, wird erzählet, daß es am Gammafluß Quachas gebe, und in einer Anmerkung gesagt, daß es zu beklagen, daß diese Reisende bloß die Thiere, die sie gesehen haben, nennen, ohne sie einigermaßen zu beschreiben. Es heißt nämlich in dieser Anmerkung: „das Thier, das sie Quachas nennen, ist uns ganz unbekannt. Wir haben nirgends dies Wort gefunden; und ob wir gleich verschiedne Personen, die sich am Kap aufgehalten, darum befragt haben, so haben wir doch von diesem Thiere nichts weiter erfahren können. Eine andere Person, die am Kap gewohnt hat, sagt uns, daß der Quachas der kapische oder bunte Esel sey." Es ist die oben von Forster angeführte Abart desselben, die bey Edwards und Seligmann die Stute desselben heißt. Letzterer sagt von derselben: „Dieses Thier

kam von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, woher man es nebst dem Hengst lebendig gebracht hatte. Dieser starb ehe er noch bis London kam, also habe ich ihn nicht gesehen, aber diese Stute hat einige Jahre lang zu Kew bey S. K. H. dem Prinzen von Wallis gelebet; in Ansehung der Größe und Leibesgestalt kam sie mit dem Zebra-Hengst vollkommen überein.

Die Farbe dieses Thieres ist überhaupt, außer den Streifen, die alle schwarz sind, am Kopf, Hals, dem obern Theil des Leibes und an den Schenkeln, hellbraun; der Bauch, die Beine und das Ende des Schweifs sind weiß. An den Gelenken der Beines hat es solche Verhärtungen, wie man an den Pferden siehet; die Hufe sind schwarz; die Streifen an dem Kopf sind von den Streifen des Zebra-Hengstes etwas verschieden; die Mähne ist schwarz und weiß; die Ohren sind hellroth und die Stirn fällt ins Weißliche. Um den Hals herum hat die Zebra verschiedne breite Streife, die gegen den Untertheil zu breiter werden. Sie hat durch die ganze Länge des Rückgrades, bis zu einem Theil des Schweifs, einen schwarzen Streifen, und unten mitten am Bauch diesem gerade gegen über einen andern eben dergleichen. Die Streifen über den Leib gehen von dem Streif über den Rücken aus; einige derselben sind am Ende zweyzackigt, und andere laufen spizzig zu. Dazwischen befinden sich einige länglichte Flecken. Der hintere Theil des Leibes hat mehrere unregelmäßige und verwirrt unter einander stehende Flecken; aber die beyden Seiten dieses Thiers waren wie bey dem vorherbeschriebenen (Zebrahengst) sehr regelmäßig gezeichnet.

Der Laut, welchen dieses Thier von sich gab, war von des Esels Geschrey vollkommen verschieden, und kam dem verworrenen Bellen eines Schafhundes mehr gleich. Es schien mir einer sehr wilden Art zu seyn. Es unterstand sich niemand nahe zu ihm hinzu zu treten, außer dem Gärtner des Prinzen, der es fütterte und reiten konnte.

Ich habe niemals eine Haut unter allen denen, die man hieher gebracht, gesehen, welche dieser gegenwärtigen äußerlich gleich gesehen, weswegen diese Stute bey uns für eine viel größere Seltenheit als der Hengst gehalten wird. Vielleicht kommt es daher, daß man die Häute der Stuten nicht für so schön als der Hengste (Zebra) ihre hält, und deswegen keine zu uns herausführet. Die Stute (Quagga) ist bis zur gegenwärtigen Zeit noch von niemand abgezeichnet oder beschrieben worden." Seligmann, a. a. O.

Die hier beschriebne Stute ist nicht die Stute von dem Zebra, welche vorher bekannt war, sondern von dem Quagga, dem Thiere, das kurz vorher in diesem Anhange von dem Herrn Forster und Sparrmann angeführt, wie auch im achten Bande von Büffons vierfüßigen Thieren unter dem Namen des weiblichen Zebras (anim. quadr. ed. 12. tom. 8. Suppl. p. 89.) abgebildet ist.

Etwas ausführlicher handelt Herr Sparrmann in seinen Reisen a. a. O. von dem Quagga und sagt: „Ich bekam hier (bey Swellendam) ein von den Hottentotten und Kolonisten so genanntes Quagga zu sehen. Dieses Thier ist eine wilde Pferdeart, welches dem Zebra sehr ähnlich ist. Der Unterschied zwischen beyden besteht nur darinn, daß der Quagga kürzere Ohren hat, und ihm theils an

den

den Vorderbeinen, theils an den Lenden die Streifen des Zebra fehlen. Jene Aehnlichkeit hat indessen Herrn Edward Veranlassung gegeben, den Quagga unter dem Namen des weiblichen Zebra vorzustellen. In der That aber sind Quagga und Zebra zwey von einander ganz verschiedne Gattungen, und halten sich auch in verschiednen, oft weit von einander entlegnen Gegenden auf. Die Stuten von beyden Arten sind eben so, als die zu ihnen gehörigen Hengste gezeichnet, außer daß die Farbe der letztern auffallender und frischer ist. Daß die Zebra unter sich in Ansehung der Streifen, besonders nach den Beinen hinab, etwas unterschieden sind, kann man aus Vergleichung ihrer Felle sehen, die man bey den schwedischen Kürschnern unter dem Namen von Seepferdfellen findet.

Vom Quagga habe ich nicht vielerley Felle vergleichen können, glaube aber zuverläßig, daß auch diese ein wenig von einander abweichen.

Eine zur Geburt reif gewordne und mit Stroh ausgestopfte Leibesfrucht eines Quagga, die ich vom Kap mitgebracht habe, und im Naturalienkabinete der hiesigen Akademie der Wissenschaften aufbewahre, scheint frischere Farben zu haben, als ich bey erwachsenen Thieren gefunden habe.

Ihre Länge beträgt von den Ohren bis zum Schwanze 31 Zoll, und die Höhe über die Lenden 22 Zoll.

Das Quagga, welches ich zu Swellendam sahe, war als Füllen so zahm geworden, daß es zu uns kam, um sich von uns liebkosen zu lassen. Man erzählte uns, es lasse sich nie von der Hyäne schrecken, sondern verfolge vielmehr dies Raubthier, wenn es sich in seine Nachbarschaft einstelle, vertheidige also

auch

auch die Pferde, mit denen man es des Nachts auf der Weide gehen lasse.

Ob diese Thiere sich so zähmen lassen, daß man sie zum Reiten oder Fahren gebrauchen kann, daran zweifle ich nicht, seitdem ich, kurz vor meiner Abreise nach Europa, in der Stadt des Kaps, auf der Straße, einen Quagga mit fünf gewöhnlichen Pferden in Einem Spanne ziehen gesehen habe. Mit dem Zebra war aber in diesem Stücke bisher kein richtiger Versuch angestellet. Man erzählte zwar, ein reicher Einwohner, nicht weit vom Kap, habe zu diesem Ende einmal einige aufziehen und bändigen lassen, zugleich aber auch den ungereimten Einfall gehabt, sie alle vor seine Halbkutsche zu spannen, so wenig sie auch bisher ans Ziehen gewöhnt gewesen; welches dann zur Folge gehabt hat, daß sie mit ihrem Herren und dem ganzen Fuhrwerke zum Stalle hinein durchgegangen, und dadurch ihm und jedem andern die Lust zu weitern Versuchen benommen haben. Recht zahm gemachte und zugerittne Quagga und Zebra würden gleichwohl den Kolonisten in mehr als einer Hinsicht bessere Dienste, als die Pferde, thun. Denn, da sie weit besser gedeyen, und der in Afrika fast durchgängig trockenen Weide gewohnt sind, scheinen sie von der Natur mehr als jene für dies Land bestimmt zu seyn. Die Pferde sind hingegen überhaupt in Ansehung ihres Futters sehr lecker. Ich glaube auch schon angeführt zu haben, daß sowohl Ochsen als Pferde in Afrika im allgemeinen schwächer als bey uns sind, und dies der dürren Weide zugeschrieben werden muß. Der Quagga, den ich sah, hatte so völliges und starkes Fleisch auf dem Rücken und den Lenden, als man bey Pferden vielleicht selten antrifft. Quagga

sowohl als Zebra haben zwar ziemlich kleine Füße, aber dagegen harte Hufe und gehen, wie die Esel, sicherer als die Pferde. Daß man mit guten Pferden die Zebra leicht einholen kann, läugne ich zwar nicht: allein wer weiß, ob nicht dieses nebst dem Quagga, wenn sie beritten und geübt würden, noch geschwinder als jene laufen würden. Zähmten und gebrauchten sie die Kolonisten statt der Pferde, so würden sie wahrscheinlich nicht Gefahr laufen, weder durch Wölfe noch die herrschende Pferdekrankheit ihre Thiere zu verlieren." (Sparrm.) Auch sahe Herr **Sparrman** am Kap im December in Hinterbruyntjeshöhe und am Fischflusse in einer von Nil-Sinnpflanze (Mimosa nilotica) und Graß grünen Gegend, ansehnliche Schaaren von Quaggas. (M. s. s. Reisen p. 443 u. 445.)

O.

Das

LXXXI.

Das Flußpferd. a) 1)

a. Altes. von Klocner in *Buffon Suppl. Anim. quadr. tom.* IX. *pl.* 30.
b. Flußpferd von Forster und Sparrmans Reisen. Tab. XIV.
c. Kalb. v. Sparrmann. Sparrmanns Reisen *Tab.* XIII.
d. Kopf. Allg. Hist. d. Nat. Th. XII. p. 36. tab. VI. fig. 1.
e. männl. Hippopotamus. Gordon. *Buff. tom.* X. *Suppl. pl.* IV.
f. weibl. Hippopotamus von Gordon. *Buff. Suppl. tom.* X. *pl. V.*

Obgleich das Flußpferd bey allen Völkern in alten Zeiten berühmt gewesen, die heilige Schrift desselben unter dem Namen Behemoth erwähnet, und

a) Das Flußpferd; im ebräischen Behemoth, hoc animal esse, quod nomine Behemoth, in libro Job, describitur a Sam. *Bochart* in Hierozoico solide demonstratur, *Ray. Synopf. quad. pag.* 125. Ἱπποποταμος, im griechischen; *Hippopotamus*, im lateinischen; *Hippopotamo*, im italienischen; Forais l'bar, in Egypten, nach dem Zerenghi, welches Meerpferd bedeutet, wie abu-mner. In Afr. *Bisul, Gomavi*; deutsch, Nilpferd, Seepferd; *Morskaja loschad*, rußisch. Hippopotamus. *Belon de aquatilibus. Parisiis* 1553. Le Cheval marin, Hippopotamo, Cheval de rivière. *Belon de la nature des Poissons. Paris* 1555. *pag.* 17. & suivantes — Hippopotame. *Observations de Belon, feuillet* 103. *verso.* Hippopotamo, *la verra descriptione del Hippopotamo, autore Federico Zerenghi da Narni, medico Chirurgico in Napoli, per Constantino Vitale*, 1603. *in* 4*to. fig. p.* 67.

An-

1. Das Flus Pferd. 2. Der Kopf.



Büff. Thiere X. Th.

Büff. IX. pl. 30.
XII. 43. f. 1.

und seine Figur sowohl auf den ägyptischen Obelisken ausgehauen, als auf den römischen Schaumünzen

Anmerkung. Diese Beschreibung des Flußpferdes ist ein Theil eines kurzen Begriffes von der Wundarzeneykunst, der von eben demselben Verfasser geschrieben ist, und sie fängt erst auf der 55ten Seite an, auf welcher Seite sich der besondere Titel findet, den wir angezogen haben. Dieses kleine Werk von dem Flußpferd, ist original und sehr gut, aber dabey so selten, daß kein einziger Naturforscher desselben gedacht hat. Die Figur ist nach einem weiblichen Flußpferde gemacht worden.

Hippopotamus antiquorum. *Fab. Columna, aquat. pag.* 18. *fig. pag.* 30.

Hippopotamus. *Prosp. Alpin. Aegypt. Hist. nat. lib. IV. pag.* 246. *tab.* 23.

Hippopotamus. *Aldrov. de quadrup. digit. vivip. p.* 181. *& seq.* v. B.

1) Behemoth. Hiob, c. 40.

Ποταμιος ἱππος. *Aristot. hist. anim.* II. c. 7. n. 29. c. 12. n. 81. 82.

Hippopotamus. *Plin. hist. nat.* VIII. c. 25. (c. 39. Hard.) c. 26. (c. 40. Hard.) XI. c. 12. (c. 14. Hard.) c. 37. (c. 61. Hard.) c. 39. (c. 93. Hard.) XXXII. c. 11. (c. 53. Hard.)

ἱππος ποταμιος. *Aelian. anim.* V. c. 53.

Hippopotamus. *Gesner aquat. p.* 494. mit Abbild.

L'hippopotame ou Cheval marin. *Thevet. cosmogr.* fol. 64.

Cheropotamus et Hippopotomus, *Alpin. Aegypt.* I. *p.* 245. *tab.* 22. *f.* 1, 2; *tab.* 23, 24, 25.

Hippopotamus. *Jonston quadrup. p.* 108. *tab.* 49. *f.* 3.

Hippopotamus, Wasserochs. *Jonst. quadr. tab.* 49. *f.* 2. (sehr schlechte Abbild.)

Hippopotame ou Cheval marin. *Thevenot. voy.* I. p. 491.

Le Cheval marin. *Marmol. Afric.* I. *p.* 51.

Hippopotamus. *Charlet. exercit. p.* 14.

Hippopotamus. *Ludolf. Aethiop.* L. I. c. 10. *fig. Comment. p.* 155.

The

zen gepräget worden; so haben die Alten es doch nicht genau gekannt. Aristoteles b) zeiget es, so zu sagen,

The River-horse or Hippopotamus. *Grew. Muf. reg. Soc. p.* 14. *f.* 1. (Abbild. v. Hirnschädel.)
Hippopotamus. *Raj. Synopf. quadr. p.* 123.
L'hippopotame. *Dampier Voy. III. p.* 359. (Abbild. schlecht.)
Hippopotami or River horses *Barbot. Guin.* 73.
Water-Elephants, Ker-Kamonen. *Barbot. Guin.* 117.
Seekuh. Vorgeb. der g. H. *p.* 168. *t.* 6. *f.* 1.
Hippopotame. *Descript. du Cap. d. b. E. p. Kolbe* 1741. *P.* 1. *c.* 3. *t.* 13. *p.* 27. u. *p.* 64. *fig.* 1.
Hippopotame. *Jussieu Mem. de l'acad.* 1724. *p.* 209. (Beschr. und Abbild. d. Hirnschädel.)
Le Cheval marin ou l'Hippopotame. *Lobo abiss. trav.* I. p. 288.
L'Hippopotame. *Maillet Descr. de l'Egypt. II. p.* 31.
The Hippopotamus. *Shaw trav. p.* 427.
Hippopotamus. *Linné Syst. nat. ed.* 2. *p.* 48. *edit.* 6. *p.* 11. *n.* 1.
Hippopotamus. *Klein quadr. p.* 34. *tab.* 3. (Abbild. schlecht.)
Wasserochs. Klein vierf. Th. d. B. p. 103.
Hippopotamus cauda brevi. The Hippopotamus with a short tail: the Sea-horse. *Hill. animal. p.* 568. *tab.* 28. (Abbild. schlecht.)
L'Hippopotame. Hippopotamus. *Briss. regn. anim. p.* 122. *n.* 1.
Hippopotamus. *Hasselquist* Reise nach Palästina. p. 280.
Hippopotame ou Cheval marin. *Adanson Seneg. p.* 78. Adanson Reisen *p.* 106.
Das Nilpferd. Halle vierfüß. *p.* 372.
Hippopotamus (amphibius) pedibus quadrilobis. *Linné Syst. nat. ed. X. I. p.* 74. *n.* 1.
Hippopotame. *Dictionn. anim. I. p.* 449.
Rivier-Paard: Rivier-Paard met de Voeten in vieren verdeeld. *Houtt. nat. hist. III. p.* 405. *tab.* 28. (gute Abbild.)
L'Hippopotame. *Buffon hist. nat. XII. p.* 22. *tab.* 3.

(Ein

sagen, bloß an, und in dem Wenigen, was er von demselben sagt, finden sich mehr Irrthümer als wahre

(Ein Junges) *tab.* 6. *f.* 1. (Hirnschädel) *fig.* 2, 3. (Füße) *ed.* 12. *tom.* X.
Hippopotame. *Bomar. Dictonn. II. p.* 466.
Wasserochs. *Knorr delic. II. tab. K. fig.* 12. (gut.)
Das Nilpferd. Berl. Samml. *I. p.* 514. (Abbild.)
Das Flußpferd. Allg. Hist. d. Nat. *XII.* p. 15. Tab. 3. (ungebohren.)
The Hippopotame. *Pennant. Synopf. quadr. p.* 78. *n.* 59.
Ippopotamo. *Alessandri quadr. II. tab.* 65.
Der Behemoth. Müller Linnés Syst. *I. p.* 457. tab. 28. (Abbild. nach Houtt.)
Hippopotamus. *Forsk. faun. orient. p. IV.*
Hippopotamus amphibius. *Erxleb. Syst. R. animal. I. p.* 195.
Hippopot. *Chemnitz Nov. Act. Hafn. T. II. p.* 410.
Behemot, Hippopotamus. *Retzius Inledning til Djur-Riket. p.* 43.
Hippopotamus. *Orrelius* Djurkänningen. Stockholm 1777. 8.
Hippopotamus, p. 51. Wallroß. Nilpferd *Onomatol. hist. nat.* oder vollst. Lexikon d. Naturg. B. IV. p. 181.
Hippopotame. *Bomare Dictionn. ed.* 3. *tom. IV. p.* 336.
Flüßpferd. Neuer Schaupl. d. Nat. *III. p.* 164.
Das Nilpferd. Flußochse. Oekon. Zool. p. 54.
Flußpferd. Leske Naturgesch. I. p. 190.
Seekuh. Kurze Naturg. d. Vorgeb. d. gut. Hofn. p. 148.
Hippopotamus amphib. Blumenb. Naturg. p. 135.
Graumann p. 41. Borowsky *I. Tab. XXXVI.*
Hippopotamus amphibius. Beskrifning af *A. Sparrmann. Svensk Vetensk. Acad. Handlingar*, 1778. *p.* 329. (mit einer Abbild.)
Nilpferd. Gatterer vom Nutzen u. Schaden der Th. I. *p.* 61.
Nilpferd. Zimmermann geogr. Zool. II. *p.* 151. *n.* 66.
L'Hippopotame. *Buff. anim. quadr. ed. in* 12. *tom. V.*

wahre Umstände. Weit gefehlt, daß Plinius c) [2]), der den Aristoteles ausgeschrieben, dessen Irrthümer

p. 187. *pl.* 16. und *Suppl.* oder *Tom.* IX. *p.* 176. *pl.* 29. Ein neugebornes, und pl. 30. ein erwachsenes von Klocner. *Tom.* X. *p.* 118. *pl.* IV. und *V.*

Hippopotamus. *Sparman Resa til Godda Hopps-Udden. Stockh.* 1783, I. *p.* 682. deutsch *p.* 553. *Tab.* XIII XIV. O.

b) Equo fluviatili, quem gignit Aegyptus, juba equi, ungula qualis bobus, roſtrum reſimum. Talus etiam in eſt biſulcorum modo; dentes exſerti, ſed leviter, cauda apri, vox equi, magnitudo aſini; tergoriscraſſitudo tanta, ut ex eo venabula faciant, interiora omnia equi et aſini ſimilia. *Ariſt. Hiſt. anim. lib.* II. *cap.* VII. Natura etiam equi fluviatilis ita conſtat, ut vivere niſi in humore non poſſit. *Idem lib.* VIII. *cap.* XXIV.

Anmerkung. Das Flußpferd hat keine Mähne wie das Pferd; das Horn an seinen Füßen ist in vier und nicht in zwey Klauen abgetheilt; es hat keine aus dem Rachen hervorkommende Zähne; er hat einen Schwanz der von des wilden Schweines seinem unterschieden ist; es ist wenigstens sechs mal so groß, als ein Esel; es kann auf dem Lande leben, wie alle übrigen vierfüßigen Thiere; denn dasjenige, welches Belon beschrieben, hatte zwey bis drey Jahre gelebet, ohne ins Wasser zu kommen. Aristoteles hatte also nur sehr schlechte Nachrichten von die em Thier gehabt. v. B.

c) Plinius sagt noch mehr als Aristoteles, daß nämlich das Flußpferd sich sowohl in den Gewässern des Meers als in Flüssen aufhalte, und wie der Seehund mit Haaren bedeckt sey.

Anmerkung. Der letzte Umstand ist ohne allen Grund angegeben worden: denn das Flußpferd hat kein Haar auf der Haut, und es ist gewiß, daß es nie in der offenbaren See gefunden wird, und wenn es sich gleich an den Küsten aufhält, so thut er es doch nur bey den Mündungen der Flüsse. v. B.

2)

mer gehoben hätte, so scheinet er sie vielmehr bestätiget, und zu denenselben neue hinzugesetzt zu haben. Nur erst gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hat man einige genaue Nachrichten von diesem Thier bekommen. Belon, der damals zu Constantinopel war, sahe ein lebendiges. Gleichwohl hat er von demselben nur einen unvollständigen Begriff gemacht, indem die beyden Figuren, die er seiner Beschreibung hinzugefügt hat, nicht das Flußpferd, das er gesehen, vorstellen, sondern bloße Copeyen von der Rückseite der Schaumünze des Kaisers Hadrian und von dem Nilcolossen zu Rom sind. Man muß daher die Zeit unserer genauen Kenntnisse von diesem Thier in das Jahr 1603 zurücksetzen, da Friederich Zerenghi, ein Wundarzt von Narin in Italien, zu Neapel die Geschichte zweyer Flußpferde drucken ließ, die er selbst in Aegypten lebendig gefangen und getödtet hatte, und zwar in einer großen Grube, welche er in der Gegend des Nils nahe bey Damiate hatte graben lassen. Dieses kleine, in italienischer Sprache geschriebene Werk, scheint von den Naturforschern, die zu gleicher Zeit lebten, aus der Acht gelassen worden zu seyn, und ist nachher ganz unbekannt geworden. Gleichwohl ist es das einzige, was man als ein Original über diese Materie ansehen kann. Die Beschreibung, welche der Verfasser von dem Flußpferde giebt, ist auch die einzige, die gut ist, und ist uns so richtig vorgekom-

a) Der Behemoth. Hiob im 40 Capitel. Der Ritter Michaelis sagt, das Wort Behemoth bedeute überhaupt Thiere. Hier sey aber von dem Elephanten die Rede. S. dessen deutsche Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte I. Theil, p. 80. und 175. M.

kommen, daß wir glauben, dieselbe hier in einem übersetzten Auszuge liefern zu müssen. „Ich schickte in „der Absicht, ein Flußpferd zu bekommen, Leute an „den Nil, welche, da sie zwey aus dem Flusse her„vorkommen gesehen hatten, an der Stelle, wo sie „gegangen waren, eine tiefe Grube machten, und „dieselbe mit leichtem Holze, Erde und Kräutern be„deckten. Des Abends, wie diese Flußpferde wie„der nach dem Strom giengen, fielen sie alle „beyde in die Grube. Hierauf kamen meine Leute „und meldeten mir diesen Fang. Ich eilete mit „meinem Janitscharen dahin, und wir tödteten diese „beyden Thiere auf die Art, daß wir einem jeden „derselben dreymal durch den Kopf mit einer Büchse „schossen, die eine größere Mündung als die gemeinen „Musketen hatte. Sie blieben beynahe auf der „Stelle todt, und erhoben vor Schmerzen ein Ge„schrey, welches dem Gebrülle eines Ochsen etwas „ähnlicher als dem Wiehern eines Pferdes war. „Dieses geschahe den 20sten Julius im Jahr 1600. „Den folgenden Tag ließ ich sie aus dem Graben „herausziehen, und sorgfältig abschinden. Das „eine war ein Männchen, und das andere ein „Weibchen. Ich ließ ihre Häute einsalzen, man „füllete sie mit Blättern von Zuckerröhren an, um „sie nach Cairo zu bringen. Daselbst salzte man sie „zum zwoten male mit mehrerer Aufmerksamkeit und „Bequemlichkeit ein. Ich mußte zu jeder Haut vier„hundert Pfund Salz nehmen. Als ich 1601 aus „Aegypten wieder zurück kam; so brachte ich diese „Häute nach Venedig, und von dannen nach Rom. „Ich zeigte sie verschiedenen einsichtsvollen Arzeney„gelehrten.

„Der

„Der Doctor Hieronymus v. Aquapendente „und der berühmte Aldrovand waren die einzigen, „die das Flußpferd an diesen Häuten erkannten, und „da das Werk des Aldrovand damals gedruckt „wurde; so ließ er mit meiner Bewilligung, die Fi„gur, die er in seinem Buch geliefert hat, nach der „Haut des Weibchens zeichnen.

„Das Flußpferd hat eine sehr dicke und gar „harte Haut, die undurchdringlich ist, wenn man „sie nicht lange im Wasser liegen und erweichen läßt.

„Sein Rachen ist nicht, wie die Alten sagen, „von mittelmäßiger, sondern von ungeheurer Größe; „seine Füße sind nicht, wie sie sagen, in zwey, „sondern in vier Klauen abgetheilet; es ist nicht so „groß wie ein Esel, sondern viel größer als das größ„te Pferd, oder der größte Büffel; er hat nicht sol„chen Schwanz wie das Schwein, sondern vielmehr „wie die Schildkröte, außer daß derselbe ohne alle „Vergleichung größer ist; es hat keine aufgeworfene „Schnautze oder Nase, sondern es hat eine Schnautze „wie der Büffel, nur weit größer; es hat keine „Mähne, wie das Pferd, sondern bloß einige kurze „und sehr dünne Haare; es wiehert nicht, wie das „Pferd, sondern seine Stimme hält den Mittelton „zwischen dem Gebrüll des Büffels und dem Wie„hern des Pferdes; seine Zähne ragen nicht aus dem „Rachen hervor, denn wenn das Maul zu ist, so „bedecken die Lefzen alle Zähne, so groß diese auch „sind.

„Die Bewohner dieses Theils von Aegypten „nennen es Foras l'bar, das heißt so viel als das „Meerpferd. Belon hat sich bey der Beschreibung „dieses Thiers sehr geirret; er legt ihm Pferdezähne „bey, hiernach sollte man glauben, daß er es nicht

„gesehen hätte, wie er doch sagt, denn die Zähne „des Flußpferdes sind ungemein groß und sehr son„derbar. — Um alle diese Zweifel aus dem Wege „zu räumen, fährt Zerenghi fort, und allen Un„wißheiten ein Ziel zu setzen, lege ich hier die Fi„gur von dem weiblichen Flußpferde dar; alle Ver„hältnisse sowohl als die Maßen des leibes und der Glie„der sind genau nach dem leben genommen worden.

„Die länge von dem leibe dieses Flußpferdes „von dem Aeußersten der Oberlefze bis zum Anfang „des Schwanzes, enthält folgendes Maß fünf und „dreyßig mal, (welches nahe an die eilf Fuß und „zwey Zoll pariser Maß ausmacht.)

Zu pag. 87. a)

Zu pag. 89. b)

„Die Dicke des Leibes im Umfange enthält fol-„gendes Maß zwey und dreißig mal, (welches un-„gefähr zwey Fuß pariser Maß beträgt.) a)

„Die Höhe von der Fußsohle an bis an dem „obersten Theil des Rückens enthält folgendes Maß „sechzehnmal, (welches vier Fuß und fünf Zoll pa-„riser Maß beträgt.)

„Der Umfang der Beine bey den Schultern „enthält folgendes Maß zehnmal, welches zwey Fuß „und neun Zoll pariser Maß ausmacht.)

„Der Umfang der Beine weiter nach unten zu, „enthält folgendes Maß siebenmal, (welches einen „Fuß und zehntehalb Zoll pariser Maß beträgt.)

„Die Höhe der Beine von den Fußsohlen an „bis unter die Brust, enthält folgendes Maß sieben-„mal, (welches einen Fuß und eilftehalb Zoll pariser „Maß ausmacht.)

„Die Länge der Füße von dem Aeußersten der „Klauen an, enthält folgendes Maß beynahe zwey-„mal, (welches ungefähr fünftehalb Zoll pariser Maß „beträgt.") Anmerkung. Ich habe hier unter den „zweyen Maßen, die Zerenghi von der Länge der „Füße angiebt, die mittlere angenommen.

„Die Hufklauen sind gleich lang und breit, und „enthalten folgendes Maß beynahe einmal, (welches „zwey Zoll und zwey Linien ausmacht.)

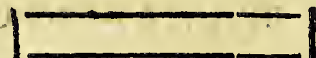
„An jeder Zehe ist eine Klaue, und an jedem „Fuß sind vier Zehen. Die Haut auf dem Rücken „ist so dick, wie dieses Maß einmal genommen, (bey„nahe ein Zoll.)



„Die Haut am Bauch ist einmal so dick, als „dieses Maß, (ungefähr sieben Linien.)



„Diese Haut ist, wenn sie ausgetrocknet ist, „so hart, daß man sie mit einer Büchsenkugel nicht „durchschießen kann. Die Einwohner dieses Landes „machen davon große Schilder, und schneiden dar„aus auch schmale Riemen, die sie so, wie wir die „Ochsensenne, gebrauchen. Auf der Oberfläche der „Haut sind einige sehr dünne Haare von blonder „Farbe, welche man beym ersten Anblick nicht ein„mal bemerkt. Am Halse finden sich auch einige, „die etwas dicker, als die andern sind, sie liegen alle „einzeln, und sind bald mehr bald weniger von ein„ander entfernt. Allein auf den Lefzen entsteht aus „denselben eine Art von Knebelbart; indem an ver„schiedenen Orten aus einer und eben derselben Stelle „zehen bis zwölf gehen. Diese Haare haben mit den „übrigen einerley Farbe, nur sind sie störrichter, dik„ker und etwas länger, obschon die längsten folgen„des Maß nicht mehr als einmal enthalten, (sechste„halb Linien.)



„Die Länge des Schwanzes enthält folgendes „Maß dreymal, (welches eilf Zoll und vier Linien „beträgt.)



„Der

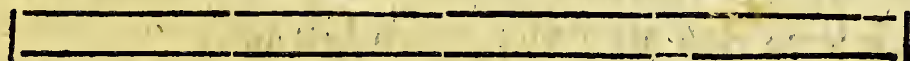
„Der Umfang des Schwanzes an der Stelle, „wo er hervorkommt, enthält dreymal dieses Maß, „(welches etwas mehr als einen Fuß beträgt.) b)

„Der Umfang des Schwanzes am Ende ist „einmal so groß als folgendrs Maß, (zwey Zoll und „zehen linien.)

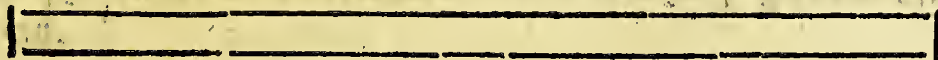


„Dieser Schwanz ist nicht rund, sondern von „der Mitte an bis an das Ende, platt, beynahe wie „ein Aalschwanz. Auf der Haut an dem Schwanze „und den Keulen, finden sich einige kleine runde „Schuppen, von weißlichter Farbe, die so groß sind „als große linsen. Dergleichen kleine Schuppen sieht „man auch auf der Brust, am Halse, und an eini„gen Stellen des Kopfes.

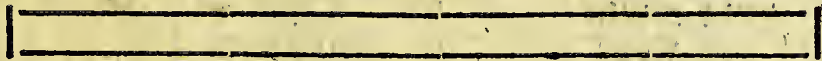
„Der Kopf von dem Aeußersten der lefzen bis „zum Anfang des Halses, ist siebenmal so lang als „folgendes Maß, (welches zwey Fuß und vie Zoll „ausmacht.)



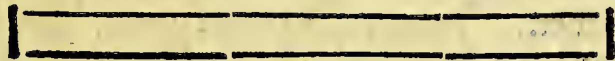
„Der Umfang des Kopfes enthält folgendes „Maß zwanzigmal, (welches ungefähr fünf Fuß und „acht Zoll ausmacht.)



„Die Ohren sind einmal so lang als folgendes „Maß, (zwey Zoll und neun linien.)

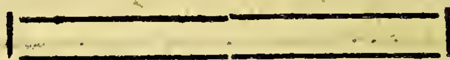


„Die Ohren sind einmal so breit als dieses Maß, „(zwey Zoll und drey linien.)

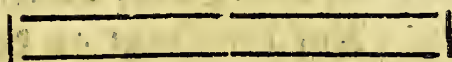


„Die Ohren sind ein wenig spitzig, und inwen„dig mit dicken kurzen und feinen Haaren versehen, „die mit den andern Haaren gleiche Farbe haben.

„Die Augen enthalten von einem Winkel zum „andern nachstehendes Maß einmal, (zwey Zoll und „drey Linien.)



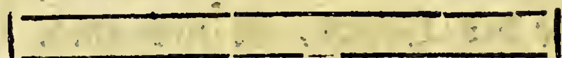
„Die Augen haben von einem Augenlied zum "andern dieses Maß, (dreyzehn Linien.)



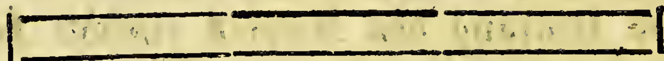
„Die Nasenlöcher sind so lang wie folgendes „Maß einmal, (zwey Zoll und vier Linien.)



„Die Nasenlöcher sind so breit, wie dieses Maß „einmal, (funfzehn Linien.)



„Der offene Rachen ist so weit als nachstehen„des Maß, fünfmal genommen, (welches einen „Fuß sechs Zoll und vier Linien beträgt.)



„Dieser Rachen ist viereckicht, und mit vier „und vierzig Zähnen von verschiedener Gestalt d) [3]) „be-

d) Erste Anmerkung. An dreyen Köpfen, welche wir im Kabinet des Königs haben, sind nur sechs und dreyßig Zähne. Da diese Köpfe viel kleiner sind, als der Kopf von dem Flußpferd des Zerenghi; so ist zu vermuthen, daß bey diesen jungen Flußpferden alle Backenzähne noch nicht hervorgekommen waren, und daß die erwachsenen acht Zähne mehr haben. Zweyte Anmerkung. Wir übergehen die besondern Ausmessungen aller dieser Zähne, welche

„besetzt. Alle diese Zähne haben eine so harte Sub„stanz, daß sie Feuer geben, wenn man mit Eisen „daran schlägt; vornemlich sind es die Hundszähne (Zanne), deren Glanz eine solche Härte hat. — — „Wenn das Flußpferd das Maul zuhält; so ist von „außen kein einziger Zahn zu sehen, denn die Zäh„ne werden insgesammt, durch die Lefzen, die über„aus groß sind, bedeckt und verborgen.

„In Absicht der Gestalt des Thiers möchte man „sagen, daß sie zwischen dem Büffel und Schweine „das Mittel halte, indem sie von beyden etwas an „sich hat, ausgenommen die Schneidezähne, wel„che mit keines einzigen Thieres seinen Aehnlichkeit „haben; die Backenzähne gleichen überhaupt in etwas „den Backenzähnen des Pferdes oder Büffels, wie„wohl sie weit größer sind. Die Farbe des Leibes „ist dunkel und schwärzlicht. — Man versichert, „daß das Flußpferd nur ein Junges werfe; daß es „von Fischen, Crocodillen, und auch sogar von Aas „und Fleisch lebe. Indessen frißt es auch Reis, „Korn, u. s. w. ob es gleich, wenn man seine Zähne „betrachtet, das Ansehen hat, als wenn die Natur „dasselbe nicht zum Weiden, sondern dazu, daß es „an-

che Zerenghi auch durch wirkliche Maßen angiebt; indem man die Figuren und Verhältnisse der Zähne und der andern Knochen an dem Kopf des Flußpferdes in der Beschreibung und den Figuren, die Herr Daubenton in dem XXIV Th. der Ausgabe in ein und dreyßig Bänden liefert, finden wird. v. B.

3) Man sehe die Allgem. Hist der Nat. in 4to Band VI. Th. I. p. 36. und davon den Auszug in unserm Anhange. O.

„andere Thiere fressen sollte, gemacht hat.“ Zerenghi schließt seine Beschreibung mit der Versicherung, daß alle diese Maßen an einem weiblichen Flußpferde genommen worden, und daß das Männchen demselben völlig gleiche, außer daß es in allen seinen Maßen um ein Drittel größer sey. Es wäre zu wünschen, daß die von Zerenghi gelieferte Figur eben so gut als seine Beschreibung wäre. Allein das Thier wurde nicht lebendig abgezeichnet. Er sagt selbst, daß er seine beyden Flußpferde an dem Orte, wo er sie gefangen, abschinden lassen, daß er nur die Häute davon mitgebracht habe, und daß die Figur, welche Aldrovand geliefert hat, nach der Haut des Weibchens gezeichnet worden sey. Es gewinnet auch das Ansehen, als wenn Fabius Columna die Figur dieses Thiers nach eben derselben in Salz aufbehaltenen Haut des Weibchens habe abzeichnen lassen. Allein, obgleich die Beschreibung des Fabius mit aller Gelehrsamkeit geschrieben worden; so kömmt sie doch der Beschreibung des Zerenghi nicht bey, und man muß ihm sogar darinn einen Vorwurf machen, daß er weiter nichts als den Namen dieses Schriftstellers, und überall nicht das Werk desselben, das doch drey Jahr vor seinem Buch gedruckt ist, angeführet hat, und daß er auch von des Zerenghi Beschreibung in verschiedenen wesentlichen Dingen abgegangen ist, ohne irgend einen Grund davon anzugeben. Columna sagt, zum Beyspiel, daß zu seiner Zeit im Jahr 1603 Friedrich Zerenghi ein ganzes Flußpferd in Salz aufbewahrt, aus Aegypten nach Italien gebracht habe, da doch Zerenghi selber sagt, daß er nur die Häute davon mitgebracht. Danächst giebt Columna an, daß der Leib seines Flußpferdes dreyzehen Fuß in der

Länge e), vierzehn Fuß 4) im Umfange, und die Beine viertehalb Fuß in der Länge enthielten, da doch nach den Maßen des Zerenghi der Leib nur eilf Fuß und zwey Zoll in der Länge, und zehen Fuß im Umfang hatte, und die Beine einen Fuß und eilftehalb Zoll lang waren, u. s. w. Wir müssen daher nicht auf des Fabius Columna, sondern auf des Zerenghi Beschreibung fußen, und man kann weder den ersteren Schriftsteller entschuldigen, noch den Fall annehmen, daß seine Beschreibung nach einem andern Gegenstand gemacht worden, denn es erhellet aus seiner eigenen Schrift, daß er sie nach dem kleinsten von den beyden Flußpferden des

e) Hippopotami a nobis conspecti ac dimensi corpus a capite ad caudam pedes erat tredecim, corporis latitudo sive diameter pedes quatuor cum dimidio, ejusdem altitudo pedes tres cum dimidio, ut planum potius quam carinosum ventrem habeat: orbis corporis quantum longitudo erat: crura e terra ad ventrem pedes tres cum dimidio, ambitus crurum pedes tres: pes latus pedem; ungulae singulae uncias tres; caput vero latum pedes duo cum dimidio, longum pedes septum cum dimidio: oris rictus pedem unum, &c. Anmerkung. Es kann seyn, daß der Fuß, welchen Columna zum Maßstab gebraucht hat, kürzer als der parisische gewesen ist. Allein das rechtfertiget ihn nicht. Denn in diesem Fall hätte, da die Länge von dem Leibe seines Flußpferdes dreyzehn Fuß enthielt, der Umfang desselben nur eilf Fuß, und sieben bis acht Zoll, und nicht dreyzehn Fuß betragen müssen. Gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen Verhältnissen. Diese kommen mit denen von Zerenghi angegebenen nicht überein.

v. B.

4) Columna giebt den Umfang nicht vierzehn, sondern den Durchmesser $4\frac{1}{2}$ Fuß an. Klein nennt nach ihm die Länge 13 Fuß, nicht wie in der Onomatol. hist. nat. steht, dreyßig Fuß. O.

des Zerenghi gemacht habe, da er selbst gestehet, daß Zerenghi einige Monate nachher ein zweytes Flußpferd gezeiget, welches viel größer als das erste gewesen wäre. Die Ursache, warum ich mich bey diesem Punkt verweile, ist diese. Niemand hat dem Zerenghi Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Gleichwohl ist er der einzige, der Lob verdienet. Alle Naturforscher haben hingegen seit hundert und sechzig Jahren dem Fabius Columna das zugeschrieben, was sie dem Zerenghi hätten zuschreiben sollen, und sie haben, an Statt des letzteren Werk aufzusuchen, sich damit begnüget, daß sie das Werk des Columna ausgeschrieben und gerühmet haben, obgleich dieser sonst sehr schätzbare Schriftsteller in diesem Stück weder originell noch genau, ja sogar nicht einmal aufrichtig ist.

Die Beschreibungen und die Figuren von dem Flußpferde, welche Prosper Alpin über hundert Jahre nachhin herausgegeben hat, sind noch schlechter, als des Columna seine, weil sie bloß nach Häuten gemacht sind, die nicht gut verwahrt gewesen waren, und der Herr v. Jüssieu f), der im Jahr 1724 von dem Flußpferde geschrieben, hat weiter nichts als eine Beschreibung von dem Skelette des Kopfes und der Füße geliefert.

Wenn man diese Beschreibungen und vernemlich die Zerenghische, mit den Bemerkungen vergleichet, die wir aus Reisebeschreibungen g) gezogen haben;

f) *Memoires de l'Academie des Sciences, année* 1724. *pag.* 209. v. B.

g) Im Nil finden sich Flußpferde oder Meerpferde, und zu Gürze wurde im Jahr 1656 eines gefangen, welches man gleich nach Cairo brachte, wo ich dasselbe in eben dem Jahr im Februar sahe; es war aber

haben; so erhellet, daß das Flußpferd ein Thier sey, dessen Leib länger und eben so dick, als des Nashorns seiner, daß seine Beine viel kürzer seyn h); daß

aber todt. Dieses Thier hatte eine Farbe, die beynahe rothbräunlich war; es hatte fast einen solchen Hintern wie der Büffel, seine Beine waren alle kürzer und dicker; in der Größe war es einem Kameel gleich, und in Ansehung des Maules dem Ochsen; sein Leib aber war zweymal so groß als der Leib des Ochsen, es hatte eben solchen Kopf wie ein Pferd, außer daß jener stärker war, und kleine Augen; sein Hals war sehr dick, die Ohren klein, die Nasenlöcher sehr groß und weit, die Füße überaus dick, ziemlich groß und beynahe rund, und an jedem waren vier Zehen, wie an den Crocodillfüßen; es hatte einen kleinen Schwanz wie ein Elephant, und wenig oder gar kein Haar auf der Haut, auch wie der Elephant; in dem Unterkinnbacken hatte es vier dicke und einen halben Fuß lange Zähne, davon zwey so krumm und dick als Ochsenhörner waren. Verschiedene Leute sagten, daß dieses Thier ein Meerbüffel wäre, aber ich und andere merkten, daß es in Rücksicht auf die Beschreibung derer, die davon geschrieben haben, ein Meerpferd war. Es ward von den Janitscharen, die es auf dem Lande, wohin es der Weide halber gegangen war, mit Musketenschüssen getödtet hatten, todt nach Cairo gebracht. Sie hatten verschiedene male nach ihm geschossen, es aber nicht zum Fallen bringen können. Denn kaum war die Kugel durch die ganze Haut gekommen, wie ich bemerket habe. Ein Schuß aber, den sie nach ihm thaten, gieng ihm durch den Kinnbacken, und warf es zu Boden. Man hatte in einer geraumen Zeit dergleichen Thiere zu Cairo nicht gesehen. Thevenots Beschreibung seiner Reise in die Morgenländer, Paris 1664, Th. I. S. 491. und 492. v. B.

h) Die Füße des Flußpferdes sind so niedrig und kurz, daß sie nicht vier Finger hoch über die Erde stehen. Belon von den Fischen, S. 17. — Crura terra

daß es im Verhältniß gegen den Leib keinen so langen aber dickern Kopf, und keine Hörner, weder auf der Nase, wie das Nasehorn, noch auf dem Kopf, wie die wiederkäuenden Thiere habe. Da er in Absicht seines Angstgeschreyes eben so viel von dem Wiehern des Pferdes als von dem Brüllen des Büffels an sich hat; so wäre es möglich, daß seine gewöhnliche Stimme, wie die alten Schriftsteller, und die neuern Reisebeschreiber berichten i) dem Wiehern des Pferdes ähn-

e terra ad ventrem pedes tres cum dimidio. *Fabius Columna, p.* 31. Anmerkung. Die Zeugnisse des Belon und Columna über die Länge der Beine des Flußpferdes, sind gar zu sehr von einander unterschieden, als daß man eines von diesen beyden Maßen annehmen könnte. Man muß bemerken, daß das Flußpferd, welches Belon lebendig gesehen hat, sehr jung und fett war, und mithin einen dicken und hängenden Bauch haben mußte, und daß hingegen die Haut desjenigen, das Columna beschrieben hat, und welches des Zerenghischen ist, im Salz eingeschrumpfet war, und daß daher Columna nicht behaupten konnte, wie er thun wollen, daß der Bauch dieses Thiers nicht rund, sondern platt wäre. Es ist demnach das Maß des Belon für ein erwachsenes Flußpferd zu kurz, da hingegen des Columna seines für ein lebendiges Flußpferd zu lang ist. Aus beyden muß man schließen, daß überhaupt der Bauch dieses Thiers nicht viel höher als anderthalb Fuß über die Erde ist, und daß seine Beine nicht zwey Fuß lang sind, wie Zerenghi sagt. v. B.

i) Vocem equinam edit illius gentis relatione. *Prosp. Alpin. Aegypt. Hist. nat. lib.* II. *pag.* 248. — Merolla sagt, daß sich in dem Fluß Zaire ein Flußpferd aufhalte, das wie ein Pferd wiehere. Des Herrn Abts Prevot allgemeine Geschichte von Reisen, Th. V. S. 95. — Dieses Thier hat den Namen, den man ihm giebt, bloß von seinem Wiehern be-

ähnlich wäre, wiewohl es sich in allen andern Absichten von demselben unterscheidet. Wenn dem so ist, so kann man vermuthen, daß bloß die Aehnlichkeit der Stimme schon hinreichend gewesen sey, um ihm den Namen Hippopotamus, welches so viel als Flußpferd sagen will, zu geben; so wie der luchs wegen seines Heulens, welches gewisser Maßen dem Geheul des Wolfes gleichet, den Namen Hirschwolf bekommen hat k). Die Schneidezähne des Flußpferdes und vornemlich die beyden Hundszähne in dem untern Kinnbacken sind sehr lang und stark, und dabey so hart, daß, wenn man mit Eisen daran schlägt, Feuer herausgeht l). Wahrscheinlich hat

kommen. Schoutens Reise. Sammlung von den Reisen der ostindischen Compagnie in Holland, Th. IV. S. 440. — Das Flußpferd wiehert beynahe so, wie das Pferd, aber so laut, daß man es auf eine gute Viertelmeile vernehmlich höret. Herrn Adansons Reise nach Senegal, S. 73. v. B.

k) Man sehe im 3ten Bande dieser Naturgeschichte den Abschnitt vom Luchse, S. 318. v. B.

l) Tutti i denti sono di sostantza ensi dura, che percossoti sopra con un coltèllo, ò occiàlino, butano faville di foco in gran quantita, ma piu le tanne che gli altri; ma dentro non sono di tanto dura materia. *Zerenghi* S. 72. — Dentes habebat in inferiore maxilla sex, quorum bini exteriores e regione longi semipedem, lati et trigoni uncias duas cum dimidia, per ambitum semipedem, aprorum modo parum retrorsum declives, non adunci, non exserti, sed admodum conspicui aperto ore. Intermedii vero parum a gingiva exserti, trigona acie, digitali longitudine, medium locum occupantes, veluti jacentes, crassi, orbiculati, elephantini, semipedem superant longitudine, atq. aciem in extremis partibus habent planam, parum detractam. Maxillares vero utrinque septem, crassi, lati, breves admodum. In superna

hat dies Gelegenheit zu der Fabel gegeben, welche die Alten erzählet haben, daß nämlich das Flußpferd Feuer aus dem Rachen speye. Diese Materie von den Hundszähnen des Flußpferdes ist so weiß, rein und hart, daß sie dem Elfenbein weit vorzuziehen ist, wenn man künstliche und falsche Zähne m) daraus machen will. Die Schneidezähne, vornemlich die im Unterkinnbacken, sind sehr lang cylinderförmig

vero mandibula, quam Crocodili more mobilem habet, qua mandit et terit, anteriores sex insunt dentes, sex imis respondentes, acie contrario modo adaptata, levissima ac splendida, eboris politi modo, clausoque ore coniunguntur, aptanturque imis, veluti ex illis recisi, ut planum plano insideat, verum omnium acies pyramidalis, veluti oblique recisi calami modo, sed medii superiores non aciem inferiorum, at medium illorum, in quo detractio conspicitur rotunditatis, petunt; ac non incidere sed potius illis terere posse videtur. Molares totidem quot inferni, sed bini priores parvi, exigui, atque rotundo ambitu, et ab aliis distant, ut medium palatum inter dentes anteriores occupare videantur, inter maxillares dentes linguae locus semipedalis remanebat. Dentium vero color eburneus parum pallens splendidus, diaphanus fere in acie, videbatur; durities illorum silicea vel magis, cultelli quidem costa, non parva conspicientium admiratione, ignis excitabantur favillae, parum vel nihil tot percussionibus signi remanente; quapropter verisimile foret, noctis tempore dentes terendo ignem ex ore evomisse. *Fab. Columna, pag.* 32. v. B.

m) Am Vorgebirge Mesurado in Afrika findet man die schönen Zähne des Meerpferdes, welche die weißesten und saubersten sind. Die Zahnärzte ziehen sie allen andern vor, und machen falsche Zähne daraus, indem sie lange nicht so gelb, als das Elfenbein werden, und viel weißer und härter sind. Des Marchais Reisebeschreibung, Th. II. S. 148. v. B.

förmig und eingekerbt. Die Hundszähne, die auch sehr lang sind, sind gebogen, prismatisch und schneidend, wie die Hauerzähne des wilden Schweins. Die Backenzähne sind viereckigt, oder länglicht viereckigt, den Backenzähnen der Menschen ziemlich ähnlich, und so groß, daß ein einziger über drey Pfund wiegt. Die größesten Schneide- und Hundszähne sind an die zwölf n), ja gar an die sechszehn Zoll lang o), und wiegen bisweilen zwölf p) bis dreyzehn Pfund.

G 2 Da-

n) Post menses aliquot alium (hippopotamum) longe majorem, idem Federicus Zerenghi, Romae nobis ostendit, cujus dentes aprini pedali longitudine fuerunt, proportione crassiores, sic et reliqua omnia majora. Anmerkung. Diese Stelle, womit die Beschreibung des Fabius Columna sich endiget, beweiset, daß sie nach der Haut des kleinsten von den beyden Flußpferden des Zerenghi gemacht worden, daß dieses kleinere Flußpferd das Weibchen, und daß hingegen das größere, welches Columna nicht beschrieben hat, das Männchen war. Eben diese Stelle beweiset gleichfalls, daß man sich auf den Maßen des Columna nicht verlassen müsse, wie alle neuere Naturforscher gethan haben. In der Beschreibung des Columna sind beynahe allein die Maßen der Zähne richtig, weil diese Theile weder kürzer noch länger werden können, eine im Salz ausgetrocknete Haut aber in allen ihren Maßen abnimmt. v. B.

o) Ich ward gewahr, daß diese Zähne wie ein Bogen gekrümmt, und ungefähr sechzehn Zoll lang waren, und an der dicksten Stelle über sechs Zoll im Umfange hatten. Beschreibung des Flußpferdes vom Capitaine Cowent. Dampiers Reisebeschreibung, Th. III. S. 360. u. d. f. v. B.

p) Was das Flußpferd betrifft; so habe ich eben keines gesehen, ich habe aber einige von seinen Zähnen gekauft, die wohl 13 Pfund wogen. Description

des

Damit wir endlich einen richtigen Begriff von der Größe des Flußpferdes beybringen; so wollen wir die Maßen des Zerenghi gebrauchen, und denenselben einen Drittheil hinzuthun, indem, wie er selbst sagt, seine Maßen bloß von dem Weibchen genommen worden sind, welches in allen seinen Ausmessungen um einen Drittheil kleiner als das Männchen war. Das männliche Flußpferd hatte folglich vom äußersten Ende des Mauls bis zum Anfang des Schwanzes sechzehn Fuß und neun Zoll in der Länge, funfzehn Fuß im Umfange, und sechstehalb Fuß in der Höhe; seine Beine waren ungefähr zwey Fuß und zehn Zoll lang; der Kopf war viertehalb Fuß lang, und neuntehalb Fuß im Umfang dick, der Rachen war zwey Fuß und vier Zoll weit, und die großen Zähne waren über einen Fuß lang.

Mit so mächtigen Waffen, und mit einem so außerordentlich starkem Körper konnte das Flußpferd sich allen Thieren fürchterlich machen. Allein es ist von Natur fromm q), und außerdem so schwerfällig,

des animaux et des plantes, tirée de la Cosmographie de Cosmas le solitaire, page 19. de la relation *de Thevenot*, *Paris* 1696. v. B.

q) Qui Hippopotamum animal terribile et crudele esse putarunt, falsi mihi videntur. Vidimus enim nos adeo mansuetum hoc animal, ut homines minime reformidaret, sed benigne sequeretur. Ingenio tam miti est, ut nullo negotio cicuretur, nec unquam morsu laedere conetur. — Hippopotamum e stabulo solutum exire permittunt, nec metuunt, ne mordeat. Rector ejus, cum spectatores oblectare libet, caput aliquod brassicae capitatae, aut meloponis partem, aut fascem herbarum aut panem e manu sublime protendit ferae, quod ea conspicata tanto victum hiatu diducit, ut leonis etiam hiantis caput facile suis fau-

lig, und im laufen so langsam, daß es keinen einzigen von den vierfüßigen Thieren würde einholen können. Es schwimmt geschwind, jägt den Fischen nach, und frißt sie auf r) 5), es ist gern im Wasser, und hält sich darinn eben so gerne als auf dem lande auf. Indessen hat es keine Häute zwischen den Zehen, wie der Biber oder Fischotter, und dem Anschein nach schwimmet es bloß deswegen, weil es einen Bauch von weitem Umfange hat, mit so großer leichtigkeit, indem der Bauch, Raum gegen Raum gerechnet, mit dem Wasser beynahe gleiche Schwere hat. Noch mehr. Es hält sich eine lange Zeit am Boden des Wassers auf s), und gehet darauf wie in freyer luft, und wenn es herauskommt, um zu weiden, so frißt es Zuckerröhre, Binsen, Hirsen, Reis, Wurzeln u. s. w. es verzehret und zernichtet eine große eine Menge davon, und richtet auf gebaueten länderenen großen Schaden an; da es aber auf dem lande furchtsamer als im Wasser ist, so jägt man es mit leichter Mühe davon weg.

faucibus caperet. Tunc rector, quod manu tenebat, in voraginem illam seu saccum quempiam immittit. Manducat illa et devorat. *Bellonius de Aquatilibus.* v. B.

r) Das Flußpferd gehet am Ufer der Flüsse ziemlich langsam, aber im Wasser geht es schneller, es lebt allda von kleinen Fischen und allem was es bekommen kann. Beschreibung des Flußpferdes von dem Capitaine Cowent. Dampiers Reisebeschreibung, Th. III. S. 360. v. B

5) Es lebt nicht von Fischen, wie wir unten von Herrn Sparrmann hören werden. O.

s) Das Flußpferd geht bis auf drey Klafter tief im Wasser zu Grunde, denn ich habe dieses selbst beobachtet und gesehen, daß es über eine halbe Stunde darinn geblieben, ehe es wieder hervor kam. Ebenderselbe an der angezogenen Stelle. v. B.

Es hat so kurze Beine, daß es durch die Flucht nicht entrinnen konnte, wenn es sich von dem Ufer entfernete. Wenn es in Gefahr ist, so rettet es sich auf die Art, daß es sich in das Wasser stürzet, untertaucht, und eine große Fahrt und unter dem Wasser thut, ehe es wieder hervorkommt. Es entfliehet gewöhnlich, wenn man es jägt; hat man es aber verwundet, so ergrimmet es, kehrt um, springt auf die Barken los, hauet mit den Zähnen hinein, reißt oft Stücken heraus, und versenket dieselben bisweilen t). „Ich habe gesehen, sagt ein Reisebe„schreiber u), daß ein Flußpferd den Rachen öffnete, „mit einem Zahn den Bord eines Schiffes, und mit „einem andern die zweyte Verkleidung von dem Kiele „an, faßte, so, daß die Zähne vier Fuß von ein„ander entfernet waren, das Brett durch und durch „biß, und auf diese Art das Schiff versenkte. — „Von einem andern habe ich längs der Seeküste ge„sehen, daß die Wellen auf dasselbe eine mit vier„zehn Fäßern Wassers beladene Schalupe trieben, „die auf seinem Rücken sitzen blieb; hierauf warf „ein anderer Wellenstoß, die Schalupe wieder her„unter, ohne daß das Thier von allem das geringste „empfunden zu haben schien. — Wenn die Ne„gers in ihren Canoten auf den Fischfang ausgehen, „und sie ein Flußpferd antreffen; so werfen sie ihm „Fische hin, und dann setzt es seinen Weg weiter „fort, ohne sie weiter im fischen zu stöhren. Es „richtet

t) Hippopotamus cymbis insidiatur quae mercibus onustae secundo Nigro feruntur, quas dorsi frequentibus gyris agitatas demergit. *Leon. Afric. Descript. tom.* II. *pag.* 758. v. B.

u) Reisebeschreibung des Capitaine Cowent von Porbury bey Bristol. Dampiers Reisebeschreibung, Th. III. S. 361. v. B.

„richtet das meiste Uebel an, wenn es sich gegen die „Erde stützen kann; wenn es hingegen auf dem „Wasser schwimmet, so kann es nur beißen. Ein„mal wie unsere Schalupe am Ufer war, sahe ich, „daß es sich unter die Schalupe begab, sie mit seinem „Rücken über das Wasser hob, und sie mit sechs „leuten, die darinnen waren, umstürzte, aber zum „Glück that es ihnen nicht das geringste leid. —— „Wir unterstanden uns nicht mehr, sagt ein ande„rer Reisebeschreiber x), die Flußpferde im Wasser „zu reitzen, indem wir folgenden Vorfall gehabt, „der dreyen leuten beynahe das leben gekostet hätte. „Dieselben waren in einem kleinen Canot ausgefah„ren, um ein Flußpferd in einem Fluß zu tödten, „worinn das Wasser acht bis zehn Fuß tief war. „Nachdem sie es am Grunde, wo es nach seiner Ge„wohnheit gieng, entdeckt hatten; so verwundeten „sie es mit einer langen lanze. Hierüber gerieth es „in eine solche Wuth, daß es sogleich über das Was„ser kam, sie mit einer erschrecklichen Mine ansahe, „den Rachen aufthat, mit einem Biß ein großes „Stück aus dem Bord des Canots riß, und es fehl„te sogar wenig daran, daß es das Canot umstürz„te; allein es tauchte beynahe eben so bald wieder zu „Grunde. Diese beyden Beyspiele können uns ei„nen hinlänglichen Begriff von der Stärke dieser „Thiere geben. Man wird eine Menge dergleichen „Begebenheiten in der allgemeinen Reisegeschichte „finden, in welcher der Herr Abt Prevot alles das„jenige, was die Reisebeschreiber von dem Fluß-

 pferde

x) Reisebeschreibung des Capitaine Royers, Dampiers Reisebeschreibung, Th. III. S. 363.
v. B.

„pferde gemeldet haben, ins Kurze gezogen y) und da„bey sehr gut, und in einer ihm gewöhnlichen netten „Schreibart, uns vorgetragen hat.“

Uebrigens findet sich dieses Thier bloß an einigen Orten in großer Menge, und es scheinet sogar, als wenn die Art davon auf besondere Erdgegenden verwiesen worden sey, und fast lediglich in den Flüssen von Afrika angetroffen werde. Die meisten Naturforscher haben geschrieben, daß das Flußpferd sich auch in Indien aufhalte; allein sie haben zum Beweise dieses Umstandes, keine andere Zeugnisse, als die mir etwas zweydeutig vorkommen. Das gewisseste von allen würde das seyn, was Alexander z) in seinem Briefe an den Aristoteles gegeben hat, wenn man durch eben diesen Brief davon überführt werden könnte, daß die Thiere, von welchen Alexander redet, in der That Flußpferde wären. Was mir hierüber einige Zweifel machet, ist dieses, daß Aristoteles in seiner Thiergeschichte, wo er das Flußpferd beschreibt, würde gesagt haben, daß es sich in Indien eben sowohl als in Aegypten fände, wenn

y) Allgemeine Reisegeschichte, Th. V. S. 95. u. 330. v. B.

z) Humanas carnes hippopotamis pergratas esse, ex eis collegimus, quae in libro Aristotelis de mirabilibus Indiae habentur, ubi Alexander Macedo scribens ad Aristotelem inquit: „Ducentos milites de Macedoni„bus, levibus armis, misi per amnem nataturos; ita„que quartam amnis partem nataverunt, cum hor„renda res visu nobis conspecta est, hippopotami in„ter profundos aquarum ruerunt gurgites aptosque „milites nobis flentibus absumserunt. Iratus ego tunc „ex eis, qui nos in insidias deducebant, centum et „quinquaginta mitti in flumen jussi, quos rursus hip„popotami justa dignos poena confecerunt.“ *Aldrov. de quad. digit. p.* 188. *et* 189. v. B.

wenn er gedacht hätte, daß die Thiere, von denen Alexander in seinem Briefe redet, wirkliche Flußpferde gewesen wären. Onesicrit a) und einige andere alte Schriftsteller haben gemeldet, daß das Flußpferd sich an dem Ufer des Flusses Indus fände. Allein die neuern Reisebeschreiber, wenigstens die, welche am meisten Glauben verdienen, haben diesen Umstand nicht bestätiget. Alle sagen einstimmig b), daß dieses Thier in dem Nil, im Senegal oder Niger, in der Gambra, im Zaire, und in andern Flüssen, ja sogar in den Seen von Afrika c), vornemlich in dem südlichen und östlichen Theil gefunden werde. Keiner von ihnen versichert mit Gewißheit, daß es sich in Asien finde. Der P. Boym d) ist der einzige, der es anzuzeigen scheint. Seine Erzählung kömmt mir aber verdächtig vor, und

a) In India quoque reperitur hippopotamus, ut Onesicritus est autor, in amne Indo Hermolaus apud *Gesner* de piscibus, p. 417. v. B.

b) Cosmographie du Levant, par Andre Thevet, p. 139. — *Leonis Afric. Africae descriptio.* Lugd. Batav. 1632. tom. II. pag. 758. — *L'Afrique de Marmol,* tome I. pag. 51. et tome II. page 144. — *Relation de Thevenot,* tome I. page 491. — Relation de l'Ethiopie, par *Poncel. Lettres edif.* IV. *Recueil,* *pag.* 363. — *Descriptions de l'Egypte, par Maillet,* tome II. pag. 126. — *Description du Cap de Bonne espérance, par Kolbe,* tome III. page 30. — *Voyage de Flaccourt,* page 394. — *Histoire de l'Abissinie, par Ludolf,* pag. 43. et 44. — *Voyage au Senegal,* par *M. Adanson,* pag. 73. &c. v. B.

c) *Relation de l'Ethiopie, par Ch. Jacq. Poncel; suite des Lettres edifiantes.* IVe. Recueil. Paris 1704. pag. 363. v. B.

d) Flora sinensis, a P. *Michaele Boym,* Soc. Jes. 1656. pag. 1. — *La Chine illustrée par d'Alquia,* Amst. 1670. pag. 258. v. B.

und beweiset nach meiner Meynung, daß dieses Thier in Mosambique, und diesem ganzen östlichen Theil von Afrika häufig ist. Heutiges Tages ist das Flußpferd, welches die Alten das Nilpferd nenneten, in dem Unternil so selten, daß die Einwohner in Aegypten gar keinen Begriff davon haben, und seinen Namen nicht wissen e). Eben so unbekannt ist es in allen nördlichen Theilen von Afrika vom Mittelmeer an bis an den Fluß Bambot, der am Fuß des atlantischen Gebirges hinfließt. Es erstreckt sich also der Erdstrich, worinn das Flußpferd sich wirklich aufhält, nicht viel weiter als von Senegal bis nach Ethiopien, und von da bis das an Vorgebirge der guten Hoffnung.

Da die mehresten Schriftsteller dem Flußpferd den Namen Seepferd oder Meerochs gegeben haben; so hat man es bisweilen mit der Seekuh verwechselt, welches Thier sich gar sehr von dem Flußpferde unterscheidet, und bloß in den nördlichen Meeren anzutreffen ist. Es scheinet also gewiß zu seyn, daß die Flußpferde, welche nach der Angabe des Verfassers der Beschreibung von Moskau sich am Ufer des Meeres bey Petzora finden, nichts anders als See-

e) Betreffend die Thiere; so kennen die itzt in Aegypten wohnenden Völker nicht einmal das Flußpferd. Shaw Reisen, Th. II. S. 161. Das Flußpferd wird in Aegypten gebohren — kommt mit dem Nil nach Oberägypten hinunter — verwüstet die Felder, wo es sich hin macht, indem es Getreide und vornemlich türkisches Korn frißt. — In Niederägypten ist es sehr selten. Beschreibung von Aegypten nach den Memoires des Herrn v. Maillet, von dem Herrn Abt Mascrier, Haag 1740. Th. II. S. 126. v. B.

Seekühe sind, und man muß es dem Aldrovand f) verweisen, daß er diese Meynung ohne Untersuchung angenommen, und dem zufolge gesagt hat, daß das Flußpferd sich in den nördlichen Meeren fände. Denn es hält sich nicht allein in den nördlichen Meeren auf, sondern es gewinnet auch sogar das Ansehen, daß es nur selten in den südlichen Meeren angetroffen werde. Die von Aldrovand angeführten Zeugnisse des Odoard = Barbosa, und Edward = Vuot, welche dem Anschein nach beweisen, daß die Flußpferde sich in den indischen Meeren aufhalten, kommen mir beynahe eben so zweydeutig vor, als das Zeugniß des Verfassers der Beschreibung von Moskau; und ich wäre sehr geneigt, mit dem Herrn Adanson g) zu glauben, daß das Flußpferd, wenig-

f) Sed quod magis mirandum eſt, in mari quoque verſari ſcripſit Plinius, qui agens de animantibus aquaticis, communes amni, terrae, et mari crocodilos et hippopotamos praedicabat. Idcirco non debemus admiratione capi; quando legitur in deſcriptione Moſcoviae, in Oceano adiacenti regionibus Petzorae, equos marinos creſcere. Pariter Odoardus-Barboſa, Portughenſis, in Ceſala obſervavit multos equos marinos a mari ad prata exire, denuoque ad mare reverti. Idem repetit Edoardus-Vuot, de huiusmodi feris in mari Indico errantibus. Propterea habetur in primo volumine navigationum, multos quandoque naucleros in terram deſcendere, ut hippopotamos in vicinis pratis paſcentes comprehendant; ſed ipſi ad mare fugientes eorum cymbas aggrediuntur, dentibus illas disrumpendo et ſubmergendo, et tamen beſtiae lanceis ob cutis duritiem ſauciare minime poterant. *Aldrov. de quad. digit. vivip.* pag. 181. et ſeq. v. B.

g) Als wir den Niger hinauffuhren; so kamen wir in eine Gegend, wo die Fluß= oder Seepferde sehr häufig sind. Dieses Thier, welches das größeste unter

nigstens heut zu Tage, sich bloß in den großen Flüssen von Afrika finde *). Kolbe h), welcher sagt,

unter unter den Amphibien ist, findet sich bloß in dem süßen Wasser der Flüsse in Afrika; und es ist sehr merkwürdig, daß man dasselbe nur noch lediglich in diesem Welttheil bemerket habe, an dem es besonders gebunden zu seyn scheinet. Man legt ihm gemeiniglich die Gestalt eines Ochsen bey, und diesem Thier ist es in der That am ähnlichsten; es hat aber kürzere Beine, und einen übermäßig großen Kopf. In Ansehung der Größe kann das Flußpferd hinter den Elephanten und das Nasehorn stehen. Seine Kinnbacken sind mit vier Hauerzähnen bewaffnet, mit welchen es die Wurzeln der Bäume auszieht, die ihm zum Fraß dienen. Es kann nicht lange, ohne Athem zu hohlen, unter Wasser bleiben, und eben dieses nöthigt ihn, von Zeit zu Zeit den Kopf, wie der Krokodill thut, über die Oberfläche empor zu tragen. *Voyage au Senegal par Adanson*, Paris 1757. p. 73. Adansons Reise nach Senegal, p. 106. v. B.

*) Anmerk. Hasselquist sagt, er habe folgende Anmerkungen von einem glaubwürdigen Manne, der zwölf Jahre in Aegypten gelebt hat, erhalten: 1) Die Haut von einem vollkommenen Hippopotamus ist so groß und schwer, daß man ein Kameel damit belasten kann. 2) Der Hippopotamus hat einen unauslöschlichen Haß gegen den Krokodill, den es allemal tödtet, wenn es ihn antrifft. Dieser Haß trägt vieles zur Verringerung der Krokodille bey, die sonst bald, wegen der vielen Eyer, die sie legen, Aegypten veröden würden. 3) In Aegypten unterhalb den Katarakten sieht man keine Hippopotamus, desfalls können nur die Bewohner des Oberägyptens Nachrichten von ihnen ertheilen, und da wenige Europäer und fast keiner, der die Naturgeschichte verstand, diesen Theil Aegyptens bereisen; so haben wir von diesem Thiere sehr wenige Nachrichten aufzuweisen. Diejenigen, die in Indien gereiset, haben bessere Gelegenheit gehabt, Kenntniß davon zu erlangen. Selten bringen die Aegyptier eseln

sagt, daß er verschiedene Flußpferde am Vorgebir-
ge der guten Hoffnung gefunden, versichert, daß
sie

seine Haut nach Kairo, das Thier selbst aber dahin zu führen, ist unmöglich. 4) Der Hippopotamus verursacht den Aegyptiern vielen Schaden, in Gegenden wo es lebt. Es geht zu Lande, und macht in einer kleinen Stunde ein ganzes mit Korn und Trifolium besäetes Feld öde, und wenn es zurückkehrt, läßt es nichts Grünes zurück, denn es ist fräßig, und sein ganzer Körper fodert ein Ansehnliches zu seinen Unterhalte. Die Einwohner haben einen artigen Kunstgriff, dieses schädliche Thier einigermaßen zu verringern. Sie bemerken die Gegend, wo es gewöhnlich seiner Nahrung halber ans Land kommt. Hier streuen sie eine Menge Lupinen aus. Wenn das Thier ans Land kommt, so frißt es alles, was es eßbar findet, weg. Wenn es seinen Wanst gefüllet hat, geht es wieder ins Wasser, und schluckt um so viel mehr Wasser ein, da die trocknen Lupinen ihm einen außerordentlichen Durst verursachen, und dieses bewirket seinen Tod. Die Lupinen quellen von dem Wasser auf, und in kurzer Zeit finden die Aegyptier es todt am Ufer, so, als von dem stärksten Gift aufgeschwollen. 5) Je häufiger der Hippopotamus ans Land kömmt, desto größere Hoffnung haben die Aegyptier, daß der Nil hinlänglich aufschwellen werde. Hasselq. Reis. S. 281. Es ist Schade, daß Hasselquist dieses Thier nicht selbst hat beschreiben können, sondern dieses nur vom Hörensagen hat.

Im zehnten Supplementsbande führt Herr von Büffon an: daß es in alten Zeiten im nördlichen Asien, Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, und Kameele gegeben habe. Man erkenne die Flußpferde unter den kleinen Abbildungen der alten Sibirischen Gräber: in den Histoir. général. des Voy. Tom. XVIII. p. 171. Es waren aber die Flußpferde wahrscheinlich zuerst mit den Elephanten von da gewichen. *Buffon anim. quadrup. Tom. X, p. 52. edit. in 12.* O.

h) Das Fluß- oder Seepferd. Wenn wir diesem Thier den Beynamen von der See geben, so wird da-
durch

ße auf gleiche Art sowohl in die See als in Fluß-
wasser gehen [6]. Eben dasselbe wird von andern
Schrift-

durch nicht angezeiget, daß es eine Art von Fischen sey, oder, daß es beständig in der See lebe. Es suchet sein Futter auf dem trockenen Lande, und wenn es sich in der Erde oder in einen Fluß verbirgt; so thut es bloß zu seiner Sicherheit. Seine gewöhnliche Nahrung ist Gras. So bald ihn der Hunger plaget, so gehet es aus dem Wasser heraus, in welchem es immer ausgestreckt liegt. Wenn es den Kopf aus dem Wasser erhebt; so ist das erste was er thut, dieses, daß er den Kopf nach allen Seiten gegen das Ufer drehet, und zusieht, ob auch Gefahr für ihn da sey, und verspüret einen Menschen in einer beträchtlichen Weite. Wenn es etwas wahrnimmt; so taucht es wieder unter Wasser, und bleibt drey Stunden darinn, ohne von der Stelle zu gehen. — — Dieses Thier wiegt gemeiniglich zwey tausend fünf hundert bis drey tausend Pfund. — — Das Seepferd gleicht sowohl in Ansehung der Farbe als in Absicht der Größe, dem Nasehorn, nur hat es etwas kürzere Beine. Sein Kopf ist, wie Tellez sagt, (1 B. VIIIte Kapitel,) dem Kopf eines gemeinen Pferdes ähnlicher als dem Kopf von irgend einem andern Thier, und davon hat es auch seinen Namen bekommen. Es hat ein viel größeres Maul als ein Pferd, und hierinn kommt es einem Ochsen näher. Seine Nasenlöcher sind sehr groß, und füllen sich mit Wasser, welches es ausspritzt, wenn es aus dem Grunde des Meers oder des Flusses, seinem Lager, hervor kommt. Es hat sehr kleine Ohren und Augen; seine Beine sind kurz, dick und von oben bis unten gleich dick. Sein Horn am Fuß ist nicht, wie bey dem Ochsen gespalten, sondern in vier Theile abgetheilet, am Ende und an jedem dieser Theile sieht man kleine Kerbchen, die wie Schrauben fortlaufen. Sein Schwanz ist kurz, wie des Elephanten seiner, und man findet an demselben nur sehr wenig und sehr kurzes Haar: dies ist alles Haar, was das Seepferd hat.

Schriftstellern berichtet. Obgleich nach meinem Bedünken Kolbe bey der Beschreibung, welche er von diesem

Die Euter von dem Weibchen dieses Thiers hängen zwischen den Hinterbeinen, wie man an den Kühen siehet: sie sind aber eben sowohl als die Warzen im Verhältnis gegen den großen Leib sehr klein. Ich habe oft gesehen, daß die Weibchen ihre Jungen, die schon so groß als ein Schaf waren, saugen ließen. — — Die Haut des Seepferdes ist über einen Zoll dick, und zudem ist sie so hart, daß es viele Mühe kostet, es sogar mit einer Kugel zu erlegen. Die Europäer am Vorgebirge zielen allemal nach dem Kopfe. Da die Haut daselbst zart ist, und dicht an dem Knochen liegt, so kann man sie leicht durchschießen; selten bringen sie diesem Thier an einer andern Stelle einen tödtlichen Schuß bey.

An dem Flußpferde ist nichts merkwürdiger, als seine Zähne in dem Unterkinnbacken; es sind deren vier große, an jeder Seite zwey, von welchen der eine hakenförmig und der andere gerade ist; sie sind so dick wie ein Ochsenhorn, ungefähr anderthalb Fuß lang und wiegen jeder zwölf Pfund. Ihre Weiße, die sehr helle ist, hat das Besondere an sich, daß sie sich erhält, ohne daß sie jemals eine Veränderung leidet; eine Eigenschaft, welche das Elfenbein nicht hat, welches mit der Zeit gelb wird. Sie werden daher auch mehr geschätzt als die Elephantenzähne.

Das Fleisch dieses Thiers, es mag gebraten oder gekocht seyn, ist ein gar köstliches Essen, und am Cap hält man davon so viel, daß das Pfund, zwölf bis funfzehn Sous kostet; es ist das angenehmste Geschenk, was man einem machen kann. Das Fett wird eben so theuer als das Fleisch verkauft. Es ist sehr süß und gesund, man braucht es statt der Butter, u. s. w. Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Th. III. Cap. III.

v. B.

6) Wir werden im Anhange vom Herrn Sparrmann angeführt finden, daß sich das Flußpferd auch im salzigen oder Meerswasser aufhalte. O.

diesem Thier macht, genauer als gewöhnlich ist, so ist doch daran zu zweifeln, daß er es so oft gesehen, als er sagt, indem die Figur, die er seiner Beschreibung beygefüget hat, schlechter ist, als die Figuren, welche Columna, Aldrovand und Prosper Alpin geliefert haben, die doch nur nach ausgestopften Häuten gemacht worden sind. Es ist leicht zu bemerken, daß überhaupt die Beschreibungen und Figuren in dem Werke des Kolbe weder auf der Stelle noch nach dem Leben gemacht sind. Die Beschreibungen sind aus dem Gedächtniß niedergeschrieben; die Figuren sind größten Theils Copeyen, und nach den Figuren anderer Naturforscher gezeichnet worden, und besonders die Figur, die er von dem Flußpferde giebt, sieht dem Cheropotamus i) des Prospers Alpins sehr ähnlich.

Wenn Kolbe demnach versichert, daß das Flußpferd sich in dem Wasser des Meers aufhalte; so kann es wohl seyn, daß er dieses dem Plinius nachgesprochen, und nicht wegen eigenen Beobachtungen behauptet habe. Die meisten andern Schriftsteller erzählen, daß dieses Thier sich bloß in Seen mit süßen Wasser, und in Flüssen bisweilen an ihrer Mündung, und öfterer sehr weit vom Meere finde. Es giebt sogar Reisebeschreiber, die, wie Merolla k) sich wundern, daß man das Flußpferd ein Seepferd genennet habe, indem nach seiner An-

i) Anmerkung. Die Figuren von diesen Cheropotamen des Prosper Alpins, B. IV. Cap. XII. Taf. 22. scheinen nach ausgestopften Häuten von Flußpferden, denen man vielleicht die Zähne ausgerissen hatte, gemacht zu seyn. v. B.

k) Allgemeine Reisegeschichte, Th. V. S. 95. Anmerk. 2. v. B.

Angabe dieses Thier kein salzigtes Wasser vertragen kann. Es hält sich gemeiniglich des Tages im Wasser auf, und kömmt des Nachts aus demselben hervor und gehet auf die Weide: das Männchen und Weibchen verlassen sich einander selten. Zerenghi fieng das Männchen und Weibchen an eben demselben Tage, und in eben derselben Grube. Die holländischen Reisebeschreiber sagen, daß das Weibchen mit drey bis vier Jungen trächtig gehe. Allein es ist dieser Umstand, wie mir deucht, sehr verdächtig und der Ungrund desselben durch die Zeugnisse, welche Zerenghi anführet, dargelegt worden *). Ueberdies, da das Flußpferd von ungeheurer Größe ist, so befindet es sich mit dem Elephanten, Nasenhorn, Wallfische und allen andern großen Thieren, die nur ein Junges werfen, in gleichem Fall, und diese Analogie kömmt mir sicherer vor als alle Zeugnisse.

*) Es hat auch nur zwey Zitzen gegen die Scham zu. Zimmermann, a. a. O.

Anhang.

Wie obige Beschreibung aufgesetzt ward, hatten die Herren Büffon und Daubenton kein Flußpferd in völliger Größe gesehen, und lieferten desfalls die Zergliederung und Zeichnung eines ungebohrnen; und die Vorstellung eines abgefleischten Kopfes und der Fußknochen.

Das ungebohrne Flußpferd war einen Fuß, drey Zoll, und sieben Linien, vom Ende des Mauls bis an den After, lang. Der Magen schien von außen, aus drey Stücken zu bestehen, und hatte Aehnlichkeit mit dem vom Pecari. Weichet im erwachsenen Thieren vielleicht noch mehr davon ab. —

Von dem Kopfe des Flußpferdes sagt Herr Daubenton: „Er hat noch weniger Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Pferdes und Stiers, wenn er entfleischt, als wenn das Fleisch darauf sitzt. Das Ende der Kinnbacken ist ungemein breit in Vergleichung mit der Breite von dem Hintertheile des Kopfs. Die Hirnschale (A), ist von geringem Umfange; die Dicke des Kopfs kommt von den Fächern der Vorderzähne, hauptsächlich der Hundszähne in dem Unterkinnbacken, und von einem großen Fortsatze (B), der in der Gegend ist, wo die Aeste dieses Kinnbackens krumm in die Höhe gehen. Der kronenförmige Fortsatz (D) ist übrigens klein, und der knopfförmige (E) sehr kurz. Die Nasenbeine (F) sind ungemein lang, und erstrecken sich bis zwischen die Augenhöhlen; sie sind dem größten Theil ihrer

länge nach, von geringer Breite; ihr hinterer Theil ist breiter und geht in einem Ausschnitt hinein, der an dem Vordertheile des Stirnknochens befindlich ist; in der Mitte dieses Knochens ist eine Vertiefung, aber seine Bögen (G) über den Augenhöhlen sind sehr erhaben; die Augenränder stehen mit ihren Ober- und Vordertheilen (G u. H) weit hervor; der Fortsatz (I) des Apfelknochens nach den Augen zu ist so lang, daß er sich beynahe bis an den Fortsatz, den der Stirnknochen gegen das Auge zu hat, erstreckt; folglich ist der Raum ganz unbeträchtlich, da der Rand der Augenhöhle unterbrochen wird. Auf der Scheitel des Kopfs finden sich starke Kanten (KK), eine in die länge und eine in die Quere.

Der Kopf, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, hatte nicht mehr als sechs und dreyßig Zähne, nämlich 4 Vorderzähne in jedem Kinnbacken einen Hundszahn, und nur sechs Stockzähne an jeder Seite von jedweden Kinnbacken. Der Stockzähne waren an drey andern Köpfen von Flußpferden, die ich gesehen habe, auch nicht mehr als sechse an jeder Seite. Gleichwohl haben Zerenghi und Jüßieu an den Köpfen, die sie beobachtet haben, achte gezählet, und in diesem Falle hat das Flußpferd vier und vierzig Zähne. Die Hundszähne und Stockzähne haben etwas ähnliches mit den Zähnen von dieser Art, die sich bey den wilden und zahmen Schweinen finden; allein die langen Vorderzähne gleichen keinem einzigen von andern Thieren. Der Vordertheil des Oberkinnbackens hat in der Mitte einen Ausschnitt, und bildet an jeder Seite einen großen Höcker, welcher zween Zähne (LL. MM) einschließt, von denen der eine (LL) vorwärts, und der andere (MM) hinterwärts, und ein wenig nach außen, etwas von dem vordern ent-

fernt lieget. Allein es findet sich ein weit größerer Abstand zwischen den vordern Schneidezähnen (LL); diese vier Zähne sind unterwärts gekehrt; die vier Schneidezähne (NN. OO) des Unterkinnbackens sitzen einer neben dem andern; die beyden mittleren (NN) sind weit größer, als die beyden übrigen, und sind ganz und gar vorwärts gerichtet: wenn der Mund geschlossen ist, so befinden sich die beyden großen Schneidezähne (NN) des Unterkinnbackens zwischen den beyden vordern Schneidezähnen (LL) der obern Kinnlade. Die Hundszähne (PP. QQ) sitzen eben so, wie bey dem wilden Eber, und den Hausschweinen. Der Hundszahn (ZZ) des Unterkinnbackens ist nach oben zu, und ein wenig auswärts gekrümmt; der Hundezahn (PP) des Oberkinnbackens streicht die innere Seite von dem Hundszahne des Unterkinnbackens; diese beyden Zähne reiben sich einander ab, so, daß der obere Hundszahn am Ende sehr kurz wird. Die ersten Stockzähne (R) des Oberkinnbackens sitzen weit von einander, und sind beynahe gleich weit von den hintern Schneidezähnen (MM) und den Hundszähnen (PP) entfernet; die ersten Stockzähne (S) des Unterkinnbackens stehen gleichfalls sehr weit von den Hundszähnen ab, aber ihr Abstand von den Schneidezähnen ist nur geringe.

Die vordern Schneidezähne eines Flußpferdkopfes, der einen Schuh und zehen Zoll lang war, waren ein wenig niederwärts gekrümmt, und längliche eingekerbt; ihre Länge, nach ihrer convexen Krümme, betrug 4 Zoll, neun Linien, und ihr Umfang drey Zoll, drey Linien; sie ragten nur neun Linien aus ihrem Fache hervor, und hatten an ihrer Wurzel eine kegelförmige Höhlung, die vierzehn

linien tief war. Die vorderen Schneidezähne eines Flußpferdkopfes, der ungefähr zween Schuh lang war, hatten eine länge von sieben Zollen, und einen Umfang von vier Zollen, und drey linien, sie ragten zween Zoll, zehen linien aus dem Fache hervor und ihre Höhlung war drey Zoll und zwo linien tief.

Die hinteren Schneidezähne sind krümmer, als die vorderen; die von dem Kopfe, der einen Schuh und zehn Zoll lang war, hatten vier Zoll, vier linien in der länge, und drey Zoll im Umfange; sie ragten vierzehn linien aus dem Fache hervor, und ihre Höhlung war einen Zoll, und vier linien tief. Die hinteren Schneidezähne desjenigen Kopfes, der ungefähr zween Schuh lang war, hatten sieben Zoll in der länge, und drey Zoll, neun linien im Umfange, sie ragten ungefähr zween Zoll, acht linien aus dem Fache hervor, und die Tiefe ihrer Höhlung betrug zween Zoll, acht linien. Alle obere Schneidezähne der beyden Köpfe, von denen hier Meldung geschehen ist, waren zum Theil streifweise mit Glasur überzogen, und die Streife erstreckten sich von einem Ende des Zahns bis zum andern.

Die mittleren Schneidezähne von dem untern Kinnbacken desjenigen Kopfes, der einen Schuh und zehn Zoll in der länge hielt, waren beynahe gerade. Sie hatten neun Zoll, und drey linien in der länge, und fünftehalb Zoll im Umfange; sie ragten ungefähr vier Zoll aus dem Fache hervor, und ihre Höhlung war zween Zoll, und zehen linien tief. Die Zähne eben dieser Art, die aus einem Kopf genommen waren, der ungefähr zween Schuh in der länge hatte, waren einen Schuh und drittehalb Zoll lang, und hatten an der dickſten Stelle fünf Zoll, und zehn linien im Umfange; sie ragten un-

gefähr acht Zoll weit aus dem Fache hervor; und die Tiefe ihrer Höhlung betrug sieben Zoll, und drey Linien.

Die äußeren Schneidezähne desjenigen Kopfes, der einen Schuh, und zehn Zoll lang war, hatten zehn Zoll, und zwo Linien in der Länge, und vier und einen halben Zoll im Umfange; sie ragten nur neun Linien aus dem Fache hervor, und ihre Höhlung war drey Zoll tief. Eben diese Zähne, die aus einem Kopfe genommen waren, der ungefähr 2 Schuh lang war, hatten um ein weniges fünf Zoll, acht Linien in der Länge, und drey Zoll, sieben Linien im Umfange; ihre Höhlung war zween Zoll, und zwo Linien tief.

Die Hundszähne des obern Kinnbackens waren niederwärts gekrümmt, und oben und unten platt; auf ihrer unteren Fläche fand sich eine länglichte und tiefe Furche. Die Hundszähne des Kopfes, der einen Schuh, zehn Zoll lang war, hatten sieben und einen halben Zoll in der Länge, und fünftehalb Zoll im Umkreise; der Theil, der aus dem Fache hervor ragte, war nur anderthalb Zoll lang, und die Höhlung war drittehalb Zoll tief. Die Hundszähne von den Oberkinnbacken des Kopfes, der ungefähr zween Schuh lang war, hatten zehn Zoll in der Länge, und fünf Zoll, zwo Linien im Umfange; sie ragten auf zween bis drey Zoll aus den Fächern hervor, und ihre Höhlung hatte vier Zoll Tiefe. Diese Hundszähne von den beyden Kinnbacken, die hier angeführt sind, waren mit Glasur überzogen, doch nicht auf ihren inwendigen Seiten.

Die Hundszähne des Unterkinnbackens sind ungemein groß und sehr nach unten gekrümmt; die von dem Kopfe, der einen Schuh, zehn Zoll lang

war,

war, hatten, nach ihrer convexen Krümmung, einen Schuh, und fünf Zoll in der länge, und fünf Zoll, acht linien im Umfange; sie ragten sieben Zoll aus dem Fache hervor; diese Zähne machten jeder beynahe einen Halb-Zirkel von eilf Zollen, und vier linien im Durchschnitte; sie hatten drey länglichte Flächen, zwo nach außen, und eine nach innen; diese letztere war die breiteste; sie waren insgesammt länglicht eingekerbt, wie die andern Hunds- und Schneidezähne des Thiers, wovon wir hier handeln; es fanden sich sogar ziemlich tiefe Furchen darauf; ihre Höhlung war fünf Zoll tief; die innere und untere und vordere äußere Fläche war mit Glasur überzogen, auf der obern und hintern äußern Fläche fand sich dergleichen nicht. Diese Hundszähne, die aus einem Kopfe genommen waren, der ungefähr zween Schuh lang war, hielten zween Schuh und eben so viel Zoll in der länge; ihr Umfang betrug gegen sieben Zoll; sie ragten über einen Schuh weit aus der Zahnlade hervor, und ihre Höhlung war einen halben Schuh tief. Auf der Glasur dieser Zähne erblickte man eine Art von Netze, das durch kleine Unebenheiten gebildet wurde, die an der Glasur sich aufgeworfen hatten, und mehr oder minder sichtbaren Fäden glichen.

Die Stockzähne haben etwas besonderes. Dies besteht darinn, daß sie an ihrem Untertheile gewisse blumenförmige Verzierungen haben, die durch die Umrisse der Glasur entstehen, und viel Aehnliches mit Kleeblättern haben. Diese Figuren sind um so viel besser ausgedrückt, und desto regelmäßiger, je glätter und ebener der Untertheil des Zahns ist. Die Kleeblätter liegen paarweise, und stoßen mit ihren Untertheilen gegeneinander, so, daß die Spitzen

zweyer Kleeblätter, die sich mit ihrem Untertheile berühren, an den Seiten von dem Untertheile des Zahns sind. Es finden sich zwey bis drey Paare von solchen Kleeblätterfiguren *), ausgenommen auf den ersten Zähnen, die weit kleiner als die übrigen sind.

Die Substanz von den Schneide- und Hundszähnen des Flußpferdes wird für eine Art Elfenbein gehalten. Sie ist rarer, und auch von einer vorzüglicheren Eigenschaft; denn sie ist härter, und nimmt eine weit schönere Politur an, und ist auch nicht dem Gelbwerden unterworfen. Daher nimmt man dieselbe lieber, als eigentliches Elfenbein, um falsche Zähne zu machen.

Wenn die langen mittleren Schneidezähne des Unterkinnbackens quer durchgeschnitten sind, und die Fläche des Schnitts polirt ist, so sieht man, daß die Substanz in der Mitte des Zahns keinen so schönen Glanz durchs Poliren annimmt, als diejenige, die dem Umfange näher ist; diese ist in dem ganzen Umfange des Zahns nicht von gleicher Dicke; ihre innere Oberfläche bildet verschiedene Verlängerungen, die in die andere Sustanz eindringen; sie nimmt durch die Politur einen ungemein schönen Glanz an, und läßt gar keine Fibern hervorscheinen; in dem Mittelpunkte findet sich ein Kern, wie bey dem Elfenbein, und um diesen Kern nimmt man sehr feine, und sehr dicht an einander geschlossene concentrische Linien wahr. Mich dünkt, daß diese Linien die verschiedenen nach und nach angesetzten Schich-

*) Man sehe unter den Memoires der königl. Akademie der Wissenschenschaften, vom Jahre 1762 ein Memoire nach, welches von Knochen und Zähnen handelt die um ihrer Größe willen merkwürdig sind.

Schichten abbilden, aus denen der Zahn zusammen gesetzt ist.

Auf der Fläche des Schnittes von den äußeren Schneidezähnen des Unterkinnbackens habe ich nicht nur die beyden Substanzen, deren ich erwähnet habe, wahrgenommen, sondern es findet sich an denselben auch eine Rinde, die den Zahn umgiebt, und an einigen Stellen beynahe eine Linie dick ist. Ich habe diese Rinde auch an den langen Schneidezähnen in der Mitte bemerkt, aber sie war viel dünner.

Die oberen Schneide- uud Hundszähne kamen nach meinem Bedünken mit den äußeren Schneidezähnen überein, welche unten sind; allein die Rinde war von einer Glasursubstanz; sie war dicker, und hatte eine schönere weiße Farbe an denen Stellen, wo diese Zähne in der That glasurirt sind, als an denen, wo sich keine Glasur findet.

Da ein Hundszahn des Unterkinnbackens quer durchgeschnitten und die Fläche des Schnittes polirt war, so habe ich anstatt des Kerns eine Linie erblickt, die sich von einem Ende dieser Fläche bis zum andern nach ihrer größten Länge erstreckt, und in der Mitte gekrümmt ist, so, daß sie sich beynahe in gleichem Abstande von beyden Seiten befindet. Zu beyden Seiten dieser Mittellinie finden sich andere weit zärtere, nicht so sichtbare, enge zusammengedrängte, und denjenigen ähnliche Linien, welche auf den Querflächen der übrigen Hundszähne und der Schneidezähne des Flußpferdes sind. Diese kleinen Linien nehmen beynahe die ganze Fläche der unteren Hundszähne ein; es finden sich nur einige kleine Räume, wo man keine wahrnimmt, allein die Politur ist auf der ganzen Oberfläche dieses Querschnitts fast durchgehends gleich schön; sie ist ebenfalls sehr schön

auf den schrägen und länglichten Flächen dieser Hundszähne; man mag sie schneiden, nach welcher Richtung man will, man findet allemal die große krumme Mittellinie; diese scheinet anzuzeigen, daß die concentrischen Schichten, aus denen diese Zähne entstehen, nicht ganz herum gehen, wie die Schichten der oberen Hundszähne und der Schneidezähne, und wie die von den Stoßzähnen des Elephanten; es scheinet vielmehr, daß bey den Hundszähnen aus dem Unterkinnbacken des Flußpferdes jede Schicht aus zwey Stücken bestehe, wovon das eine die innere Fläche des Zahns, und das andere die beyden äußeren Flächen bildet. Man siehet auch auf den Flächen von den Abschnitten dieser Zähne die Rinde, die auf ihrer inwendigen Fläche und auf ihrer unteren äußeren Fläche von Glasur ist, und die hingegen auf ihrer oberen äußeren Fläche nicht so glänzend, und bey weiten nicht so hart ist. (Allgem. Hist. der Nat. *XIII. p.* 36.)

Nach der Zeit hat der **Graf von Büffon** mehrere Nachrichten von dem Flußpferde gesammlet, und sagt in seinen Supplementen: „Da wir in dem fünften Theile unser Naturgeschichte auf der sechszehnten Kupferplatte nur die Abbildung eines ungebohrnen Flußpferdes geliefert haben, so glaubten wir hier auf der neun und zwanzigsten Kupferplatte noch die Abbildung eines jungen männlichen Flußpferdes hinzu fügen zu müssen, dessen Haut ziemlich vollständig an den Prinzen von Conde geschickt, und in seiner prächtigen Sammlung von Naturalien zu Chantilly zu sehen ist. Dieses sehr junge Flußpferd war nicht lange gebohren gewesen, denn es war nur zwey Fuß eilf Zoll, und drey Linien von dem Ende der Nase bis an das Ende des Leibes lang; der Kopf war zehn

Zoll

Zoll lang, und betrug in der größten Breite fünf Zoll zehn linien. Dieser Kopf glich von vorn einem Ochsenkopf ohne Hörner. Die kleinen, am Ende abgerundeten Ohren waren nur zwey Fuß und zwey linien lang. Die Beine sind dick und kurz. Die Füße kommen mit des Elephanten seinen überein; die Schwanz ist nur drey Zoll, eilf linien lang, und ist, wie der der ganze übrige leib, mit einer harten und runzelichten Haut bedeckt. Dessen Gestalt ist rund aber an dem Ursprunge breit, und nach außen zu flacher, woselbst er am Ende wie ein kleines Palet gestaltet, daher das Thier sich desselben bey dem Schwimmen bedienen kann.

Herr Brûce versichert in einer mir mitgetheilten Anmerkung, daß er auf seiner Reise in Abyßinien eine Anzahl von Flußpferden in dem See Tzana, welcher in Oberabyßinien nicht weit vom Ursprunge des Nils liegt, gesehen habe, und daß dieser See Tzana, welcher wenigstens sechszehn Meilen lang, und zehn bis zwölfe breit ist, vielleicht der Ort in der Welt sey, woselbst es die mehrsten Flußpferde giebt. Er setzt hinzu, daß er daselbst welche gesehen habe, die wenigstens zwanzig Fuß lang waren, und sehr kurze und dicke Beine hatten.

Wir haben durch den Seeoffizier Herr Boyer von Calais eine kleine Nachricht bekommen, welche sich nur auf das Flußpferd beziehen kann.

„Ich glaube, sagt er, ihnen die Geschichte eines berüchtigten Thiers mittheilen zu müssen, das wir auf louange umgebracht haben. Dieses Thier das kein Seemann kannte, war größer und dicker als ein Kutschpferd. Es hielt sich seit zwey Jahren an der Reede von louange auf. Sein Kopf ist ungestaltet, ohne Hörner; die Ohren klein, und

es hat ein Maul wie der Löwe. Die Haut hat keine Haare, sie ist aber vier Zoll dick. Die Füße und Beine sind des Ochsen seinen ähnlich, aber kürzer. Es ist ein zweylebiges Thier, das sehr gut im Wasser schwimmt. Es frißt nur Pflanzen; es war ihm eine Lust alle kleine Fahrzeuge oder Böte zu versenken, und wenn es diejenigen, die darinn waren, zum Schwimmen gebracht hatte, kehrte es davon zurück, ohne den Menschen Schaden zu thun. Da es aber unbequem, und sogar schädlich war, so entschloß man sich es zu tödten. Man konnte aber nicht dazu mit Feuergewehr kommen, denn es hatte ein so starkes Gesicht, daß es bey dem bloßen Zündfeuer sogleich untergetaucht war. Man verwundete es auf der Nase mit einer Axe, da es den Leuten sehr nahe kam, und sehr vertraulich war; darauf ward es sehr wüthend, daß es alle Barken und Böte ohne Ausnahme umkehrte. Es glückte nicht besser mit dicken Fallstricken, weil es dieselben gewahr ward und sich davon entfernt hielte. Man glaubte demselben auf dem Lande beykommen zu können, aber es kam nur des Nachts, gieng vor Tage wieder zurück, und hielt sich bisweilen an diesem bald an einem andern Orte auf. Da man aber bemerkt hatte, daß es sich verschiedne Tage nach einander nicht weit von einem Wege entfernt hatte, so versteckten sich unser fünfe des Nachts mit geladenen Flinten, und mit Säbeln bewaffnet im Busche, und wie sich das Thier sehen ließ, schossen wir allezusammen auf dasselbe. Es ward gefährlich verwundet, blieb aber nicht gleich liegen, sondern es konnte sich noch in einen nahen Teich werfen, woselbst wir es aus dem Gesichte verlohren, und nur nach zweyen Tagen sagten uns die Negern, daß sie es todt an dem Ufer

des

des Sees gefunden hätten. Ich nahm zwey Zähne von diesem Thiere, welche einen Fuß lang und so dick als eine Faust waren. Es hatte sechs von dieser Art, und drey kleinere mitten im Maule. Diese Zähne sind ein sehr gutes Elfenbein.“ Der Herr Boyer von Calais schreibt dieses von der angolischen Küste aus Louange am 20. August 1767. *Buffon Suppl. Hist. nat. des anim. ed. in 12. tom. IX. p.* 176. bis 180.

Der Herr Professor Allamand setzt zu dieser Naturgeschichte des Grafen Buffon in der holländischen Ausgabe in 4to im zwölften Bande, S. 28. tab. III. folgendes hinzu.

„Es fehlt der Beschreibung des erwachsenen Flußpferdes, welche der Graf v. Buffon geliefert hat, nichts als eine richtige Abbildung dieses Thieres. Der Graf von Büffon, der allemal original ist, hat diejenigen, welche verschiedne Schriffsteller davon bekannt gemacht haben, nicht nachmachen lassen wollen, sie sind zu unvollkommen, als daß er sie werth hielte Gebrauch davon zu machen, und das Thier selbst sich anzuschaffen fiel ihm fast unmöglich. Es ist selbst an den Orten, woselbst es zu Hause gehöret, sehr selten und zu groß, als daß es ohne große Schwierigkeiten verschickt werden könnte.

Man siehet zu Leiden in dem Naturalienkabinet der Universität eine ausgestopfte Haut, welche vom Vorgebirge der guten Hoffnung dahin geschickt ist. Obgleich sie daselbst fast seit ein Jahrhundert seyn mag, so ist dieselbe doch so gut bereitet, daß sie noch die vollkommene Gestalt dieses Thieres vorstellet; sie ist durch eiserne Ringe und starkem Holze unterstützt, so daß das Eintrocknen nur geringe Veränderungen darinn hervorbringen konnte.

Da

Da es wahrscheinlich die einzige Seltenheit von dieser Art in Europa ist, so glaube ich, daß alle, die die Naturgeschichte lieben, mir dafür danken werden, daß ich sie ihnen im Kupferstiche bekannt gemacht, und dadurch das prächtige Werk des Herrn Grafen v. Büffon bereichert habe.

Die Kupferplatte, die ich hier anhänge, stellet das Flußpferd besser vor, als es bis jetzt geschehen ist, oder es ist vielmehr die einzige Abbildung die man davon hat, denn in allen den übrigen, die man davon bekannt gemacht hat, ist das Thier nicht zu kennen; diejenige ausgenommen, die man in einem holländischen Buche findet, woselbst die Rede von dem Leviathan der heiligen Schrift ist, und die nach demselben Muster, das wir hier abgenommen haben, gemacht ist; es sind aber die Verhältnisse in derselben schlecht beobachtet.

Es würde sehr überflüßig seyn, hier eine Beschreibung von diesem ungeheuren Thiere beyzufügen. Derjenigen von dem Grafen Büffon und Herrn Daubenton ist nichts hinzuzusetzen. Ich will bloß die genauen Ausmessungen von demselben anzeigen. Ich brauche den Pariser Maßstab.

	Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge des Leibes von dem Ende der Oberlefze bis zum Ursprunge des Schwanzes — — —	9	4	8
Höhe von der Fußsohle bis oben auf den Rücken — — —	4	3	4
Länge des Kopfs von Anfang der Schnautze bis an den Hinterkopf —	1	11	—
Umfang der Schnautze am Ende —	2	11	9
Umfang der Schnautze unter den Augen	4	4	—
Länge des offenen Rachens — —		9	6

Der

	Fuß	Zoll	Lin.
Der Umfang des offenen Rachens —	5	11	—
Die Länge der Eckzähne außerhalb dem untern Zahnfleische nach ihrer Krümmung gemessen — —	—	8	—
Länge der Schneidezähne in der untern Kinnlade — — —	—	4	—
Abstand zwischen beyden Nasenlöchern	—	4	9
Abstand von dem Ende der Schnauze und dem vordern Augenwinkel —	1	8	—
Abstand zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre — —	—	5	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zu dem andern — —	—	2	—
Abstand zwischen den vordern Augenwinkeln über den gewölbten Theil des Vorkopfes — — —	—	10	10
Derselbe Abstand in gerader Linie —	—	9	11
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren — —	4	11	6
Die Länge der Ohren konnte nicht gemessen werden, weil sie durch das Eintrocknen sehr eingeschrumpft sind.			
Breite der Ohren über die äußere Krümmung gemessen — —	—	2	3
Abstand zwischen beyden Ohren an ihrem Ursprunge — —	—	9	2
Länge des Halses — —	1	—	—
Umfang mitten über den Leib —	9	8	—
Länge der Schwanzrippe — —	—	10	—
Umfang des Schwanzes an seinem Ursprunge — — —	—	10	4
Höhe der Füße von der Fußsohle bis an die Brust oder den Bauch —	1	8	—

	Fuß	Zoll	Lin.
Breite oben am Fuße — —	—	8	—
Dicke daselbst — —	—	6	8
Breite in der Gegend der Hacke —	—	4	10
Umfang des Mittelfußes —	1	2	—
Breite des Vorderfußes — —	—	7	8
Breite des Hinterfußes — —	—	7	—
Breite der größesten Klauen.“ —	—	3	—

Da die Abbildung des jungen Flußpferdes, welche ich in der Sammlung des Prinzen von Conde habe machen lassen, von dieser verschieden ist, die Herr Allamand nach einer ausgestopften Haut in dem leidenschen Naturalienkabinet hat stechen lassen, und da dieselbe einer neuen Abbildung ähnlicher ist, welche Herr Doctor Klocner nach einer andern Flußpferdshaut im Kabinet des Prinzen von Oranien hat machen lassen, so habe ich lieber hier (Tab. XXX.) die Abbildung dieses letzten Flußpferdes nach des Herrn Klocner seiner liefern wollen, und ich halte mich verpflichtet, eine Anmerkung mit einigen Beobachtungen desselben, die ich aus dem holländischen habe übersetzen lassen, hier anzuhängen. (*Buffon Suppl.* a. a. O. *p.* 181.

Herr Klocner sagt nähmlich: „Ich wundere mich, daß der Graf v. Büffon eine merkwürdige Stelle des Diodorus von Sicilien nicht angeführt hat, welche das Flußpferd oder Hippopotamus betrifft, und zwar um so mehr, da dieser alte Schriftsteller daselbst bemerkt, daß die Stimme dieses Thiers dem Pferdewiehern ähnlich sey; woher es vielleicht den Namen des Hippopotamus oder Flußpferdes erhalten hat. Der Graf Büffon unterstützt seine Meynung in diesem Falle auf die Zeugnisse der alten Schriftsteller, und der neueren Reisenden, und

Dio-

Junges Flus Pferd.



Büff. Thiere X. Th. Sparrm. R. Th. XIII.

Diodorus von Sicilien verdient gewiß unter den Alten die erste Stelle, weil er nicht allein selbst in Aegypten gereiset ist, sondern weil er auch noch als einer der besten Geschichtschreiber der alten Zeiten im Werthe steht. Dem sey wie ihm wolle, so will ich die Stelle hieher setzen, darin er sagt:

„Der Nil ernährt Arten der Thiere, von welchen zwey vor den andern unsere Aufmerksamkeit verdienen, der Crocodill nämlich und der Hippopotamus. Dieser ist fünf Ellen lang; er hat gespaltene Füße als das Hornvieh, und an jeder Seite drey große hervorstehende Zähne, die länger sind als die Schweinshauer. Die ganze Maße des Leibes kommt sehr mit dem Elephanten überein. Seine Haut ist sehr hart und fest, und vielleicht mehr als bey irgend einem andern Thiere. Es ist zweylebig, da es sich des Tages über am Grunde im Wasser aufhält, und sich daselbst wie auf der Erde selbst bewegen kann; des Nachts kommt er von da auf das Land, um Pflanzen zu weiden. Wenn dieses Thier fruchtbarer wäre, würde es in Aegypten bey dem Landbau großen Schaden thun. Die Jagd des Flußpferdes erfordert viele Menschen, die es mit eisernen Spießen zu durchbohren suchen. Man greift es mit vielen vereinigten Boten an, und wirft es mit eisernen Harpunen, von welchen einige Angeln oder Wiederhaken haben. Man befestigt an einigen dieser Wurfspieße Stricke, und läßt sich das Thier so lange abmatten, bis es mit dem Verlust des Blutes seine Macht verlohren hat. Das Fleisch ist sehr hart, und schwer zu verdauen." (Diodor. Lib. I. p. 42. ed. Wisslingii.) Dieses ist vielleicht die beste Stelle, die man bey den Alten findet, denn Diodorus hat sich nur bloß in der Zahl der Zehe

geirret (Klocner). Bey Bereitung der Haut von dem Flußpferde, welches sich in dem Naturalienkabinet des Prinzen von Oranien findet, hat der Doctor Klocner zu Amsterdam folgende Beobachtungen gemacht.

Ich bekam die Haut dieses Hippopotamus mit dem darein gewickelten Kopf sehr trocken von dem Haag. Diese Haut war zuerst eingesalzen, darauf getrocknet, und endlich hatte man die Haut eines kleinen Hippopotamus, (welcher ebenfalls in des Prinzen Kabinet aufgestellet ist), genommen, welche in Salzlake eingeweicht war, und sie noch naß in diese eingeschlagen. Darauf hatte man alles in ein großes Tuch eingewickelt, und so vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland geschickt. Die kleine Haut und der Kopf verursachten daher einen Geruch vom verdorbenen oder ranzigtem Fett, welches die Insekten herbeygezogen hatte, welche die große Haut, die denselben zuerst und am meisten ausgesetzt war, sehr beschädigt hatten.

Nachdem ich den Kopf eingeweicht hatte, quoll derselbe stark auf. Das aufgesperrete Maul oder die Oeffnung des Rachens betrug über sechszehn Amsterdammer Zoll. (Ein Amsterdammer Fuß macht 10 Zoll, 5 linien, 3 Str. Pariser). Die unteren und oberen lefzen waren breit genug, daß sie die Zähne des Thieres bedecken und einhüllen konnten, welches auch natürlich um so leichter geschieht, da die unteren langen oder gebogenen Hundszähne über die oberen wie eine Scheere gleiten, und längst über die Krümmung der oberen Hundszähne in einer Scheide weglaufen, welche durch die lefzenhaut und das Zahnfleisch gebildet wird.

Zwi-

Zwischen den vorderen oder den Schneidezähnen und den walzenförmigen oder Mahlzähnen, wie auch zwischen der Zunge und den Schneidezähnen ist eine glänzende und harte Haut, und der Gaumen ist voll Kerben. Die Zunge war abgeschnitten. Man hatte ebenfalls viel Fleisch von beyden Seiten des Kopfs oder den Kinnladen abgeschnitten, und das Fett daselbst war fast ganz verdorben. Indessen war doch alles noch mit sehr starken Muskeln vermischt, und das, was sich noch vorn an den unteren und oberen Lefzen fand, war fleischigt roth und weiß von Farbe wie eine Ochsenzunge.

Unmittelbar hinter den untern Hundszähnen sahe man in der unteren Lefze, da wo der Kinnbakken anfängt, etwas Dickes das den Rachen schloß, und die Oeffnung, welche hinter den Hundszähnen entsteht, anfüllete. Diese Oeffnung, obgleich sie angefüllet war, ist bey dem Trocknen auf die Hälfte enger geworden, wie auch die Lefzen.

Unter den Augen um den besonders kleinen Gehörgang war viel Fett befindlich, wie auch in den Augenhöhlen.

Die Ohren stehen gleichsam auf einer Erhöhung, und zwar so, daß sie rund um zirkelrunde Falten macht. Die Erhabenheit des rechten Ohrs ist bey dem Trocknen sehr eingeschrumpft, an dem linken erkennt man sie aber noch deutlich.

Man weiß, daß die Ohren des Hippopotamus sehr klein sind. An diesem Thiere zeigte sich noch etwas besonderes, welches ich bemerken muß; nämlich, daß die oberen Ränder beyder Ohren nach meiner Meynung auf die Hälfte oder drey bis vier Zoll abgefressen waren. Dieses war wahrscheinlich von Land- oder Wasserinsekten, aber gewiß an dem lebendigen

Thiere geschehen, weil die abgenagten Ränder schon mit einer neuen Oberhaut bedeckt waren. Das Innere der Ohren war völlig mit feinen und dichten Haaren besetzt, auswärts waren aber nur sehr wenige.

Die Augen mußten sehr klein gewesen seyn, weil die Oeffnungen derselben in Verhältniß des großen Thiers außerordentlich klein waren. Diese Kleinheit der Augen des Flußpferdes findet man von mehreren Schriftstellern bestättigt. Die Augen, die ich meinem Thire eingesetzt habe, sind vielleicht ein wenig größer als die natürlichen. Wenn ich aber kleinere genommen hätte, so würde es geschienen haben, als wenn sie dem Thiere nicht zukämen, und daher war ich genöthigt ihm größere zu geben.

Die Nasenlöcher laufen auswärts in die Quere mit einer kleinen Öffnung herunter, vereinigen sich darauf inwendig durch eine krumme Linie, und gehen endlich wieder aufwärts. Da die Haut trocken war, so bemerkte man diese Gänge oder Röhren kaum. Ich habe sie ein wenig erweitert, ehe ich sie trocknen ließ.

Die Zähne sind so hart, daß man mit einem Stahl leicht Feuer daraus schlug. Ich sahe, daß man mit einer Feile aus dem Zahn eines andern Flußpferdes Feuer schlug.

Ich muß hier bemerken, daß ich in dem Kopfe des Flußpferdes nur zwey und dreyßig Zähne fand. Hierinn kommt weder Zerenghis noch Daubentons Beschreibung überein. Der erste sagt, er habe in seinem Flußpferde vier und vierzig, der andere aber, er habe in dem Kopfe, welcher sich in dem königlichen Kabinette befindet, sechs und dreyßig gefunden. Diese Verschiedenheit machte mich aufmerksam; aber ich kann versichern, daß man gar

kein Merkmal fand, daß einige Zähne ausgefallen wären, ausgenommen ein Schneidezahn, der mit Gewalt abgebrochen zu seyn schien. Ich fand vier Hundszähne, die senkrecht stehen; acht Schneidezähne, vier senkrechte in der obern Kinnlade, und vier wagrechte in der untern Kinnlade, wie man in der Abbildung sehen kann. Ueberdas fand ich zwey Mahlzähne in jeder untern Kinnlade, und drey andere, welche vor den Mahlzähnen standen, und die Gestalt eines Kegels hatten. In jeder obern Kinnlade fand ich drey Mahlzähne, und zwey von diesen walzenförmigen. Zwischen diesen beyden walzenförmigen war ein halber Zoll weiter Abstand.

Hier muß ich anführen, daß die Flußpferde, wie gesagt, gewöhnlich sechs und dreyßig Zähne haben, nämlich vier obere und vier untere Schneidezähne, zwey obere und zwey untere Hundszähne, und zwölf Backenzähne oben, und zwölf unten. Dieses habe ich in drey Köpfen wahr befunden, welche lange in dem Kabinet gewesen sind, und an einem vierten, der mir im December 1775, durch den Herrn von Sartine, Minister und Staatssekretär bey dem Seewesen, geschickt ist. Der letzte von den Backenzähnen ist hinten im Rachen, und viel größer, breiter und flächer abgeschnitten, als die übrigen fünf Backenzähne. Ich bin aber geneigt zu glauben, daß die Zahl dieser Backenzähne nach dem Alter veränderlich ist, und daß statt vier und zwanzig, acht und zwanzig oder gar zwey und dreyßig gefunden werden können, welche in allem vier und vierzig machten, wie Zerenghi angiebt.

„Die obere und untere Lefze sind ansehnlich weit, mit kleinen Haarbüscheln, wie mit Pinseln besetzt, die aus einer Röhre oder Wurzel hervorkommen;

men; ich zählte ohngefähr zwanzig dergleichen. Eine genauere Beobachtung anzustellen, legte ich eine abgeschnittene Wurzel unter das Vergrößerungsglas, und sahe sieben Wurzeln aus einer Röhre kommen. Diese sieben Wurzeln theilen oder spalten sich darauf, und jede macht mehrere Haare, welche eine Art Pinsel bilden.

An der Seite des Rachens, wo derselbe anfängt, siehet man nach unten feine Haare, welche viel dichter als die übrigen stehen. Ueberdem bemerkt man sie, und wieder auf dem Leibe einige seltene Haare, aber auf den Beinen, in den Weichen und unter dem Bauche siehet man fast gar keine. Am Ende, und unten und oben an den scharfen Theilen des Schwanzes stehen Haare, oder Pinsel, wie in der Nase, die aber ein wenig länger sind.

Das Geschlecht dieses Thiers konnte ich nicht entdecken. Es hatte nahe an dem After einen dreyeckigten Ausschnitt fünf bis sechs Zoll lang, wo, wie ich glaube, die Zeugungstheile gesessen haben; da man aber kein Merkmal davon zurückgelassen hatte, so war es mir nicht möglich, das Geschlecht zu bestimmen.

Die Haut unter dem Bauche nahe bey den Hinterfüßen war einen Zoll, und neun Linien dick; die Insekten hatten daselbst auch ein Loch gemacht, desfalls man deren Dicke leicht messen konnte.

Diese Haut war weiß, knorpelicht und lederartig, und an dieser Stelle war sie gut von dem Fette und Fleische getrennt. Höher nach dem Rükken hinauf hatte man vieles von der Haut weggeschnitten, wahrscheinlich um sie leichter und bequemer zum Verschicken zu machen. Aus dieser Ursache fand ich die Haut in der Gegend des Rückgrades

nur

nur einen Zoll dick, indem ich sie mit einem Pfriemen durchstach.

Die Zehe waren mit Nägeln besetzt; die Haut zwischen den Zehen war sehr breit, und ich glaube, daß die Füße dieses Thiers in dessen leben mehr flach als rund sind. Die Ferse, welche sich nach hinten und oben zieht, scheint sehr geschickt zum Schwimmen, und die Klaue ist, obgleich sie dick und verhärtet ist, dennoch biegsam. Ich hänge hier verschiedne Ausmessungen an, muß aber dabey anzeigen, daß dieselben nur gemacht sind, nachdem die Haut ausgestopft war, und daß ich mich des Amsterdammer Maßstabes bedienet habe.

	Fuß	Zoll
Die länge des ganzen Thiers in gerader linie mitten über die bis an den Schwanz von der rechten Seite — —	10	10
Die länge in gebogener linie von der linken Seite — — —	13	7
Die länge von da oben über den Kopf —	13	½
Anmerk. Der Unterschied dieser Ausmessungen entsteht daher, weil das Thier den Kopf nach der rechten Seite gedrehet hat.		
länge des Kopfs — — —	2	9½
Umfang des Kopfs hinter den Ohren —	6	4½
Umfang des Kopfs vor den Ohren —	6	6
Umfang des Kopfs zwischen den Augen und den Ohren — — —	6	2½
Umfang des Kopfs unter die Augenöffnung	6	4
Umfang des Kopfs zwischen den Augen und der Nase — — —	5	4
Anmerk. Dieses letzte Maß ist über den offenen Rachen genommen, den man so gelassen hatte, um die Zähne zu zeigen. Der		

	Fuß	Zoll
Rachen ist so weit offen, daß sich die Hundszähne bis auf einen halben Zoll berühren.		
Umfang der obern Lefze von einem Rande zu dem andern über die Lefze gerechnet	2	4
Breite der obern Lefze in gerader Linie über den Gaumen — — —	1	$4\frac{1}{2}$
Umfang der untern Lefze von unten gemessen	2	2
Breite derselben von einem Rande zu dem andern — — —	1	$3\frac{3}{4}$
Abstand der Nasenlöcher von der obern Oeffnung gerechnet — —	—	$5\frac{1}{2}$
— — von der untersten —	—	$3\frac{3}{4}$
Breite der Nasenlöcher in der Mitte —	—	$\frac{5}{8}$
Länge der Nasenlöcher — —	—	$2\frac{1}{8}$
Abstand zwischen den Ohren und den Augen	—	6
Abstand von einem Ohre zu dem andern —	1	2
Länge der Ohren — — —	—	$1\frac{3}{4}$
Breite der Ohren — — —	—	2
Abstand zwischen beyden Augsternen, wenn sie offen sind — — —	—	$1\frac{1}{4}$
Länge der Augen von einem Winkel zu dem andern — — —	—	$1\frac{3}{4}$
Abstand zwischen den Augenöffnungen —	1	—
Höhe des Vordergeschlepps von der Fußsohle bis auf den Rücken — —	6	4
Höhe des Hintergeschlepps von der Fußsohle bis zu dem Kreutze — —	5	$1\frac{1}{2}$
Umfang des Leibes hinter den Vorderfüßen	10	—
Umfang des Leibes in der Mitte —	10	6
Umfang des Leibes vor den Hinterfüßen —	10	9
Höhe von der Erde bis zum Bauche in der Mitte — — —	—	7
Höhe von der Erde hinter den Vorderfüßen	—	9

Höhe

	Fuß	Zoll
Höhe von der Erde vor den Hinterfüßen —	—	9
Umfang des Halses hinter dem Kopf —	6	3
Umfang des Halses in der Mitte —	7	7
Umfang des Halses über die Brust —	8	$5\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüße an der Brust —	3	10
Umfang der Vorderfüße in der Mitte —	3	$2\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüße über die Klauen —	2	$3\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüße nahe am Leibe —	4	7
Umfang der Vorderfüße über die Knie —	2	$8\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüße über die Klauen —	2	$3\frac{1}{2}$
Länge der Vorderfüße von der Ferse bis zum Bauche — — —	1	$5\frac{1}{2}$
Länge der Hinterfüße von der Ferse bis zum Bauche — — —	1	$7\frac{1}{2}$
Länge der Zehe an den Vorderfüßen bis zu dem Ende der Nägel — —	—	2
Umfang der Zehe hinter den Nägeln —	—	$8\frac{3}{4}$
Umfang der Zehe von der Seite —	—	$7\frac{1}{4}$
Länge der Zehe von der äußern Seitr —	—	3
Länge der vordern Zehe an den Hinterfüßen	—	$1\frac{3}{4}$
Länge der äußern Zehe an den Hinterfüßen	—	$1\frac{3}{4}$
Länge der Nägel an den Hinter- und Vorderfüßen — — —	—	2
Umfang der Nägel an ihrem Ursprunge —	—	$4\frac{3}{4}$
Länge des Schwanzes — —	1	4
Umfang des Schwanzes an seinem Ursprunge wo er rund ist — —	1	3
Breite des Schwanzes in seiner Mitte wo er anfängt breit zu werden —	—	$3\frac{5}{7}$
Breite des Schwanzes an seinem Ende —	—	$2\frac{1}{5}$
Dicke des Schwanzes in seiner Mitte —	—	$1\frac{1}{3}$
Dicke des Schwanzes an seinem Ende —	—	$\frac{1}{2}$

	Fuß	Zoll
Länge der untern Hundszähne über ihre Krümmung gemessen	—	$7\frac{3}{4}$
Länge der untern Hundszähne in der geraden Linie	—	$6\frac{1}{2}$
Umfang der Zähne an ihrer Wurzel	—	$5\frac{3}{4}$
Umfang der Zähne in der Mitte	—	$5\frac{1}{4}$
Umfang der Zähne an ihrem Abschnitte	—	$4\frac{1}{4}$
Länge derselben an ihrem schrägen Abschnitte	—	$3\frac{1}{4}$
Breite derselben an ihrer Wurzel	—	$2\frac{1}{8}$
Breite derselben in der Mitte	—	2
Länge der obern Hundszähne	—	$2\frac{3}{8}$
Umfang derselben	—	$4\frac{3}{8}$
Abstand der untern Hundszähne von einander	—	11
Länge der Schneidezähne oder der beyden längsten hervorstehenden Zähne	—	$6\frac{1}{4}$
Ihr Umfang	—	$5\frac{1}{2}$
Abstand des einen von dem andern	—	$\frac{1}{8}$
Länge der kleinen Schneidezähne an der Seite der großen	—	$2\frac{1}{2}$
Ihr Abstand von den großen	—	$\frac{1}{2}$
Abstand zwischen diesen u. den Hundszähnen	—	$1\frac{1}{3}$
Länge der Backenzähne in der obern Kinnlade	—	$1\frac{1}{2}$
Höhe derselben	—	1
Breite derselben	—	$1\frac{1}{4}$
Länge der beyden andern besondern walzen= oder kegelförmigen, von den Mahlzähnen entfernten Zähne	—	$1\frac{3}{4}$
Länge der beyden Mahlzähne in dem untern Kinnbacken	—	$1\frac{3}{4}$
Höhe derselben	—	1
Breite derselben	—	$1\frac{1}{2}$
Länge der drey besondern walzenförmigen von den Mahlzähnen entfernten Zähne	—	$1\frac{1}{2}$

Breite

	Fuß	Zoll
Breite derselben — — —	—	$1\frac{1}{2}$
Länge der beyden walzenförmigen Schneidezähne, die von dem Hundszahne entfernt stehen, welcher sich am nächsten an dem kurzen Hundszahne befindet, der bey dem Käuen senkrecht gegen den wagrechten kleinen Zahn fällt, welcher an der äußern Seite der untern Kinnlade liegt —	—	$1\frac{1}{2}$
Länge des zweyten Zahns, der ein wenig über den vordern liegt, und ein wenig länger und dicker ist; dieser fällt bey dem Käuen gerade an die Seite, auch an der äußern Seite des großen wagerechten Zahns, woselbst man sehr leicht bemerken kann, wie er gebraucht ist; wie auch die abgenutzte Stelle bey der Zahnhöhle des großen Hundszahns, welche durch das Reiben des kleinen verursacht ist —	—	$2\frac{3}{4}$
Länge des Haars das sich auf der obern und untern Lefze findet, mit der Wurzel —	—	$1\frac{1}{2}$
Länge des Haars an den scharfen Rändern und an dem Ende des Schwanzes; das übrigens dem auf den Lefzen gleich ist —	—	3

Anmerkung. Das Haar auf dem obern Theil des Schwanzes, ist bey dem Ausstopfen des Thiers ausgefallen; die Abbildung stellet den Schwanz vor, wie er gewesen ist.

Wenn man diese Ausmessungen mit denen von dem Weibchen bey Zerenghi vergleicht, und die Unterschiede zwischen denselben bemerkt, wird man leicht sehen, daß sie beynahe gleich sind oder sich wenigstens unter einander sehr nahe kommen.

Man

Man hat mir gesagt, daß dieses Flußpferd sehr weit in das Land am Vorgebirge, und sogar in die Gegend, welche man das Schneegebirge nennet, gekommen sey, weil es daselbst von einem Bauern von französischer Abkunft, Carl Marais genannt, geschossen sey. Dieser Bauer ließ dem Herrn von Pittenberg, Gouverneur am Kap, diese Haut zukommen, der sie dem Prinzen von Oranien sandte. Dieses hat mir ein Enkel des Carl Marais erzählt, der sich in Amsterdam aufhält. Nach der Aussage dieses Menschen, der solches selbst aus dem Munde des Marais gehört zu haben versicherte, ist das Flußpferd sehr schnell im Laufen, sowohl im Koth als festem Lande; es läuft so geschwind, daß die Bauern, obgleich sie gute Jäger waren, es kaum wagen darauf zu schießen, wenn es außer dem Wasser ist. Sie spähen es aber beym Sonnenuntergange aus; alsdenn hebt das Thier den obern Theil des Kopfs aus dem Wasser empor, und bewegt beständig seine kleinen Ohren, um zu hören, ob es ein Geräusch bemerken könne. So bald sich irgend ein Gegenstand, der ihm zur Nahrung dienen kann, über das Wasser sehen läßt, schießt es wie ein Pfeil über ihn her, um sich desselben zu bemächtigen. Während das Flußpferd auf solche Art schwimmt, um zu hören, sucht man es auf den Kopf zu schießen. Dasjenige, das ich ausgestopft habe, war zwischen dem rechten Ohre und Auge geschossen, und das junge, welches ebenfalls in des Prinzen Kabinet steht, war in der Brust geschossen oder gestochen, wie man leicht sehen konnte.

Wenn das Flußpferd fühlt, daß es verwundet ist, taucht es unter das Wasser, und geht oder schwimmt so lange, bis es Bewegung und Leben verliert.

kiert. Alsdann zieht man es mit ohngefähr zwanzig Ochsen an das Ufer, wo man es zerschneidet.

Ein Flußpferd, welches völlig ausgewachsen ist, giebt gewöhnlich zwey tausend Pfund Speck, welches man einsalzet und nach dem Kap, woselbst es sehr theuer ist, schicket. Man behauptet, daß dieses Speck sehr gut sey, und alles anderes Fett an Geschmack übertreffe. Es macht niemals Schärfe, und wenn es ausgepreßt ist, giebt es ein süßes, weißes Oehl als Rahm. Man empfiehlt dieses Speck ebenfalls in Afrika als ein allgemeines Arzneymittel in Brustkrankheiten.

Von der angegebenen Menge von Speck, welches man gewöhnlich bey den völlig ausgewachsenen Flußpferden bekommt, wird man schon durch die angegebene Messung überzeugt, da nämlich dieses Thier eine erstaunliche Größe und Schwere hat.

So viel Mühe ich mir auch gegeben habe, dieses Thier so viel möglich leicht zu machen, so mußte ich doch dabey alles brauchen, wodurch es Haltung bekommen konnte, und ich glaube, daß es vier tausend Pfund mit dem Brette, darauf ich es aufgestellet habe, schwer ist.

Ehe ich diese Beobachtungen schließe, muß ich noch einige Umstände, welche Beziehung auf die Naturgeschichte des Flußpferdes haben, und die man nicht in vorhergehender Beschreibung findet, hinzufügen.

Man hat bemerkt, daß das Flußpferd seinen Namen vielleicht der Aehnlichkeit zu verdanken hat, welche seine Stimme mit dem Wiehern des Pferdes hat. Uns ist aber doch als gewiß erzählt, daß sein Geschrey mit des Elephanten seinem Aehnlichkeit habe,

habe, oder vielmehr mit dem lallen eines taubgebohrnen Menschen.

Dem sey wie ihm wolle, so macht das Flußpferd noch einen andern schnarchenden Ton, wenn es schläft, wodurch man es in der Ferne entdecken kann. Der Gefahr, die es dadurch läuft, zu entgehen, legt es sich gewöhnlich in morastigen Gegenden im Schilf, wo man kaum hinzukommen kann.

Ich finde nirgends den besondern Umstand, welchen ich von dem Enkel des Marais, die große Geschwindigkeit dieses Thiers betreffend, erfahren habe. Man versichert im Gegentheil beständig, daß man es mehr zu lande als in dem Wasser angreiffe, welches ein Wiederspruch wäre, wenn es so schnell im laufen wäre. Nach einigen andern Geschichtschreibern schneidet man ihm den Weg nach dem Flusse durch Bäume und Gräben ab, weil man weiß, daß es lieber das Wasser zu erreichen sucht, als auf der Erde kämpft oder fliehet.

Es hat in dieser Absicht vielen Vortheil in dem Wasser, wo es gar kein Thier zu fürchten hat. Der große Hay und der Krokodill gehen dem Flußpferde aus dem Wege, und wagen es nicht, sich mit ihm in Streit einzulassen.

Die Haut des Flußpferdes ist äußerst hart auf dem Rücken, dem Kreutz und auswärts auf den lenden und Dickbeinen, so, daß die Flintenkugeln darüber weggleiten, und die Pfeile abprellen. Sie ist aber nicht so hart und dick unter dem Bauche und inwendig an den lenden, woselbst man es zu schießen oder ihm den Wurfspieß anzubringen sucht. Es hat ein hartes leben, und ergiebt sich nicht leicht. Man sucht ihm desfalls geschickt die Füße mit Metall, womit man ihn schießt, zu zerschmettern, und

wenn

wenn solches glücket, ist man, so zu sagen, Herr von diesem Thiere. Die Negern, welche die Hays und Krokodills mit langen Messern und Wurfspießen angreiffen, fürchten das Flußpferd, mit welchem sie sich vielleicht niemals in Streit einlassen würden, wenn sie nicht schneller als dasselbe liefen. Sie glauben aber doch, daß dieses Thier feindseliger gegen die weiße Menschen als gegen die Negern sey.

Das Weibchen des Flußpferdes wirft seine Jungen auf der Erde. Es säugt und ernährt sie daselbst, und lehrt sie endlich, zur rechten Zeit bey dem geringsten Geräusch in das Wasser zu flüchten.

Die Negern von Angola, Congo, Elmina und überhaupt an der ganzen westlichen Küste von Afrika, sehen das Flußpferd als eine von den Gottheiten an, die sie Fetischen nennen; sie essen aber doch ohne Schwierigkeit das Fleisch davon, wenn sie sich dieses Thiers bemächtigen können.

Ich weiß nicht, ob ich es wage, hier eine Stelle des Peter Labat anzuführen, worinn er sagt, daß dieses Thier, welches sehr vollblütig ist, sich selbst auf eine besondere Art die Ader zu öffnen wisse. Es suche, sagt er, zu der Absicht die scharfe Spitze einer Klippe, und riebe sich so lange daran, bis er sich eine solche Wunde gemacht hat, daß das Blut daraus laufen könne. Darauf macht es viele Bewegungen, damit das Blut häufiger ausfließen möge, und wenn es glaubt, daß es genug davon verlohren habe, wälzt es sich im Kothe, um die Wunde, die es sich gemacht hat, zu schließen. Man findet nichts unmögliches in dieser Erzählung, aber wie hat der Pater Labat diesen Umstand beobachten können? 7)

Außer

7) Plinius sagt schon: Primus eum et quinque crocodilos, Romae aedilitatis suae ludis M. Scaurus tem

Außer dem angeführten Gebrauch der Haut und der Zähne, versichert man, daß die indianischen Mahler sich von diesem Thiere des Bluts zu ihren Farben bedienen [8]). Klocner. *Buffon* Suppl. a. a. O.

Herr Sparrmann giebt einige gute Nachrichten vom Flußpferde in den schwedischen Abhandlungen der Akademie zu Stockholm vom Jahr 1778 S. 229. deutsch p. 318., welche ich anführen muß. Er sagt: das Flußpferd sey bis jetzt, ob es gleich fast so groß als ein Elephant sey [9]), doch wenig bekannt gewe=

porario euripo ostendit. Hippopotamus in quadam medendi parte etiam magister existit. Assidua namque satietate obesus exit in littus, recentes harundinum caesuras perspeculatus; atque vbi acutissimum videt stipitem, imprimens corpus venam quandam in crure vulnerat, atque ita profluvio sanguinis morbidum alias corpus exonerat, et plagam limo rursus obducit. *Plin. hist. nat. Lib. VIII. c. 26.* O.

8) Friedrich Bollingius sagt in seiner indianischen Reise, daß die indianischen Mahler das Blut des Wallrosses unter ihre Farben mischen, und daß man seine Zähne wider das Zahnweh gebrauche. Auch schreibt der Jesuite, Pater M. Boim diesen Zähnen die Kraft zu, Blutflüsse zu stillen. — *Onomat. hist. nat. IV. p.* 196. Plinius sagt schon, daß das Blut mit Gummi verdickt, statt Purpurfarbe gebraucht werden könne. *Jonst. quadr. p.* 110. *Orrelius.* a. a. O.

Nach Müller soll das Fleisch vom Flußpferde als Schweinefleisch schmecken, und am Vorgebirge der guten Hoffnung das Pfund einen halben Thaler kosten. Nach Forster ist es nicht besser als feistes Rindfleisch. Das Fett aber ist delikat und hat viel Aehnlichkeit mit Mark. Forst. Reis. I. p. 62. Gatterer. a. a. O. O.

9) Das weibliche Flußpferd des Zerenghi war ohngefähr 11 Fuß, das männliche aber an 17 Fuß lang. Brüce hat welche von 20 Fuß lang gesehen. Der Elephant ist 13 bis 14 Fuß hoch, und denn an 17 Fuß lang. O.

Altes Flus Pferd



Buff. Thiere X. Th.

v. Forst und Sparrm Reisen Th. XIV.

gewesen; so wie der Giraffe nur vor wenigen Jahren der erleuchteten Welt recht bekannt geworden sey, und er habe Anleitung in Afrika gehabt, zu glauben, daß das Einhorn der Alten wirklich in der Welt lebe [10]). „Das Flußpferd ist bloß ein Einwohner von Afrika, und lebet sowohl unter Wasser als auf dem Trocknen. Des Tages verbirgt es sich im Wasser, auch in Strudeln kleiner Flüsse; die Nacht geht es herum, manchmal über eine Meile weit, und wohl noch weiter, theils von einem Flusse zu dem andern zu ziehen, theils um sich hinreichendes Futter von Gewächsen und Gras, welches die einzige Nahrung des Thiers ist, zu suchen. Dieses stimmt mit dem überein, was man aus der Abbildung des Magens eines ungebohrnen Flußpferdes schließen kann, welcher in Büffons schönem Werke zu finden ist. Gleichwohl meldet dieser gelehrte Verfasser, das Thier jage Fische, und lebe von denselben. Diese Meynung hat desto weniger Grund, da sich in den kapi-

10) Die Hottentotten, die nichts von dem, was für oder wieder das Daseyn dieses Thieres gesagt ist, wissen, zeichnen es an den Wänden ihrer Hütten, S. Neue Beschr. d. V. d. g. Hoffn. S. 170. Ludwig Barthema oder Vertomann, sagt, er habe neben dem Tempel von Mecca zwey Einhörner lebendig gesehen, welche dort selbst als Wunderthiere angesehen wurden, Pferdeähnlich von gelbbräuner (weißer?) Farbe, Kopf und Beine von einem Hirsch, nebst einem drey Ellen langen, geraden Horn, eine Mähne, der Fuß wie an der Ziege gespalten, und die vordere Seite der Hinterbeine stark behaaret. — Beide schienen muthig, aber dennoch nicht sehr unbändig; sie waren als eine große Seltenheit dem Sultan von Mecca aus Aethiopien geschickt. *Travels of Levis Barthema or Vertomann, in Purchas Pilgr. II. p.* 1189. Zimmermann *II. p.* 157. O.

kapischen Flüssen wenig oder gar keine Fische des süßen Wassers finden [11]), welche endlich auch für so viele und große Flußpferde als sich da aufhalten, wenig verschlagen würden.

Die sowohl von dem Herrn Gr. v. Büffon als Adanson angeführte Meynung, daß diese Thiere im salzigen oder Meerswasser nicht gedeyeten, ist gleichfalls ungegründet. Denn ich habe sie nicht nur beym Auslaufe der Flüsse in das Meer, wo das Wasser sehr salzig war, gesehen, sondern ich bin auch aus den Spuren und lägern dieses Thieres an dem Strande, wie auch aus Berichten der Einwohner, völlig von dem Gegentheil überzeugt. Doch gebe ich nichts destoweniger dazu Beyfall, daß das Flußpferd sich vorzüglich und mehrentheils im süßen Wasser aufhalte, theils weil solches stiller, theils weil es dem schicklichen Futter näher, und zum Trinken nothwendig ist; denn man hat mich berichtet, daß, wenn das Thier auch seine Zuflucht zum Meere nehmen müsse, es doch in der Nacht an die nächste Quelle zu weiden komme.

Kolbe giebt das Gewicht eines Zahns vom Flußpferde zehn Pfund an. Herr de la Caille tadelt S. 349. solches, und behauptet, er wiege kaum drey Pfund. Büffon nennet einen Backenzahn über drey Pfund, und einen Beiß- Hau- oder Hunds-Zahn

11) Es findet sich daselbst nur eine geringe Anzahl kapscher Karpen (Cyprinus Gonorynchus Lin. Syst. I. p. 528. Die Einwohner nennen sie Bastard Springers), die nicht größer als Heringe sind. Außerdem giebt es eine kleine nur vier Zoll lange Art Karpen. Kapitain Covents Bericht bey Dampier im dritten Theile, daß die Negern die Flußpferde gleichsam mit Fischen, die sie ihm vorwürfen, besänftigten, ist in mehrer Rücksicht, zu unglaublich. Sp. O.

Zahn zwölf Pfund schwer. Der größte Hundszahn, den ich habe finden können und mitgebracht habe, wiegt sechs Pfund, achtzehn Loth, und nach seinem vordersten Bogen gemessen 27 Zoll lang.

Die Stimme des Thiers schien mir eine Mischung vom Grunzen und Wiehern zu seyn, und war sehr hart und durchdringend. An Stellen, da das Thier nicht gescheucht oder mit Schießgewehr verfolgt wird, soll es bisweilen bey hellem Tage auf das trockne Land gehen, theils zu weiden, theils in der Sonne zu liegen. Wo es aber viel verfolgt wird, waget es nicht einmal die Nase aus dem Wasser zu stecken, um Athem zu holen, oder wie man am Kap sagt, zu blasen, welches sie sonst gewöhnlich alle Morgen und Abende zu thun pflegen. Hierbei habe ich gesehen, daß sie den Kopf und bisweilen einen großen Theil des Leibes aus dem Wasser stecken. Des Nachts pflegten sie allezeit so zu blasen, auch mit der Nase nach allen Seiten um sich her zu spüren, ob sie mit ihrem feinem Geruche eine Gefahr bemerken können; bisweilen höret man sie auch grunzen, ehe sie sich auf das Land wagen. In dieser Ueberzeugung setzte ich mich mit einem afrikanischen Bauer und dessen Sohn, bey Nacht an einem Flußufer auf die Lauer nach Flußpferden, welche, wie wir hofften, da herauskommen sollten. Aber wieder unser Vermuthen fuhr das Thier mit einem mal aus dem Wasser heraus, und war uns auf den Leibe; da, vermuthlich mehr das Feuer als die Wirkung von der Kugel aus der Flinte verursachte, daß sich das Thier mit heftigem Geheule ins Wasser zurück warf. Wir wären sonst allerdings zertreten oder durchbissen worden, wie, dem Berichte nach, denenjenigen wiederfahren soll, welche unglücklicher Weise von

dem Hippopotamus überrascht werden. Man glaubt, ein schneller Hottentot könne ihnen mit Mühe entlaufen.

Beygefügte Zeichnung eines Flußpferdes machte ich nach einem ohngefähr acht Tage altem Kalbe, welches meine Hottentotten glücklicher Weise in einer Morgenstunde lebendig fingen, wie es sich gleich mit seiner Mutter in das Wasser begeben wollte, welche sich da kurz vorher, wegen eines bekommenen Schusses verfteckt hatte. Dieses Kalb war etwa 3½ Fuß lang, und 2 Fuß hoch. So lange es gebunden war, schrie es ziemlich, wie ein großes Schwein, aber doch viel gellender und durchdringender. Mit nicht geringer Stärke suchte es sich los zu machen, war aber sehr unbehülflich. Wie meine Hottentotten es einigemal mit der Hand über die Naselöcher gestrichen und es los gelassen hatten, war es still, und fing bald an, sich zu ihnen zu halten. Dabei machte sein Hunger, daß er frischen Ochsenkoth nicht verschmähete. Ich zeichnete es, wie es noch lebte, ab, darauf ward es geschlachtet, zergliedert und aufgegessen in weniger als drey Stunden.

Das Fleisch und Fett war wegen der Jugend zu weichlich, und kam mir bey weiten nicht so gut vor, als das sonst in der That wohlschmeckende Fleisch ausgewachsener Flußpferde. Die Haut ist des Nashorns seiner sehr ähnlich, aber fast dicker, die Karbatschen aus derselben werden auch stärker, und geschmeidiger, ihr Glanz ist aber nicht so hornartig, als die nämlich aus Nashornhaut zubereiteten zu seyn pflegen. Die Haut des Kalbes, welche ich bloß getrocknet, und der königl. Akademie geschenkt habe, ist ohngefähr so dick als eine dünne Sohle, aber ganz steif. Es finden sich auf derselben ohngefähr

fähr ½ und ¼ Zoll lange, steife, rothbraune Haare in den Ohren und den Kanten derselben, auch um die Nase und oben auf dem Halse, aber so sparsam, daß sie ohngefähr einen viertheil, halben bis ganzen Zoll weit von einander entfernt stehen. Am Rücken selbst sind sie noch dünner und kürzer, am Rande des Schwanzes etwas länger, und übrigens ist die Haut ganz nackt. Im Magen war etwas Laub, Schlamm und geronnene Milch. Mehrere Umstände, welche beym Schießen und Fangen dieser Thiere vorfallen, wie auch die Beschreibung und Ausmessung der Eingeweide des Kalbes werde ich in meinem Tagebuch oder bey anderer Gelegenheit bekannt machen [12].

12) Dieses ist jetzt geschehen, da der Herr Sparrmann nachdem eine ausführliche Beschreibung von diesem Thiere, und dessen Jagd in seiner Reisebeschreibung gegeben hat. Sie sind über ein ziemlich unbekanntes, merkwürdiges Thier von einem großen Naturkündiger und Beobachter dieses Thiers gemacht, und da sie das meiste zur Geschichte desselben beytragen, muß ich die Stelle aus der Reisebeschreibung selbst hieher setzen. Herr Sparrmann sagt nämlich: „Am 23ten Jenner im Jahr 1776, kamen wir gegen Abend nach vielen Umwegen zu einem Strudel, und tiefen Stelle des großen Fischflusses (bey Jan Koks Kraal), wovon unsere neuen Wegweiser wußten, daß sich daselbst verschiedne Hippopotamus aufzuhalten pflegten. Es wurden daher alle die unterschiedliche Wege, durch welche diese Thiere aus dem Flusse ans Land kommen konnten, mit Jägern besetzt.

Den Hottentotten befahlen wir, auf der Seite, woher der Wind kam, mit Peitschenklatschen, und anderm Lärm die Thiere zu schrecken und zu uns hin zu jagen, wodurch sie denn aller Wahrscheinlichkeit nach einem von den auflauerden Jägern in den Schuß kommen mußten. Alle Hinterhalte waren

Doch darf ich hier nicht unbemerkt lassen, daß die Zeichnung eines Hippopotamuskalb, welche Herr Alla=

ren etwas oberhalb des Ufers zwischen Schilf und Rohr, das hier an den ausgetrockneten Stellen wuchs, und dicht bey den schmalen Wegen, die das Thier an jedem Orte durch das viele hin und her gehen gemacht hatte, besetzt. Aus dieser Ursache mußte es auf jedem Wege einen halben, höchstens einen Fuß weit vor der Mündung unserer Gewehre vorbey kommen. Wir setzten jetzt also zweyerley voraus: daß die Gewehre durchaus nicht versagen, und daß der Schuß nothwendig tödtend seyn würde; denn sonst würde der Schütze entweder unfehlbar mit dem Leben haben büßen müssen, oder das Thier müßte dann vielleicht durch den Schuß so sehr erschreckt worden seyn, um auf den Feind los zu gehen.

Die tiefe Stelle des Flusses, welche wir auf diese Art belagert hielten, hatte fast allenthalben ein hohes und steiles Ufer, und war eine halbe Viertelmeile lang. Mein und meines Reisegefährten Posten aber waren nur dreyßig bis vierzig Schritt von einander entfernt. Nachdem wir nun die großen Thiere anderthalb Stunden mit äußerster Stille bewacht hatten, kamen sie denn auch an, und untersuchten unsre beyden Posten. Sie hatten schon auf der andern Seite des Flusses bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben jetzt durch Hin= und Herschwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Ich glaube, Herrn Immelmann schlug aus mancherley Ursachen das Herz eben so stark als mir, da wir nun jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuren Bestie handgemein zu werden, wenn ich ein Thier so nennen kann, das, wie wir wußten, einen Menschen mittendurch beißen kann. Mittlerweile waren wir auch nicht weniger eifersüchtig auf einander, ein so ansehnliches Wild zu schießen. Allein die Seekühe verließen uns wieder, und bezeigten sich, wie wir hernach erfuhren, bey den Stationen der Bau=

Allamand herausgegeben hat, und die man in dem Supplement zu des Herrn Büffons Werk findet,

Bauren eben so. Doch hörten wir, daß, mittlerweile dies vorgieng, einer von den Hottentotten schoß. Die recht schwarze Dunkelheit der Nacht, das Blitzen des Gewehrs, der außerordentlich heftige Knall (denn wir hatten sehr stark geladen) und der noch lautere Wiederhall vom nächsten Gebirge, machte für uns einen feyerlichen Auftritt, dem bald ein in seiner Art närrisches Nachspiel folgte, indem eine Menge Baviane sich hören ließ, die durch das Zurufen und Antworten zu erkennen gaben, daß sie auf einen steilen Felsen in der Nachbarschaft ihr Lager, und zu beyden Seiten auf den Bäumen ihre förmlichen Schildwachen hatten. Einige Minuten lang herrschte darauf wieder eine völlige Stille, bis wir um 2 Uhr von dem andern Hottentotten einen Schuß hörten, und sogleich hernach zwischen den Posten und dem Lager der Affen ein dem vorigen gleicher, aber nicht so lange anhaltender Lärm gemacht wurde. — Am folgenden Morgen, dem wir mit vieler Neugier entgegen gesehen hatten, erzählten uns die beyden Hottentottenjäger, sie hätten, von Rohr, Laub und dicker Finsterniß umhüllet, das Thier kaum erkennen können, und wären daher nicht im Stande von ihren Schüssen Rechenschaft zu geben. Der eine gestand, er sey etwas erschrocken gewesen, weil er nicht gut habe sehen können, und daher sey es geschehen, daß er seine Büchse zu früh abgefeuert habe, ehe das Thier ganz aus dem Wasser heraus, und vor sein Gewehr gekommen sey.

Der andere sagte, er habe zwar Gelegenheit gehabt, sowohl mit der Vorladung als der Kugel, das Thier, im Vorbeygehen, zu treffen; habe aber nicht sehen können, welcher Theil desselben vor der Mündung seiner Flinte gewesen sey; darauf sey er sogleich weggeschlichen, und habe gehört, daß das Thier kurz nachher wieder das Wasser gesucht habe. Die übrigen Hottentotten erzählten, sie hätten ein

nicht ganz richtig sey, nämlich in Ansehung der Magerkeit, und der von einander gesperreten Zehe oder Klauen;

anderes von diesen Thieren nicht verhindern können, auf eine längst am Flusse hingehende Sandbank zu kommen, und sich dadurch zu retten. — Hierauf verweilten wir hier noch bis nach Mittag, in der Hoffnung, die beyden verwundeten Nilpferde mögten gestorben seyn, und im Wasser in die Höhe kommen, aber unsere Erwartung war vergeblich. Wir reiseten daher ab, und zu einen andern kleinern Seekuhstrudel.

Hier, wo zugleich der Weg nach den Windseite mehr offen war, lauerte einer von uns mit einem großen gezogenen Rohr auf; einen Posten besetzten die Hottentotten; einen andern Herr Immelmann und Cabeskanje; der älteste von den Bauern Potgieter und sein Sohn Philipp nahmen den dritten ein, und ich stellte mich zwischen beyden letzten. Der Fluß hatte hier ein ziemlich hohes Ufer, und war in der Nähe einer langen Düne ausgetrocknet, wo er eine, mit kleinen runden Steinen bedeckte Ebene bildete. Wir setzten uns nahe bey einander auf einen von Seekühen getretenen Weg, versichert, daß wir hier irgend ein Nilpferd mit einer Salve von drey Schüssen gewiß treffen und erlegen könnten. Allein wir lernten das Flußpferd bald mit der größten Lebensgefahr von einer andern uns vorher nicht bekannten Seite, nämlich der Geschwindigkeit und des Muths, kennen. Denn indem ich saß, und halb im Schlaf darüber nachdachte, wie wir mit unsern Büchsen, jetzt zwar Meister von Hiobs Leviathan oder Behemoth, die Mücken aber (eigentlich kleine Muskito) so sehr unsere Meister waren, daß ich das Gesicht mit einem Schnupftuche bedecken mußte, kam eine Seekuh aus dem Wasser hervor, und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf uns zu. Der Bauer schrie aus aller Macht, zum Glück aber gab er auch Feuer, worauf das Thier, wiewohl mehr durch den Blitz und das Feuer, als durch die Kugel, zum Weichen gebracht wurde, ein Geheul mach-

Klauen u. d. gl.; da sie nach einer trocknen und ausgestopften Haut gemacht sind. Dasselbe läßt sich von

 den

machte, und eben so schnell wieder ins Wasser stürzte. Ich erschrack hiebey nicht wenig, jedoch nicht so sehr vor der wirklichen Gefahr, zertreten oder zerbissen zu werden, sondern aus der ungegründeten Furcht, zu ersaufen. Denn das stärkste Rauschen des Wassers, als das Thier aus dem Fluß hervor schoß, und über die Steine lief, erregte bey mir sogleich den Wahn, das Wasser trete jetzt auf einmal plötzlich aus; zumal da ich wußte, daß dergleichen sich hier öfter, als beym Chauritsflusse zutrage. Da außerdem der Hippopotamus, wenn er eben aus dem Wasser gekommen, und naß und schleimig ist, im Mondschein wie ein Fisch blinkt, ist es kein Wunder, daß er mir, als ich das Schnupftuch vor den Augen weggezogen hatte, wie eine hohe Wassersäule vorkam, die uns im Augenblicke überschwemmen und ersäufen zu wollen schien. Ich flog daher davon, ließ Büchse und Kameraden im Stiche, und suchte das hohe Ufer zu erreichen. Als ich aber hier nicht hinauf kommen konnte, und bey dem allen sah, daß ich und meine Genossen nicht ertrunken waren, fiel auch auf einige Secunden der Gedanke ein, wir mögten wohl alle im Schlafe oder verwirrt im Kopfe seyn. Der Sohn des Bauern schlief auch wirklich noch recht tief, allein dieser letztere, der aufgeschreckt war, arbeitete auf die Füße zu kommen, und suchte sich aus seiner großen Decke los zu machen, in welcher er verhüllt war. Ich fragte ihn, wo das Wasser oder die Ueberschwemmung geblieben sey, und er antwortete bloß mit einer andern Frage, ob ich toll geworden sey; wofür ich beynahe eben diese Frage ihm vorgelegt hätte. Als ich endlich das ganze Räthsel aufgelöset vor mir sahe, zweifelte ich nicht länger daran, zumal die Büchse des Bauern wirklich abgeschossen war. Herr Immelmann und der Schwiegersohn des Bauern waren aus Entsetzen vor demselben von ihrem Posten geflohen, wiewohl sie von allem nichts gesehen, und kaum irgend in Gefahr hatten kommen können.

Die-

den Zeichnungen des ausgewachsenen Thieres sagen. Sparrm. a.a.O. Bey Gesnern (quadr. p. 493.) ist

Diese Jagd, so wie die Nacht selbst, endigte sich damit, daß wir über einander lachten, zusammen plauderten, und in Ansehung der hitzigen, erboßten und vielleicht anfangs eben so, als wir selbst, unvorsichtigen und bestürzten Seekuh, manche Muthmaßungen an den Tag brachten. Auch rauchten wir ein paar Pfeiffen, unterdessen wir Löwen brüllen hörten, und den Anbruch des Tages erwarteten. Des Morgens früh erzählten uns einige Hottentotten, daß sie kurz nach dem oben gedachten Geräusche und Lärm eine Seekuh auf der Seite des Flusses, die nicht mit Posten besetzt gewesen, aus dem Wasser ans Land hätten gehen sehen.

Am folgenden Tage wurden wir durch Spuhren von Seekühen, die wir nicht weit von einer andern Stelle antrafen, auf die Vermuthung gebracht, daß mehrere dieser großen Amphibien in einem gewissen tiefen Strudel ihren Aufenthalt genommen haben mögten. Wir beschlossen daher, diesen Platz auf alle mögliche Art zu belagern. Wir hielten für das rathsamste, uns nebst verschiedenen unserer Schützen in der folgenden Nacht bey jedem Lauerplatze in abgesonderten Partheyen zu stellen, und die Hottentotten theils durch starkes Geräusch, theils durch große Feuer, die Seekühe scheu machen zu lassen. Vielleicht waren sie vorhin schon einmal ähnlich eingesperrt gewesen, weil sie diese Nacht sich fast gar nicht hören ließen. Inzwischen schmeichelten wir uns, sie würden bey fortgesetzter Belagerung, wenigstens durch Hunger genöthiget werden, ihre Freystätte zu verlassen. Vom folgenden Tag wandten wir die Vormittagsstunde von 10 bis 11 Uhr und den Abend dazu an, auf diese Thiere zu lauern, um sie auf die Nase zu treffen, so bald sie in einiger Nähe dieselbe aus dem Wasser stecken würden, um Luft zu hohlen, oder (wie die Kolonisten es nicht unschicklich nennen), um zu blasen. Um den Schuß tödlich zu machen, muß man ihn so richten, daß die Kugel längst der Nasenhöhle ins Gehirn dringt.

ist ein Hippopotamus vorgestellet, der einen Krokodill bey dem Schwanze hält. Es ist diese Abbildung aus

Allein wir fanden diese Thiere allezeit zu scheu, unsern Endzweck erreichen zu können. Denn ob sie gleich an Oertern, wo sie nicht so oft geschreckt und verwundet werden, am lichten Tage mit dem ganzen Kopfe und einem Theile des Leibes sich über das Wasser zu erheben pflegen, wagten sie es jetzt kaum, ein Nasloch allein in die Höhe zu richten, um ganz unvermerkt zu athmen, und dies noch dazu meisten Theils nur an solchen Stellen, die durch herunter hangende Zweige von Bäumen vor uns verdeckt wurden. Dem ohngeachtet schienen sie uns zu wittern, wenn wir auf der Windseite waren, und begaben sich alsdenn sogleich nach der andern Seite.— In der folgenden Nacht hielten wir wieder auf unsern Posten Wache. In der Dämmerung wurde ich ein kleines Thier, vermuthlich eine Otter, gewahr, die den Kopf übers Wasser hervor steckte, eie kleine Weile schnob und Luft hohlte, und einige Augenblicke vom Strom, da wo er vorzüglich stark floß, den Fluß hinab getrieben wurde. — Ungefähr um 8½ Uhr, als es schon ganz finster war, fieng eine Seekuh an, zu wiederholten malen, den Kopf über das Wasser hervor zu halten, und ein grimmiges und durchdringendes Geschrey zu erheben, das ein Mittelding von Grunzen und Wiehern zu seyn schien, und mit Heörch, hörch, höh = höh (die beyden ersten Wörter langsam, heiser, aber durchdringend, erschütternd; das dritte oder zusammengesetzte hingegen sehr geschwind und gleichsam wiehernd ausgesprochen), vielleicht am richtigsten und auch richtiger als in der so vieles Schmatzen gegen den Gaumen enthaltenden Sprache der Hottentotten, sich ausdrücken läßt. — Um 11 Uhr kam eben dieselbe oder eine andere Seekuh, und besuchte auf gleiche Art die von uns bewachten Posten; allein sie unterstand sich doch nicht, ans Land zu gehen, sondern zu unserm größten Verdrusse hörten wir sie von den ins Wasser hangenden Zweigen, wie auch Gras und kleines Gebüsche, das hie und da

aus einer Vorstellung des Nils im Vatican zu Rom genommen. Jonstons Abbildung des Hippopotamus

da am Ufer stand, fressen. Wir hofften jedoch, dieser Vorrath sollte für Thiere, wovon ein einziges beynahe eine größere Portion, als ein Spann Ochsen bedarf, nicht lange hinreichen. — Den 27ten September trug sich das Unglück zu, daß einer von unsern Hottentotten unvorsichtiger Weise die Mündung seiner Büchse gegen einen Felsen stieß, so, daß sie los gieng, und ihm den Fuß, und verschiedenen andern die Beine übel verwundete. — Außerdem daß wir in aller Eile, ob wohl vergeblich, einem Löwen, wie auch einer Hyäne, nachsetzten, glückte es uns ein junges Bosch Varken (Waldschwein) zu fangen, und ein Hirschthier zu schießen. Allein als nach dem Verlauf von einigen Stunden, die Hottentotten hingiengen, um das Fleisch zu hohlen, hatten die Adler und andere Aas-fressende Vögel schon den größten Theil davon verzehrt. — Nachmittags hatten wir ein Gewitter. Die folgende Nacht brachten wir wieder auf unsern vorigen Posten zu, und wir machten auch beynahe gleiche Beobachtungen von den Seekühen als das letzte Mal. — Als wir beym Aufgange der Sonne, von unsern Posten zu Hause, das heißt, zu unsern Wagen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Flusse, um sich in denjenigen, welchen wir jetzt eingeschlossen hielten, zu begeben. Indem sie bey einer ziemlich steilen Stelle des Ufers wartete, und sich nach ihrem trägen, etwas hinkenden Kalbe umsah, bekam sie einen Schuß in die Seite, worauf sie sich sogleich in den Fluß hinabstürzte. Sie war aber nicht ganz tödlich verwundet, denn der Schütze, der oben erwähnte fest schlafende Philipp, welchen jetzt zwey Hottentotten mit Mühe hatten aufwecken können, war noch halb im Schlafe, als er Feuer gab. Ein Glück wars, daß das große Thier nicht den Weg zu seiner Schlafstelle genommen und ihn überrascht hatte. Sein Schuß half doch so viel, daß einer meiner Hottentotten es wagte, das Kalb anzupacken, und am Hinterbeine fest

mus in der zweyten Figur, auf der 49 Kupfertafel ist wohl nach keinem Thiere gemacht, die 3te Figur ist

fest zu halten, bis die übrigen ihm zu Hülfe kamen. Darauf wurde es gebunden, und mit vielen Frohlocken zu unsern Wagen getragen. Als wir es indessen durch eine seichte Stelle des Flusses bringen mußten, war uns bange, die verwundete Mutter möchte, durch das Schreyen des Jungen gereizt, zu seiner Rettung herbey eilen. Denn so lange es gebunden war, schrie es wie die Schweine, wenn sie geschlachtet werden sollen, wiewohl das Geschrey des Seekuhkalbes gelinder und durchdringender war. Mit nicht geringerer Stärke versuchte es auch sich los zu reißen, war dabey aber ziemlich unbehülflich. Seine Länge betrug schon 3½ Fuß, und die Höhe 2 Fuß, ob es schon der Aussage der Hottentotten zu folge, erst höchstens zwey bis drey Wochen alt seyn könnte. Als es endlich losgelassen wurde, hielt es sich still; und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Nase mit den Händen gestrichen hatten, um es an ihre Ausdünstungen zu gewöhnen, fieng es sogleich an, sich an sie zu schmiegen. Ich entwarf unverzüglich eine Zeichnung von ihm, die den Abhandlungen der Akademie vom Jahr 1778, auch dieser meiner Reisebeschreibung, tab. 8. beygefügt ist. Hernach wurde es geschlachtet, anatomirt und aufgegessen: alles in einer Zeit von drey Stunden. Die Haut, welche ich getrocknet mitgebracht habe, hat die Dicke einer etwas dünnen Schuhsohle, und ist sehr steif: nichts desto weniger habe ich sie zum Behufe des Kabinets der Akademie ausstopfen lassen, so, daß sie jetzt einem lebendigen Thiere ziemlich ähnlich sieht, ausgenommen, daß der Bauch nicht hinlänglich hat können ausgedehnt werden.

Hier ist wohl die schicklichste Stelle, eine umständlichere Beschreibung und Geschichte des Flußpferdes überhaupt einzurücken. Da man den Bauch der Haut nicht gehörig ausspannen kann, hat die von Herrn Allamand von einem ausgestopften Jungen genommene, und in Herrn Büffons Supplement ko-

ist aber der bey Gesnern sehr ähnlich, und Kolbens seine ist von derselben kaum verschieden. Herr Blu-

kopirte Abbildung desselben nothwendig darinn fehlerhaft ausfallen müssen, daß das Thier so mager erscheint: außerdem aber stehen in derselben auch die Zehen oder Hufe von einander, und die Augen sind zu groß vorgestellt. — Das Fett und Fleisch des gedachten Kalbes war ekelhaft weichlich, mithin bey weiten nicht so gut, als von alten Flußpferden. Das Fleisch von diesen letztern habe ich mürbe gefunden, und das Fett hat mir wie Mark, und nicht so schmalzartig, wie anderes Fett, geschmeckt. Aus dieser Ursache sehen die Kolonisten auch das Fleisch und Fett der Seekühe als das gesundeste Essen an, besonders halten sie das Gallertartige von wohl zugerichteten Seekuhfüßen für ein sehr leckeres Gericht. Geräucherte Zungen von diesen Thieren pflegt man sogar zu Cap als ein vorzügliches und schmackhaftes Essen zu betrachten. Bey meiner Zurückkunft nach Schweden habe ich die Gnade genossen, Seiner Majestät zum Behufe Ihrer Tafel mit einer geräucherten Seekuhzunge, die zwey Schuh und zwey Zoll lang war, aufzuwarten. Uebrigens ist die Zunge eines alten Hippopotamus vorn sehr stumpf und am breitesten; wenn sie aber, wie mir versichert wurde, an der einen Seite schief, und mit Lappen (lobi) bezeichnet ist, so kann dies von nichts anders, als ihrem Drucke gegen die Zähne auf der Seite, wo das Thier am meisten kauet, herrühren; und ich muß gestehen, daß an der von mir mitgebrachten geräucherten einige Spuhren einer solchen schiefen Gestalt zu bemerken waren. Die Haare sind an der von mir ausgestopften Haut des Kalbes von der Länge $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zolls, straff und rothbraun, sie wachsen theils in den Ohren, theils um das Maul, und am Hintertheil des Halses, aber sehr dünn, indem sie $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll von einander stehen. Auch finden sich auf dem Rücken ähnliche Haare, die aber noch mehr aus einander und kürzer sind. Die längsten sind auf den Seiten des Schwanzes; diese fielen aber an dem

Blumenbach sagt a. a. O.: „Die spätern römischen Kaiser haben oft Nilpferde zur Schau nach Rom kom=

dem gedachten Exemplare während des Ausstopfens aus. Die übrige Haut ist ganz kahl. Der Schwanz selbst ist an den Seiten platt, folglich nach oben und unten mit einem Rande versehen, wie beym Rhinoceros. — Die Hau= oder Hundszähne sind an dem Kalbe, wovon ich jetzt rede, schon zu der Länge ½ Zolls herausgewachsen. Die Hauzähne großer Seekühe aber wiegen nach Kolbens Angabe 10 Pfund, welches gleichwohl de la Caille (p. 349.) bestreitet; Büffon schätzt dagegen (XII. p. 38. oder VI. 2. p. 23.) das Gewicht eines Backenzahns über drey Pfund, jeder Eckzahn aber sey 12 bis 16 Zoll lang, und 12 bis 13 Pfund schwer. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele von den größten Seekuhzähnen zu sehen, allein einer von den ansehnlichsten, den ich mitgebracht und der Akademie geschenkt habe, wiegt doch nur 6 Pfund, und 9 Unzen, und ist, nach dem vordersten Bogen gemessen, 27 Zoll lang, sonach etwa doppelt so lang und leicht, als der, von welchem Büffon redet. Dieser berühmte Schriftsteller wird also erlauben, daß ich die Richtigkeit seiner Angabe in Zweifel ziehe, besonders da selbst Daubenton die Länge eines solchen Zahns (p. 62. oder S. 38.) auf 2 Fuß und 2 Zoll, oder 16 Zoll, also noch einmal so groß als Büffon, angiebt. Ich habe zwar keinen Backenzahn eines erwachsenen Nilpferdes gewogen, glaube aber doch jetzt noch zweifeln zu müssen, daß der Herr Büffon einen habe finden können, der 8 Pfund wiegt; denn der von mir mitgebrachte Backenzahn von einem Elephanten hält nur 4½ Pfund an Gewicht, und 9 Zoll in der Breite, und ist doch, nach dem Augenmaße zu urtheilen, in allem Betrachte wenigstens dreymal größer als irgend ein Backenzahn von irgend einer Seekuh: ich habe sie verglichen und in den Hirnschalen, welche die Bauern am Fischflusse von den erlegten Seekühen liegen lassen, der letztern recht viele gesehen. Aus dem bisher gesagten erhellet zugleich, daß Kolbe in dieser Hinsicht der zuverläßigste ist; Büf=

kommen lassen, und wir haben Numos seculares der Ottacilla Severa vor uns, worauf dieses Thier besser als von den mehresten neuen Künstlern abgebildet ist.“

Des

Büffon hat indessen darinn Recht, (p. 48. S. 29.) daß Kolbe seine Abbildungen von andern geborgt, und seine meisten Beschreibungen aus dem Gedächtnisse aufgesetzt habe, daher man ihnen nicht sehr trauen könne. — Das Maul des Flußpferdes ist so groß, daß die ansehnlichen Eckzähne, obgleich ein Drittheil davon in dem untern Kinnbacken, wie auch von verschiedenen vorwärts geneigten Vorderzähnen aus dem Zahnfleische hervorstehen, ganz davon bedeckt werden, und nicht anders zu sehen sind, als wenn das Thier den Rachen öffnet. Die Haut eines erwachsenen Nilpferdes hat mit der Haut des Nashorns viel Aehnlichkeit; ist aber fast dicker. Die Nahrung des Flußpferdes besteht bloß in Kräutern und Grase. Dies hat Vater Lobo schon gewußt; man kann es auch aus dem, was ich vorhin angeführt habe, imgleichen aus der in Büffons und Daubentons vortreflichen Werke mitgetheilten Abbildung des Magens, der Leibesfrucht eines Hippopotamus sehen. Ich halte es daher eben nicht für wahrscheinlich, daß die Flußpferde, wie Büffon (p. 39. oder 25.) und Dampier in seiner Reisebeschreibung, behaupten, Fischen nachjagen, um sie zu ihrem Raube zu machen. Dies ist um so viel unglaublicher, da in den südlichafrikanischen Flüssen, wo das Nilpferd sich sehr häufig, und zu jeder Zeit aufhält, theils gar keine Fische, theils nur einige wenige sogenannte Bastard Springers oder kapsche Karpfen gefangen werden, (Cyprinus gonorynchus) die kaum die Größe eines gewöhnlichen Herings erreichen. Es ist zwar wahr, daß die Flußpferde sich bisweilen bey dem Ausflusse der hiesigen Flüsse ins Meer, welches reich an Seefischen ist, ja sogar zu Zeiten im Meere selbst, aufhalten. Man weiß aber auch, daß diese großen vierfüßigen Thiere demungeachtet genöthiget sind, herauszukommen, und auf

trocke-

Des Grafen von Büffons Abbildung eines ungebohrnen Flußpferdes, wie auch des neugebohr-

trockenem Lande ihre Nahrung zu suchen. Sie scheinen auch das Seewasser nicht als Getränk vertragen zu können; wenigstens hat man mir das Beyspiel eines Nilpferdes dagegen angeführt, daß, nachdem es in den Flüssen zu sehr beunruhiget worden, und seine Zuflucht ins Meer genommen, doch jede Nacht an den Strand gekommen war, um zu fressen, und aus einer in der Nachbarschaft befindlichen Quelle frisches Wasser zu saufen, bis es endlich von Jägern todtgeschossen worden. Daß der Hippopotamus sich wirklich im salzigen Wasser aufhalte, davon habe ich selbst deutliche Merkmale, bey der Mündung sowohl des Krummen als des Kamtursflusses auf meiner Rückreise wahrgenommen, da verschiedene dieser Thiere am hellen Tage bliesen und den Kopf übers Wasser hervorsteckten, eins auch, das an der Nase verwundet war, sogar vor Grimm wieherte. In Krakekamma sah ich am Strande ungezweifelte Spuhren eines Flußpferdes, das aus der See heraufgekommen war, sich aber sogleich wieder zurück begeben hatte. Capitain Burtz, dieser aufmerksame Beobachter, dessen ich vorhin bereits erwähnet habe, erzählte mir, er habe an der östlichen Küste von Afrika Seepferde (vermuthlich Hippopotamus) gesehen, die den Kopf aus dem Wasser gehalten, um zu blasen und zu wiehern. Von der Begattung der Flußpferde erzählte mir ein Jäger, der weit und breit, und viele Jahre lang auf der Seekuhjagd umher gestreift war, daß er sie einmal beobachtet habe, und daß sie auf eben die Art, als bey gewöhnlichen Rindviehe, verrichtet werde; die Thiere hätten dabey auf einer seichten Stelle gestanden, wo ihnen das Wasser bis an die Knie gegangen sey. — Die Größe des größten von zwey Flußpferden, die Zerenghi gemessen hat, ist Herrn Büffon (p. 3. oder 17.) zufolge diese: die Länge 16 Schuh, 9 Zoll, die Dicke 15 Schuh, die Höhe 6½ Schuh, die Weite des Rachens 2 Schuh, 4 Zoll: die Hundszähne waren über 1 Schuh lang,

bohrnen in den Supplementen lehrt das Thier nicht genug kennen. Ich habe sie desfalls weggelassen, und

aus ihrer Einfassung hervorgewachsen. — Die Art den Hippopotamus zu fangen, besteht außer dem Schießen darinn, daß man ihm da, wo es seinen Weg nach den Flüssen hat, Gruben gräbt; allein diese Methode wird bloß von den Hottentotten nur in der regnigten Jahrszeit gebraucht, weil ihnen das Erdreich des Sommers zu hart ist. Mit vergifteten Wurfspießen dies große Wasserthier zu tödten, soll ihnen nie geglückt seyn, ob sie sich gleich dieser Art der Jagd sowohl gegen Elephanten als Rhinoceros mit Vortheil bedienen. Die hiesigen Pflanzer hatten auch einige Kenntniß von der in Aegypten üblichen und vom Hasselquist beschriebenen Art diese Thiere zu fangen: diese besteht nämlich darinn, daß man ihnen so viele Erbsen oder Bohnen, als es nur aufzufressen vermag, hinstreuet, wovon ihnen allezeit unfehlbar der Magen aufschwillt, daß er platzen, und das Thier sterben muß. Da aber diese Anstalt kostbar ist, und man hier zu Lande ein solches Thier für einen Schuß Pulver, und eine mit Zinn versetzte, und gut gezielte Kugel bekommen kann, hält man dies für den wohlfeilsten Preis, und bleibt gewöhnlich dabey. — Geschwindigkeit, auf dem Lande zu laufen, besitzt der Hippopotamus weniger, als die meisten übrigen großen vierfüßigen Thiere. So langsam und schwerfällig aber, als Herr Büffon (p. 39. oder 24.) ihn beschreibt, scheint er auch nicht zu seyn, weil sowohl Hottentotten als Kolonisten es für gefährlich hielten, auf dem Lande einem Nilpferde zu begegnen, zumal da ein solches Thier einen Hottentotten neulich mehrere Stunden lang verfolgt, und ihm einige mal von vorn entgegen gekommen, so daß es jenem schwer geworden, sich vor ihm zu retten. Herr Klocner bestättigt meine Meynung durch Anführung der Erzählung eines Maratten. — Von der medicinischen Kraft dieser oder jener Theile des Hippopotamus hegt man hier zu Lande solchen Wahn nicht, als in Ansehung gewisser Theile des Elephanten

und hier nebst der Sparrmannschen, die von Klocner aus Büffons Supplementen, mit welcher letzten

die

ten und Roshorns; ausgenommen, daß ein Kolonist gefunden zu haben behauptete, daß das Felsenbein (Os petrosum) desselben zu Pulver gemacht, und innerlich, eine Messerspitze voll, gebraucht, ein vortrefliches Mittel gegen die Zuckungen bey Kindern (Stuypen) sey. Daß das Fleisch für ein vorzüglich gesundes Essen gehalten werde, habe ich oben schon angeführet. — Die Anatomie des gefangenen Seekuhkalbes hier umständlich einzurükken, würde den Grenzen dieses Reisejournals nicht gemäß seyn, zumal, da zwischen den innern Theilen eines Kalbs, und eines erwachsenen Thiers einiger Unterschied statt findet. Ich will daher nur kürzlich folgendes anführen. Es hatte vier Magen, mithin einen mehr als die von Daubenton untersuchte Leibesfrucht. Die beyden ersten Magen, welche den von Büffon (Tab. IV. f. I. H. L. 9) untersuchten etwas ähnlich waren, hatten ein jeder die Länge von ungefähr 7 Zoll, und einen Durchmesser von 3 Zoll. Der dritte war 9 Zoll lang, und etwas breiter als jene beyde. Der vierte war 7 Zoll lang, und vorn 5 Zoll breit, wurde aber nach und nach an der einen Seite schmaler, bis er sich in die untere Magenöffnung endigte, welche einen Zoll weit, also ungefähr anderthalb mal weiter als der obere Magenmund war. Zwischen den beyden ersten und dem dritten Magen bemerkte ich keine solche Klappen, als Daubenton angegeben hat. Der erste Magen war beynahe leer, außer daß ich einige Stücke geronnene Milch darinn fand: er unterschied sich inwendig von den drey andern durch die feinere Haut. Die inwendige Haut des zweyten Magens war beynahe gröber und hatte mehr kleine Falten, enthielt auch mehr Klumpen geronnener Milch, und überdem eine Menge Sand und Schlamm. Der dritte hatte inwendig sehr merkliche, sowohl in die Länge als in die Quere gehende Falten, enthielt auch gelbere und härtere Klumpen geronnener Milch, imgleichen einige völlig ganze und frische

Baum=

die in der neuen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung sehr überein kommt, nachstechen lassen.

So

Baumblätter nebst einigen Schlamm. Die inwendige Haut des Magens war sehr platt, aber doch etwas in Falten gelegt; er hielte sehr viel Schlamm, aber wenig Milch, welche außerdem weißer, als in den vorhergehenden, war. Dieser vierte Magen bedeckte größtentheils die andern, und hatte seinen Platz in der rechten Seite des Bauchs; und an dem öbern inwendigen Rande war der öbere Theil der Milz festgewachsen. Diese letztere war 1 Fuß lang, und 3 Zoll breit; und ging vonda in einer Beugung nach der linken Seite hinunter. Das Gedärme war 109 Schuh lang. Das Maß der Leber war 14 Zoll von der rechten nach der linken gemessen, und von hinten nach vorn etwa 8 Zoll. An dem vordersten Rande hatte sie eine große runde Aushöhlung, war übrigens ungetheilt, der Gestalt nach aber schief, und auf der linken Seite, wo ich eine 5 Zoll lange Gallenblase entdeckte, am breitesten. Bey der Mutter war eben nichts zu bemerken. Euter fand ich zwey. Das Herz war verhältnißmäßig mit weit mehr Fett, als das oben beschriebene Elennherz, (Antilope Oryx) umgeben: die Länge betrug 5 Zoll, und die Breite gegen 4½ Zoll. Die sogenannte eyförmige Oeffnung zwischen den Herzohren hatte einen Durchmesser von einem Zoll. Jede Lunge war 11 Zoll lang, und ungetheilt: die rechte aber hatte oben und nach außen drittehalb Zoll hohe Läppchen oder Fortsätze, und die linke oberwärts einen kleinen zugespitzten Auswuchs; etwas unterhalb dieses letztern, fand ich einen halben Zoll großen Fortsatz; quer über der untern Verbindung war 1 Zoll hoher Kamm oder Stachel (Crista) zwischen der rechten und linken Lunge. — Einer von den Jägern sagte mir, er habe einmal eine sonderbare Art Ungeziefer auf einem dieser Thiere wahrgenommen. Auf dem oft gedachten Kalbe aber trafen wir bloß eine Art Igel an, die sich lediglich um den After und auch ziemlich tief in den Mastdarm hinein aufhielten, wo sie durch dienliches Abzapfen des Bluts diesen großen Thieren nützlich,

und

So habe ich auch eine Abbildung von dem Herrn Forster (in Sparrmanns Reisen, Tab. XIV.) hinzugesetzt.

und ein Verwahrungsmittel gegen die Zacken seyn können. Die meisten davon waren sehr klein; dagegen war ihre Anzahl sehr beträchtlich. Ein einziger war groß und ungefähr einen Zoll lang; diesen zeichnete ich ab, und setzte eine Beschreibung von ihm auf; er bekommt unter den Namen des kapschen Blutigels, mit oberwärts schwärzlichem, mitten der Länge nach bräunlichem, unten gelbbraunem Leibe, seinen Platz in einem sehr schönen Werke von den Würmern, das Herr Adolf Modeer, erster Secretair der Stockholmischen Gesellschaft, ausarbeitet. Anstatt der auf dem Rücken hellern oder weniger dunkeln Farbe bemerkte ich auf einigen eine, bisweilen zwey, in der Länge laufende bräunliche ganz schmale Striche, die gegen ihre Endpunkte zu allmälig matter wurden. — Der Name Hippopotamus, welcher Flußpferd bedeutet, ist dem Thiere wohl ohne Zweifel nur seines Wieherns oder wieherartigen Geschreyes wegen gegeben. Denn sein Bau und seine Gestalt haben übrigens auf keine Art mit dem Pferde, sondern eher mit den Schweine, etwas gemein. Eben so wenig hat es mit der Kuh oder dem Ochsen Aehnlichkeit, und es können daher nur seine vier Magen Veranlassung gegeben haben, es zu Cap und in den Kolonien Seekuh zu nennen: vielleicht geschieht es aus gleicher Ursache, als die Hottentotten es t'Gao heißen, welches dem Namen des Büffels, t'Kau, sehr ähnlich lautet. — Sowohl aus Bellonius Erzählung von einem zahmen Nilpferde, welches er als ein sehr sanftmüthiges und gutartiges Thier beschreibt, als aus der Gemüthsart des von uns gefangenen Kalbes erhellet, daß dieses Thier leicht nach Europa würde zu bringen seyn, wo es ehedem zu zwey verschiedenen Malen an den römischen Schauspielen lebendig aufgeführt worden, wie Plinius (Lib. 8.) und Dio Kaßius (Lib. XI.) erzählen. Man könnte sie zu diesem

Nachdem diese schon nachgestochen waren, fand ich die Abbildung eines großen männlichen, und eines solchen weiblichen Flußpferdes in dem zehnten Bande der Büffonschen Naturgeschichte, oder in den Supplementen [13]), die ich hier noch nebst der Beschreibung anhängen muß, weil sie wahrscheinlich zu den natürlichsten gehören, und durch den Herrn Gordon nach dem Leben gemacht, und im Jahre 1780 an den Herrn Allamand geschickt sind.

Es heißt in dieser angeführten Stelle des Büffonschen Supplementbandes: „Wie die vorhergehenden Blätter schon abgedruckt waren, erhielt ich von dem Herrn Schneider neue Beobachtungen über

sem Ende am leichtesten am Konapsflusse fangen, wo sie dem Berichte der Kaffern zu folge sich in großem Ueberflusse aufhalten; und die zarten Kälber am besten mit Milch auffüttern. Ich glaube übrigens, daß solche Jungen nicht lecker in Ansehung ihrer Nahrung seyn würden, weil der Hunger das von uns gefangene zwang, so bald es beym Wagen loßgelassen wurde, einen frischen Ochsenfladen nicht zu verschmähen.

Die meisten werden es ziemlich seltsam finden, dergleichen von einem Thiere mit vier Magen zu hören. Ein ähnliches Beyspiel trifft man aber doch unter dem gemeinen Hornviehe an, daß, wie Herr Hülphers in seiner Beskrifning om Norrland, (Beschreibung von Norrland, III. p. 27.) erzählt, in Herjedalen zum Theil mit Pferdemist gefüttert wird. Ich weiß auch, daß diese Art das Vieh des Winters auszuwintern in Upland bey Mangel an Futterung mit großem Vortheil gebraucht worden, und daß dergleichen Kuhvieh hernach, ohne durch Hunger dazu gezwungen zu seyn, und ohne daß man etwas anders hinzugemengt, aus eigenem Antriebe diesen Fraß gewählt hat. Sparrm. Reis. a. a. O.

O.

13) *Buffon Animaux quadrup.* Tom. X. (*Suppl.*) *ed. in* 12. *p.* 118. *pl.* IV. V. O.

Männliche Hippotamus v. Gordon.



Büff. Thiere. X. Th.

über dieses Thier, welche der Herr Professor Allamand gesammlet, und im Anfange dieses Jahrs 1781, zu Amsterdam bekannt gemacht hat. Folgendes ist ein Auszug dieser Beobachtungen."

„Dasjenige, welches der Herr v. Büffon im zwölften Bande seiner Naturgeschichte von dem Hippopotamus anführt, war alles was man mit Gewißheit zu der Zeit, da er diesen Aufsatz schrieb, davon sagen konnte. Es schien mir damals nichts weiter zu fehlen, als ein Kupferstich, der es besser vorstellete, als die Abbildungen die verschiedene Schriftsteller davon geliefert haben. Ich nahm mir die Freyheit, der Büffonschen Beschreibung eine beyzufügen, welche nach einer ausgestopften Haut gemacht war, die seit mehr als hundert Jahren in dem akademischen Kabinet zu Leyden ist.

Zwey Jahre nachher lieferte ich eine bessere. Dazu diente eine kurz zuvor in das Kabinet des Prinzen von Oranien geschickte Haut. Sie war sehr gut von dem Herrn **Klocner** bereitet, und ich begleitete sie mit einigen wichtigen Bemerkungen, die mir von dem Herrn Capitain **Gordon** mitgetheilt waren.

Ich glaubte, daß man daraus das Thier hinreichlich kennen könnte, wie mir eben dieser Herr **Gordon** in Anfange dieses Jahrs 1780, zwey Abbildungen schickte, die einen männlichen, und einen weiblichen Hippopotamus vorstellen, und damals wie man sie tödtete, nach dem Leben gemacht sind. Ich erstaunte, wie ich sie mit den Zeichnungen, die ich geliefert habe, verglich, und ich sahe deutlich, daß die Haut eines so großen Thiers, wenn sie auch mit aller möglichen Sorgfalt bereitet und behandelt wird, doch bey weiten ihr Urbild nicht vorstellen kann. Ich

ließ diese beyden Zeichnungen auch ohne Bedenken in Kupfer stechen, wie man sie auf der ersten und zweyten Platte (Buff. ed. in 12. tom. X. tab. 4. und 5.) siehet.

Der Herr Gordon hat wiederum die Güte gehabt, Beschreibungen und neue sehr merkwürdige Beobachtungen, die er oft zu machen Gelegenheit gehabt hatte, hinzuzusetzen. Sein unermüdeter Eifer zu neuen Entdeckungen, und zum Fortschritt in der Naturgeschichte trieb ihn an, viel weiter in das Innerste von Afrika einzudringen, als er schon gethan hatte. Und so selten die Flußpferde in der Gegend des Caps gefunden geworden sind; so häufig fand er sie in der Gegend, wo er gewesen. Man wird daran nicht zweifeln, da er für sein Theil neun derselben tödtete, und da auf einer Jagd, in der er ein Gefehrte von dem Herrn von Plettenberg, Gouverneur auf dem Cap, war, ein und zwanzig derselben in einigen Stunden getödtet wurden, und daß nur seine Vermittelung schuld war, daß kein grösseres Metzeln unter ihnen angestellet ward. Diese Jagd ward an dem Flusse, Plettenberg genannt, ungefähr im siebenten Grad der länge östlich vom Cap, und dreyßig Grad der südlichen Breite vorgenommen. Die Anzahl dieser Thiere muß daher sehr groß in dem innersten Afrika seyn, wo sie von den Einwohnern wenig beunruhigt werden, hier ist es, wo man sie sehen muß, um sie recht kennen zu lernen, und dazu hat keiner schönere Gelegenheit gehabt, als der Herr Gordon. Er hat sie auch mit den Augen eines wahren Naturkündigers beobachtet. Indem ich einem Auszug, von dem was er mir geschrieben hat, liefere, setze ich voraus, daß die leser sich des Abschnittes in diesem Werke erinnern werden, worinn von

von diesem Thiere gehandelt ist *). Wenn die Flußpferde aus dem Wasser kommen, sind sie oben auf dem Leibe bräunlich braun, welche, so wie sie an den Seiten herunter geht, heller wird, und sich in eine schwache Fleischfarbe verliert. Das untere am Bauche ist weißlicht, aber diese verschiedenen Farben werden überhaupt dunkler, wenn die Haut trocknet. Inwendig und am Rande der Ohren findet man ziemlich weiche rußbraune Haare; von gleicher Farbe sind sie auch auf den Augenliedern, und hin und wieder einige auf dem Leibe, besonders an dem Halse und den Seiten, die aber kürzer und sehr steif sind.

Die Männchen übertreffen die Weibchen allemal an Größe, aber nicht an ein Drittel, wie Zerenghi sagt. Die Schneide- und Hundszähne ausgenommen, welche bey dem Weibchen wirklich ein Drittel kleiner als bey dem Männchen seyn können. Herr Gordon tödtete ein weibliches Flußpferd, welches eilf Fuß lang war, und ein viel größeres männliches, das eilf Fuß, acht Zoll, neun Lin. in der Länge betrug. Diese Ausmessungen sind von denjenigen verschieden, welche Zerenghi davon gegeben hat; denn wenn man nach der Ausmessung des Weibchens, die er gemacht hat, das Männchen ein Drittel größer annehmen wollte, so müßte solches sechszehn Fuß, neun Zoll lang seyn.

Sie unterscheiden sich noch mehr von den Flußpferden aus dem See von Tzana, von welchen einige, wie Brûce sagt, über zwanzig Fuß lang sind. Thiere von dieser Größe würden außerordentlich seyn, man irret sich aber leicht in der Größe eines Thiers,

 wenn

*) Hist. nat. vol. XII. pag. 22 bis 68. tom. 3. der Suppl. pag. 301 bis 320. in 4to.

wenn man es bloß in der Ferne beurtheilet, und es nicht messen kann.

Die Anzahl der Zähne bey den Flußpferden ist nach dem Alter, wie der Herr v. Büffon vermuthete, veränderlich. Sie haben alle vier Schneide- und zwey Hundszähne in jeder Kinnlade; in der Zahl der Mahlzähne sind sie aber verschieden. Dasjenige, von dem ich die Zeichnung geliefert habe, hatte überhaupt sechs und dreyßig Zähne. Herr Gordon hat eines gesehen, welches in der obern Kinnlade zwey und zwanzig, und in der untern zwanzig Zähne hatte. Er hat mir einen Kopf geschickt, der in der untern Kinnlade achtzehn, und in der obern neunzehn Zähne hat. Diese überzähligen Zähne sind gewöhnlich aber nur kleine Spitzen, die vor den wahren Mahlzähnen voraus gehen, und wenig Festigkeit haben.

Die Breite des Theils von der obern Kinnlade, welcher die Schnautze bildet, beträgt sechszehn Zoll, und ein Viertheil, und dessen Umriß von einem Winkel des Rachens bis zu dem andern beträgt drey Fuß, drey Zoll; die obere Lefze ragt einen Zoll über die untere hervor, und bedeckt alle Zähne. An der Seite der vordern Schneidezähne oben, giebt es zwey fleischigte Erhabenheiten, welche von zweyen Höhlungen in der untern Kinnlade aufgenommen werden, wenn das Maul zugeschlossen ist.

Das Flußpferd hat kleine Augen; ihr größter Durchmesser beträgt eilf Linien, und ihre Breite neun und einen halben Zoll. Der Augenstern ist dunkelblau, und von dem Weißen im Auge ist wenig zu sehen. Der Schwanz hat unterschiedene Länge bey diesen Thieren. Bey dem abgebildeten war er einen Fuß, drey Zoll, sechs Linien lang; der Umfang

fang desselben an seinem Ursprunge betrug einen Fuß, und sieben Zoll. Es hat daselbst eine etwas dreyekkigte Gestalt, und eine flache Seite ist unten, wenn er sich senkrecht bewegt, so deckt er daher den After; gegen die Mitte zu werden seine Seiten flach, und da seine Gelenke eine wagerechte Bewegung zulassen, so kann er dem Thiere im Schwimmen eine Richtung geben; bey dem ersten Anblick scheint er mit Schuppen bedeckt zu seyn, welche aber nichts anders als Runzeln der Haut sind. Die äußern Ränder dieses Schwanzes lassen wie rundliche Näthe.

Die männliche Ruthe aus ihrer Scheide gezogen, ist zwey Fuß, neun Zoll, sechs Linien lang, und ist der von einem Stiere ziemlich ähnlich; dessen Umfang nahe am Leibe beträgt neun Zoll, und einen Zoll von seinem Ende, drey Zoll, neun Linien. Wenn sie ganz eingezogen ist, so ist dessen Spitze mit fleischigten Ringen und Falten bedeckt, welche am Ende der Scheide sind. An dem Anfange dieser Scheide, nach dem After zu, sitzen die Zitzen. Bey den mehrsten Flußpferden, die Herr **Gordon** untersucht hat, hat er gefunden, daß die Scheide selbst ganz nach dem Leibe hereingezogen war, eben so wie die Ruthe, und daß der Bauch völlig ganz war, Wenn sie bey andern zum Vorschein kam, so war solches von der Bewegung entstanden, wenn man sie aufs Land gezogen hatte. Die Hoden sind in keinem Sack eingeschlossen, sondern liegen inwendig im Leibe und sind auswärts gar nicht zu sehen. Man kann sie durch die Haut fühlen. Alle diese Theile liegen also inwendig verborgen, ausgenommen zur Zeit der Brunst. Bey dem Weibchen ist unter dem Eingange der Mutterscheide eine Tasche, welche ohngefähr zwey Zoll tief ist, woselbst man aber gar keine

Oeffnung inwendig sehen kann. Sie gleicht ziemlich derjenigen, die bey der Hyäne ist, ausgenommen, daß sie unter der Scham ist, anstatt daß sie bey der Hyäne zwischen dem After und dem Schwanze liegt.

Das weibliche Flußpferd hat keine hängende Brüste, sondern bloß zwey kleine Saugwarzen; wenn man sie drückt, springt aus denselben eine süße und eben so gute Milch als wie von den Kühen heraus.

Die Knochen von diesen Thieren sind außerordentlich hart. In einem Lendenknochen, der quer durchgeschnitten war, fand man eine fünf Zoll lange Röhre, die zehn Linien im Durchschnitte hatte, und ziemlich der Höhle ähnlich war, darinn das Mark lieget. Es war aber gleich nach dem Tode nichts darin, sondern man sahe da einen sehr harten Körper, wo man Blut zu sehen glauben sollte.

Die Breite des Vorderfußes ist gleich mit seiner Länge; jede von beyden beträgt zehn Zoll. Die Fußsohle des Hinterfußes ist etwas kleiner, und beträgt nach beyden Durchmessern neun Zoll, neun Linien. Diese Füße sind zum Schwimmen geschickt, denn die Zehen sind beweglich, können sich einander nähern, und nach unten biegen; die Nägel sind ein wenig ausgehölet, wie die Klauen anderer Thiere. Das Untere des Fußes ist eine sehr harte Sohle, die von den Zehen durch eine tiefe Spalte getrennt ist; sie ist nicht wagrecht, sondern ein wenig schräg, als wenn das Thier im Gehen den Fuß von einer Seite mehr als von der andern gedrückt hätte. Sie sind auch alle ein wenig nach außen gedrehet. Da es kurze Füße und bewegliche Gelenke hat, so kann es seine Füße an den Leib legen und drücken, welches

Weibliche Hippotamus v. Gordon.



Büff. Thiere. X. Th.

auch noch die Bewegungen, die zum Schwimmen erforderlich sind, erleichtert. Mit Hülfe einiger Menschen rollte Herr **Gordon** einen großen Hippopotamus, wie eine Tonne, aus dem Wasser auf ein ebenes Land, ohne daß die Füße einen merklichen Wiederstand machten.

Herr **Gordon** überzeugte sich durch Oeffnung verschiedner junger und alter Flußpferde, daß diese Thiere nur einen Magen haben, und nicht wiederkäuen, obgleich sie nichts als Kräuter fressen, die sie in Kugeln und schlecht zermalmet in ihrem Kothe auswerfen.

Ich habe schon zuvor gesagt, fährt der Herr **Allamand** fort, wie es mir sehr zweifelhaft scheine, daß das Flußpferd Fische esse. Jetzt kann ich sagen, daß es fast gewiß sey, daß es sie nicht fresse. In etwa dreyßig dieser Thiere, deren Magen der Herr **Gordon** in seiner Gegenwart öffnen ließ, fand man darinn nichts als Kraut, und niemals einige Ueberbleibsel von Fischen; ich habe auch schon angeführt, wie es keine Wahrscheinlichkeit habe, daß sie an das Meer giengen. Man kann am angeführtem Orte die Gründe sehen, die mich so zu denken bewogen, und der Herr v. **Büffon** scheint in gleicher Meynung zu stehen. Die neuen Beobachtungen des Herrn **Gordons** haben mir meinen Irrthum benommen; er tödtete ein Flußpferd am Ausflusse des Gambusflusses, wo das Wasser salzigt war. Er sahe sie in der St. Helenen Bay, und andere sahe er zwey Meilen von allen Flüssen aus dem Meere kommen. Sie entfernten sich in der That nicht weit vom Lande, wozu sie die Nothwendigkeit daselbst ihr Futter zu suchen, zwingt; und sie gehen längst den Küsten von einem Flusse zu dem andern. Dieses beweiset indessen

doch,

doch, daß sie in salzigtem Wasser leben können, und rechtfertigt einigermaßen diejenigen, die ihnen den Namen, Meerpferd, gegeben haben, wie auch Kolben der es voraussetzt, daß sie eben so gut in dem Meere als in den Flüssen leben. Diejenigen, die im Inneren des Landes leben, kommen wahrscheinlich niemals dahin; und wenn diejenigen, die nahe am Meere sind, hineingehen, so geschieht es nicht um weit fort zu ziehen, aus angeführten Gründen, die sie auch bewegen, die Flüsse vorzuziehen.

Wenn sie sich am Grunde des Wassers begegnen, suchen sie sich einander auszuweichen. Auf dem Lande geschieht es wohl, daß sie erschrecklich mit einander kämpfen. Man sieht auch sehr wenige, die nicht einige Zähne zerbrochen oder einige Narben am Leibe hätten. (wie die 1 und 2te Kupferplatte oder 4 und 5te in der Ausg. in 12. zeigen). Wenn sie mit einander kämpfen, setzen sie sich auf den Hinterfüßen, und in dieser Stellung beißen sie sich.

An den Orten, wo sie wenig beunruhigt werden, sind sie nicht sehr furchtsam; wenn man nach ihnen schießet, so kommen sie heran, um zu sehen, was das sey; wenn sie aber einmal die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernet haben, so fliehen sie vor dem Menschen in einen schweren Trapp, wie die Schweine, bisweilen laufen sie wohl in Springen, aber doch allemal nur schwer; ein Mensch muß aber doch sehr schnell laufen, um es folgen zu können. Der Herr Gordon verfolgte eines einige Zeit, aber es würde ihm zuvor gekommen seyn, wenn sie länger gelaufen, obgleich er sehr schnell lief.

Der Graf v. Büffon bezweifelt es mit Grunde, daß das weibliche Flußpferd, wie einige Reisebeschreiber sagen, mit drey bis vier Jungen trächtig gehe.

gehe. Die Aehnlichkeit mit andern großen Thieren machte dieses schon sehr verdächtig, und die Beobachtungen zeigen, daß es falsch sey. Herr Gordon hat verschiedne trächtige weibliche Flußpferde öffnen gesehen, und niemals mehr als ein einziges Junges gefunden. Er hat eines aus der Mutter genommen, und die Güte gehabt, mir solches zu schikken; dieses ungebohrne Junges war beynahe ganz ausgebildet, und drey Fuß, zwey Zoll lang. Der Nabelstrang war mit kleinen rothen Knöpfchen streifweis besetzt. Die Nägel waren stumpf und elastisch; man konnte schon die Zähne spüren, und die Augen hatten beynahe ihre Gestalt und völlige Größe. So bald ein Flußpferd gebohren ist, so führt es sein Naturtrieb zum Wasser zu laufen, und bisweilen setzt es sich da auf den Rücken seiner Mutter.

Das Fleisch des Flußpferdes ist, wie gesagt, von gutem Geschmack und sehr gesund. Die gebratenen Füße und der Schwanz sind vorzügliche Leckerbissen. Wenn man das Speck kocht, schwimmt ein Fett oben, das die Landleute sehr hoch schätzen. Es ist ein Heilmittel, welches man am Cap sehr hoch hält, aber doch zu viel aus dessen Eigenschaften macht.

Um recht die Größe und das Verhältniß zwischen dem Männchen und Weibchen betrachten zu können, führe ich hier die Ausmessungen derselben an, wie Herr Gordon sie von zwey der größten, die er zu sehen Gelegenheit hatte, genommen hat; sie sind von denen, die man nach der ausgestopften Haut machen kann, sehr verschieden; man wird sich aber wundern, daß sie so sehr mit denen übereinkommen, die Zerenghi davon geliefert hat. Ich habe sie auch nach einer Haut eines großen männlichen

Flußpferdes richtig befunden, welches der Prinz von Oranien mir gegeben hat, um es in das Naturalienkabinet, das ich auf der Universität zu Leiden errichtet habe, aufzustellen. Diese Haut, die frisch vom Cap abgeschickt war, ist ganz und wohl behalten angekommen. Ich bin so glücklich gewesen, sie nach der Zeichnung, die ich vom Herrn Gordon bekommen, aufzustellen, so daß sie, soviel möglich, die Gestalt des lebendigen Thiers vorstellet.

Ausmessungen eines männl. Hippopotamus.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Leibes vom Ende der obersten Lefze bis zum Anfange des Schwanzes	11	4	9
Höhe des Vordergeschlepps in gerader Lin.	5	—	—
Nach der Ründung — —	5	11	—
Höhe des Hintergeschlepps in gerader Lin.	4	8	—
Höhe nach der Krümme — —	5	7	—
Länge des Kopfs — — —	2	8	—
Breite der Brust, von der Mitte der Füße	1	11	—
Breite von hinten mitten über die Dickbeine	2	1	6
Abstand des niedrigsten Theils des Bauchs von der Erde — —	2	—	9
Umfang des Leibes hinter den Schultern	10	5	6
Umfang vor den Hinterbeinen —	9	8	—
Umfang des Halses in der Mitte —	6	8	6
Umf. des Vorderbeines an der Brust —	3	4	4
Umfang des Vorderbeines an den Zehen	2	—	6
Umfang bey der Ferse — —	1	10	6
Umfang der Hinterfüße nahe am Leibe	4	1	9
Umfang unter dem Knie —	3	3	—
Länge des Schwanzes — —	1	3	6
Dessen Umfang nahe am After —	1	7	—
Länge der Ruthenscheide, wie sie hängt, wenn die Ruthe eingezogen ist — —		4	—

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge der Ruthe, wenn sie außer der Scheide ist, von der Spitze bis zum Leibe —	2	1	6
Länge des Hundszahns in d. obern Kinnlade --		2	6
Umfang dieses Zahns nahe an der Wurzel —		5	—
Länge der Schneidezähne in eben der Kinnlade — — — —		2	—
Umfang dieser Zähne an ihrem Ursprunge —		3	6
Länge der Hundszähne in der untern Kinnlade nach ihrer Krümmung gemessen —		8	9
Länge der Schneidezähne — —		7	6
Umf. der Hundszähne an ihrem Ursprunge —		7	3

Ausmessungen eines weibl. Hippopotamus, welches 1778 am 22 Jenner von dem Herrn Capitain Gordon, im salzigen Wasser, bey dem Ausflusse des Gambusflusses getödtet ist. Man brauchte 200 Stunden, um mit einem Fuhrwerke, das Ochsen zogen, vom Cap nach dem Ausflusse dieses Flusses in das östliche Meer vom Cap zu fahren.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Leibes vom Ende der obern Lefze bis zum Anfange des Schwanzes	11	—	—
Höhe des Vordergeschlepps in gerader Lin.	3	10	9
Höhe nach der Krümmung —	4	11	6
Höhe des Hintergeschlepps in gerader Lin.	3	8	9
Höhe in krummer Linie —	5	1	6
Länge des Kopfs — —	2	4	—
Von dem niedrigsten Theil des Bauchs bis zur Erde — —	1	1	—
Umfang des Leibes hinter den Schultern	9	2	—
Umfang vor den Hinterfüßen —	9	6	—
Umfang mitten über den Leib —	11	5	—

LXXXII.

Das Elen = b) 1) *) 2)

Büff. VI. II. Taf. VII. und Taf. VIII. fig. 2. (steht schon in Berl. Mannigf. 1771 p. 421.)

und

Das Rennthier. b) 3)

männlich. Gr. Mellin Berl. Gesell. Schrift. B. I. Tab. I. weiblich. Buffon Suppl. en 12. Tom. VIII. pl. XIX.

Obgleich das Elenthier und das Rennthier zwey Thiere von unterschiedenen Gattungen sind; so habe ich doch dafür gehalten, daß ich sie zusammen

a) L'Elan; in der celtischen Sprache Elch; im Lateinischen und neuen Griechischen, *Alce*, 'Αλκη, im deutschen Elendthier, Elen; im Polnischen, Loß, Los; im Schwedischen, Aelg; im Engländischen, *Elk*, im Rußischen, *Lozzi*, *Los*; in Norwegen, *Elg*, *Elsdyr*, *Aelg*; in Asien, *Han - ta - han*; in Canada, *Orignal*. V.

1) Ital. und spanisch, *Alce*; holl. *Eland*; in Amerik. engl. *Moose - deer*, *black Mose - deer*, *Waskesse*; dänisch, *Elsdiur*; in Sibir. *Sochat*; Tungus. *Took*; burätisch *Bogu*; tatar. und tschuwasch. *Bulan*; Tschermis. *Schorda*; Wotiak. *Pusché*; Morduan, *Sjärda*; Syrjän. *Lötf*, *Jóra*; Lettisch, *Breedis*; Ehstnisch, *Pödder*; Ungarisch, *Javor*. O.

*) Alce *Gesner*, *Hist. quadr. pag.* 1. *fig. p.* 3.
Elan. *Memoires pour servir à l'histoire des animaux*, *P. I. p.* 179. *fig. pl. XXV.* (weibl.)
Cervus palmatus. Alce vera et legitima. Magnum animal vulgo. *Klein de quadr. pag.* 24.

Cer

Das Elenn Thier.



Büff. Thiere X. Th.

Das Männl. Rennthier.



Buff. Thiere. X.Th. v. Mellin.

Das Weibl: Rennthier.



Buff. Thiere. X. Th.

men abhandeln müßte, weil es fast nicht möglich ist, die Geschichte des einen vorzutragen, ohne ein Vieles

M 2 aus

Cervus cornibus ab imo ad summum palmatis. — Alces, l'Elan. *Brisson regn. anim. p.* 9. *n.* 9.
Alces. Cervus cornibus acaulibus, palmatis, caruncula gutturali. *Linné Syst. nat. Edit. X. p.* 66. *n.* 2.

V.

2) Alces *Caes. bell. gall. VI. cap.* 27.
Alce *Plin. hist. nat. VIII. c.* 15. (*c.* 16. *Hard.*)
Achlis *Plin. hist. nat. VIII. c.* 15. (*c.* 16. *Hard.*)
Alce *Schwenckf. theriotr. p.* 53.
A certain Beast, that the Natiues call a *Moff. Purch. Pilgr. IV. p.* 1829.
Moffe *Laet Amer. p.* 68.
Alce *Aldrov. bisulc. p.* 866. männl. *p.* 869. weibl. *p.* 870. (schlecht.)
Alces *Jonst. quadr. p.* 92. *tab.* 30.
Alce Elendgeschlecht *Jonst. quadr. tab.* 30. *fig. fem. pessima.*
Alce Mas *Jonst quadr. tab.* 31. *fig. med.*
Alce Elend *Jonst. quadr. tab.* 31. *fig. maris pessim.*
Alce *Mus. Wormian. p.* 336.
Elend *Gesner Thierb. p.* 84 *fig.* männl. *p.* 84. 86. 88. *fig. fem. p.* 85. 87.
Alces *Scheff. Lapp. p.* 336.
Alces *Charlet exerc. p.* 12.
The Mose-Deer in America *Dudley: Philos. transact. num.* 368. *p.* 165.
The Mose - Deer of New - England *Dale Philos. transact. n.* 444. *p.* 384. *c. fig. corn.*
Alce *Rai. syn. quadr. p.* 86. *n.* 3.
Alce *Heins. monogr.*
The Elle *Lawson. Carol. p.* 123.
L'Orignal ou l'Elan *Dierev. Acad. p.* 122.
Alce seu Alces *Rzacz. Polon. p.* 212. *auct. p.* 304.
Alce maxima americana nigra, the Moose or Elk, *Catesb. Carol. app. p. XXVII.*
The Elk *Brick. North. Carol. p.* 108. (Abbild. schl.)
Cervus cornibus acaulibus palmatis *Linn. Syst. nat.* 2. *p.* 50.

Ori-

aus der Geschichte des andern zu entlehnen, indem die meisten alten Schriftsteller, und sogar die neuern größ-

Orignal *Charlev. nouv. Fr. III. p. 126.*
Ceruus cornibus acaulibus palmatis *Linn. fn. suec. I. p. 13. n. 37.*
Olear. Muf. tab. IX. f. 2.
Ceruus cornibus acaulibus palmatis *Linn. Syst. nat. 6. p. 13. n. 2.*
Ceruus cornibus acaulibus palmatis. The Ceruus with the horns palmated, and without a stem: the Elk. *Hill. anim. p. 577. tab. 28.* (Abbild. mittelm. v. männl.)
Elendsthier *Kalm. Amer. III. p. 582.*
Das Elendthier, Elendkuh *Hall. vierf. p. 338. tab. 8.*
Elende, Elendthiere *Mull. Samml. III. p. 552.*
Alce *Dictionn. anim. I. p. 88.*
Elan *Dictionn. anim. II. p. 82.*
Mose *Dictionn. anim. III. p. 126.*
Eland: Hert met Hoornen, die van den Wortel af breed en plat zyn, en aan de Keel een Kwab hebbende *Houtt. nat. hist. III. p. 40.*
Ceruus (Alces) cornibus acaulibus palmatis, caruncula gutturali. *Linn. fn. suec. 2. p. 13. n. 39.*
Elk *Bell. trav. I. p. 5. 221.*
L'Elan *Buff. hist. nat. XII. p. 79. tab. 7.* männl. *tab. 8. 9.* Hörner.
Elan ou Ellend *Bom. Dictionn. II. p. 84.*
Mose ou Moos *Bom. Dict. III. p. 126.*
Ceruus (Alces) cornibus acaulibus palmatis, caruncula gutturali. *Linn. Syst. nat. 12. I. p. 92. n. 2.*
The Elk *Penn. Syn. quadr. p. 40. n. 35. tab. 7. fig. 1. feminae americanae, fig. 2. cornuum.*
Alce *Aleff quadr. III. tab. 130. fig.* aus *Buff.*
Das Elendthier *Müll. Naturf. I. p. 381.*
Ceruus (Alces) cornibus acaulibus palmatis, caruncula gutturali *Mull. Dan. prodr. p. 5. n. 34.*
Ceruus (Alces) cornibus acaulibus palmatis *Erxleben Mammal. p. 298. n. 2.*
Elennthier Pallas Reisen *I. p. 198. II. p. 258. III. 12. 89.*

Elend-

größtentheils dieselben mit einander verwechselt oder durch zweydeutige Benennungen, die man beyden

 bey-

Elendthier Allgem. Hist. d. Nat. *VI.* 2. *p.* 49. *tab.* 7. (die Hörner tab. 8. 9.)
L'Elan *Buffon anim. quadr. en* 12. *tom. V. p.* 226. *pl.* 17. *fig.* 1. *tom. VII. p.* 215.
Das Elen. Stralf. Magaz. *V. p.* 382. *fig.*
Elendth. Gesammlete Nachr. von d. preußischen Elendth. Berl. Mannigf. *II. p.* 413. (m. e. Abb. aus Buff.)
Allgem. Reis. *V. p.* 86.
Merklins Thiergesch. *p.* 37.
Pontoppid. Norweg. *II. p.* 20. m. K.
Beckmanns Beschr. der Mark Brandenburg *I. p.* 786.
Allgem. Magaz. *XII.* Th. 290.
Das Elen. Leske Naturg. *I. p.* 178. *n.* 2.
Cervus Alces Elenthier. Elch. Blumenbach Naturg. 2. Ausg. *p.* 121. *n.* 31. 1.
Elend. Fischer Naturg. v. Livland. *p.* 63. *n.* 30.
Elend, Elendhirsch, Elendthier, Ellend. *Onom. Venator. I. p.* 576.
Alce *Bom. Dict. d'hist. nat. ed.* 3. *Tom. I. p.* 146.
Elan. *Bom.* Ebend. *Tom. III. p.* 292.
Mose ou Moos *Bomar.* Ebend. *Tom. V. p.* 473.
Elend. Neuer Schauplatz d. Nat. *II. p.* 568.
Alce. *Onomatol. hist. nat. I. p.* 274.
Das Elendthier. Oekonom. Zool. *p.* 40.
Elent. Kleins Gesch. d. vierf. Th. v. Behn. *p.* 80.
Cervus Alces. *Graumann Introd. p.* 51. *XXX.* 2.
Cervus Alces. Das Elendthier. Ung. Javor. sklav. Los. *Severini Tentam. zool. hung. p.* 43. 1.
Elenn. Zimmerm. geogr. Gesch. d. M. u. vierf. Th. I. *p.* 263.
Das Elend. Ebend. II. *p.* 127. *n.* 40. III. *p.* 157. *n.* 10. *p.* 161. *n.* 21. *p.* 173. *n.* 11. *p.* 264.

b) Das Rennthier war den Griechen nicht bekannt; es hatte im Altfranzösischen den Namen *Rangier* oder *Ranglier.* Es heißt im Lateinischen *Tarandus;* in Norwegen *Rehen,* in Lappland *Boetsoi,* nach der Meynung des Friedrich Hoffberg, *Collections de diferens*

beylegen könnte, bezeichnet haben. Die Griechen kannten weder das Elenthier noch das Rennthier. Ari-

ferens morceaux &c. par M. de Keralio Paris 1763. T. I p. 240. im Deutschen, Rennthier, im Schwedischen, Rhen, im Engländischen, Raindeer, in Canada, Caribu, im neueren Latein, Rangifer. — In partibus magnae Lapponiae bestia est de genere cervorum, -- Rangifer duplici ratione dicta; una quod in capite ferat alta cornua velut quos quercinarum arborum ramos: alia quod instrumenta cornibus pectorique, quibus hiemalia plaustra trahit imposita. Rancha & Locha patrio sermone vocantur. Olai Magni Hist. de gent. septent. Antverpiae 1558. pag. 135.

Rangier ou Ranglier. Gaston Phoebus. Venerie de Dufouilloux, feuillet 97.

Tarandus. Gesner. Icon. quadrup. pag. 57. fig. p. 38.

Tarandus. Aldrovand. de quad. bisul. p. 859. fig. p. 861.

Cervus palmatus. Aldrov. de quadr. bisul. fig. p. 857.

Cervus mirabilis. Jonston. de quad. fig. tab. 36. (schlechte Abbild.)

Cervus Rangifer. Ray. Syn. quad. fig. tab. 36.

Renne. Histoire de la Lapponie, par Scheffer fig. p. 302.

Daim de Groenland. Edwards Birds, Tom. I. Tab. 51.

Cervus Rangifer. Klein de quad. pag. 23. fig. tab. I. (Klein vierf. v. B. p. 76.

Cervus cornuum summitatibus omnibus palmatis. — Rangifer. Lerenne. Brisson. regn. anim. pag. 92. ed. in 8. p. 63. n. 8.

Tarandus. Cervus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. Linn. Syst. nat. edit. X. pag. 67. n. 4.

y.

3) Tarandus. Plin. hist. nat. VIII. c. 34. (c. 52. Hard)?

Ταρανδος. Aelian. animal. II. c. 16?

Rangifer. Gesn. quadr. p. 950. (Abbild. schlecht.)

Rangifer. Aldrov. bisulc. p. 863. (die schlechteste Abb.)

Tarandus. Jonst. quadr. p. 90.

Rangifer, Reinthier. Jonst. quadr. tab. 37. fig. (sehr schlechte Abbild.)

Tarandus, Tarandthier, Reinthiers geschlecht. Jonst. quadr. tab. 37. (sehr schlechte Abbild.)

Rangifer. Mus. worm. p. 37.

Rein-

Aristoteles c) thut ihrer an keinem Orte Erwähnung, und bey den Lateinern ist Julius Cäsar der

M 4 erste,

Reinthier. *Gesn. Thierh. p.* 206. *fig. p.* 206. 207. 208.
Tarandthier. *Gesn. Thierh. p.* 209. c. fig.
Eine seltsame Art Hirsch. *Gesn. Thierh. p.* 210. c.
Tarandus. *Scheff. Lappon. p.* 321. *fig. p.* 327. *med.*
Rangiferi siluestres. *Scheff. Lappon. p.* 338.
Hirsch den man Rehe nennt. *Mart. Spizberg. p.* 74. *tab. O. fig. a.* (Abb. schlecht.)
Tarandus. *Charlet. exerc. p.* 12.
Rangifer. *Charlet. exerc. p.* 12.
Caprea Groenlandica. *Raj. Syn. quadr. p.* 90.
Rangifer Hulden, multifariae vtilitatis Rangifer. Jenae 1696. 4to.
Rendieren. *Bruin Reiz.* I. *p.* 9.
Renschicron. *Rzacz. auct. p.* 318.
Les Renes. *Egede Groenl. p.* 43.
The Greenland Deer. *Catesb. Carol. app. p.* XXVIII.
Cervus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. hist. nat.* 2. *p.* 50.
Le Renne. *Maupert. oeuvr.* III. *p.* 197.
The Greenland Buck. *Edw. birds* I. *tab.* 51.
Le Caribou. *Charlev. nouv. Tr.* III. *p.* 129.
Cariboux. *Dobbs Hudf. p.* 20. 22.
Cerus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. fn. suec.* I. *p.* 14. *n.* 39.
Renthiere. *Höchstr. Lappl. p.* 107.
Ceruus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. hist. nat.* 6. *p.* 13. *n.* 4.
Ceruus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. The Stag with the horns ramose and cylindric, and their ends palmated: the Reideer. *Hill. anim. p.* 578.
Ceruus (Rangifer) cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. Mus. Ad. Frid.* I. *p.* 11.
Ceruus tarandus. *Linn. amoen. acad.* IV. *p.* 144. *tab.* 1.
Le Cerf de Groenland: Ceruus (groenlandicus cornibus teretibus, ab imo ad summum cute pilosa tectis, naso piloso. *Briss. regn. an. p.* 88. *n.* 4. *edit. in* 8. *tom.* I. *p.* 60.
Le Karibou: Ceruus cornibus rectis, ad basin ramo

unico

erste, der den Namen Alce gebraucht hat. Pausanias d), der ungefähr hundert Jahre nach dem Julius

unico antrorsum verso. *Briss. regn. an. p.* 91. *n.* 6. *edit in* 8. *p.* 62. *n.* 6.
Ceruus cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Kram. Austr. p.* 319.
Das Rennthier. *Hall. vierf. p.* 343.
Rennthiere. *Müller Samml.* III. *p.* 553.
Caribou. *Diction. anim.* I. *p.* 434.
Rhenne. *Diction. anim.* III. *p.* 687.
Groenlandsch Hert. *Houtt. nat. hist.* III. *p.* 86. *tab.* 22. *fig.* 1. (schlecht.)
Rendier; Hert met ronde takkige Hoornen, aan de top-enden plat. *Houtt. nat. hist.* III. 96. *tab.* 23. (Abbild. aus.)
Ceruus (Tarandus) cornibus ramosis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. fn. suec.* 2. *p.* 14. *n.* 41.
Le Renne. *Buff. hist. nat.* XII. *p.* 79. *tab.* 10. 11. *fig. cornuum tab.* 12. *sceleti.* Allgem. Hist. d. Nat. VI. 1.
Caribou. *Bom. Diction.* I. *p.* 427. *ed.* 3. II. *p.* 210.
Rhenne ou Renne, Rhantier, ou Ranglier, ou Ramfier. *Bom. Diction.* IV. *p.* 1. *ed.* 3. *tom.* VII. *p.* 542.
Rennthier. *Cranz Groenl.* I. *p.* 95.
Ceruus (Tarandus) cornibus ramosis recuruatis teretibus, summitatibus palmatis. *Linn. Syst. nat.* 12. I. *p.* 93. *n.* 4.
The Rein. *Penn. syn. quadr. p.* 46. *n.* 36. *tab.* 8. *fig.* 1.
Tarando. *Alesf. quadr.* IV. *tab.* 200.
Der Groenländische Hirsch. *Müll. Natursf.* I. *p.* 394. *tab.* 23. (Abb. aus Houtt.)
Rennthier. *Stell. Kamtsch. p.* 113.
Ceruus (Tarandus) cornibus ramosis recuruatis teretibus, summitatibus palmatis. *Müll. Dan. prodr. p.* 5. *n.* 36.
Renne. franz.
Renne. deutsch.
Renn, Rens-Dyr, Hrein-Dyr, Graa-Dyr, Hals-buk. in Norwegen.
Rhen. schwedisch.
Godde. im dänisch. Lappl.

Julius Cäsar geschrieben hat, ist auch der erste griechische Schriftsteller, bey dem man eben diesen Namen Ἄλκη

M 5 findet,

Boetsoi. im schwed. Lappl.
Олень (Olen) (männl.) Оленица (Olenitza) (weibl.) rußisch.
Sagau. tungusisch, und burätisch.
Pschi. tatarisch.
Putsche. Tscheremischisch.
Bulàn. tschuwaschisch.
Pusehè. wotiakisch.
Olen. morduanisch.
Kur,
Kör. sirjänisch.
Tukto. grönländisch. Ein männliches Pangnck; ein weibliches Kollanak. jung Norak.
In Lappland heißen die Rennthiere im ersten Jahre Messi; im 2ten das männl. Orrya, das weibliche Whenial; im 3ten das männl. Wubbers; das trächtige Wattia; das unbefruchtete Whunialrothe; im 4ten Koddutis; im 5ten Kossitur; im 6ten Machanis; im 7ten Nammatappatachis; diese sterben gewöhnlich nach der Brunstzeit; die verschnittenen werden älter. *Linn. Cervus Rheno Diss. p.* 23.
Cervus (Tarandus) cornibus ramosis recurvatis teretibus, summitatibus palmatis. *Erxleb. Mammal. p.* 305. *n.* 4.
Rennthier. Georgi Reisen durch Rußl. I. B. p. 163. II. Tab. IV. (weiß. gezähmt.)
Rennthier. Pallas Reisen, III. *p.* 25. 89. 470. 597.
Rennthier. Leske Naturg. I. *p.* 179. *n.* 3.
Tarandus. Rennthier. Blumenbach. Naturgesch. 2 Ausg. *p.* 123. *n.* 3.
Rennthier. Neuer Schauplatz der Natur. 7 Th.
Rangifer. *Onomatol. Histor. nat. Tom.* VI. *p.* 795.
Rennthier. Oekonom. Zoologie. *p.* 42. *n.* 51.
Cervus Tarandus. *Fabricii Fauna groenland. p.* 26. *n.* 16. *Curtis Labrador.*
Renthier. *Adelung.* 113. 708. *Rehe* Adel. 370.
Cervus Trrandus. *Severini zool. hungar. p.* 45. *n.* 3. *Grauman. p.* 52. 4.

Renn-

findet, und Plinius e), welcher beynahe ein Zeitgenosse vom Pausanias war, hat das Elenthier und

Rennthier. Zimmermann geogr. Gesch. I. *p.* 259. II. *p.* 128. III. *p.* 157. *n.* 11. *p.* 162. *n.* 22. *p.* 263. O.

c) Anmerk. Das Flußpferd des Aristoteles ist nicht das Elendthier, wie unsere gelehrtesten Naturforscher gegloubet haben. In dem Abschnitt von dem Axis haben wir untersucht, was der Hippelaphus und Tragelaphus für Thiere sind. B.

d) Argumento sunt Aethiopici tauri et alces ferae Celticae, ex quibus mares cornua in superciliis habent, femina caret. *Pausan. in Eliacis.* — Alce nominata fera specie inter cervum et camelum est, nascitur apud Celtas; explorari investigarique ab hominibus animalium sola non potest, sed obiter aliquando dum alias venantur feras, haec etiam incidit. Sagacissimam esse aiunt et hominis odore per longinquum intervallum percepto, in foveas et profundissimos specus sese abdere. Venatores montem vel campum ad mille stadia circumdant, et contracto subinde ambitu, nisi intra illum fera delitescat, non alia ratione eam capere possunt. *Idem in Boeoticis.* V.

e) Septentrio fert et equorum greges ferorum, sicut asinorum Asia et Africa; praeterea alcem, ni proceritas aurium et cervicis distinguat, jumento similem; item notam in Scandinavia insula, nec unquam visam in hoc orbe, multis tamen narratam, Machlin, haud dissimilem illi, sed nullo suffraginum flexu; ideoque non cubantem, sed acclivem arbori in somno, eaque incisa ad insidias, capi; velocitatis memoratae. Labrum ei superius praegrande; ob id retrograditur in pascendo, ne in priora tendens, involvatur. *Plin. Hist. nat. Lib.* VIII. *cap. XV.* — Mutat colorem et Scytharum Tarandus — Tarando magnitudo quae bovi, caput majus cervino, nec absimile; cornua ramosa, ungulae bifidae; villus magnitudine ursorum, sed cum libuit sui coloris esse, asini similis est; tergoris tanta durities, ut thoraces ex eo faciant. — Metuens latet, ideoque raro capitur. *Plin. Hist. nat. Lib.* VIII. *cap. XXXIV.* — An-

und Rennthier ziemlich dunkel unter den Namen Alce, Machlis und Tarandus angezeiget. Man kann also nicht sagen, daß der Name Alce eigentlich griechisch oder lateinisch sey; er scheint aus der celtischen Sprache genommen zu seyn, in welcher das Elenthier Elch oder Elk hieß. Der lateinische Name des Rennthiers ist noch ungewisser als der Name des Elenthiers.

Verschiedene Naturforscher haben vermeynet, daß es der Machlis des Plinius wäre, weil dieser Schriftsteller da, wo er von den Thieren Nordens redet,

Anmerkung. Ich habe mich dazu verbunden gehalten, diese beyden Stellen des Plinius zusammen anzuführen, in welchen er unter den Namen Alce, Machlis und Tarandus drey verschiedene Thiere anzuzeigen scheinet; allein man wird aus den Gründen, die ich angeben will, sehen, daß die Namen Machlis und Alce beyde einem und eben demselben Thiere, nämlich dem Elendthiere beygeleget werden müssen, und daß, wenn gleich die mehresten Naturforscher vermeynet haben, daß der Tarandus des Plinius das Elendthier wäre, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß er durch jenen Namen das Rennthier habe bezeichnen wollen. Indessen gestehe ich, daß diese Anzeigen des Plinius so wenig genau, und sogar in gewissen Absichten so falsch sind, daß es schwer genug hält, deutlich und bestimmt diese Frage zu entscheiden. Die Ausleger des Plinius waren ungeachtet aller ihrer Gelehrsamkeit in der Naturgeschichte sehr wenig bewandert, und aus dieser Ursache trifft man in diesem Schriftsteller so viele dunkele und schlecht ausgelegte Stellen an. Gleiche Bewandniß hat es mit den Uebersetzern und Auslegern des Aristoteles. Wir wollen, so wie sich die Gelegenheit dazu finden wird, den wahren Sinn von verschiedenen veränderten Wörtern, und verdorbenen Stellen dieser beyden Schriftsteller wieder herzustellen suchen. V.

redet, zugleich das Alce und den Machlis anführet, und von dem letzteren sagt, daß es dem Lande Scandinavien eigen sey, und daß man solches nie weder zu Rom, noch selbst in dem ganzen großen Römischen Reich gesehen habe. Man findet indessen doch in Cäsars Commentarien eine Stelle f), die man nicht

f) Est bos in Hercynia silva, cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque directum his, quae nobis nota sunt cornibus; ab ejus summo sicut palmae ramique late diffunduntur. Eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum. *Jul. Caesar. de bello Gallico. Lib.* VI. Anmerkung. Diese Stelle ist ziemlich bestimmt. Das Rennthier hat wirklich vorwärts gerichtete Zinken, die ein Mittelgeweihe vorzustellen scheinen, sein Geweihe ist in viele Aeste abgetheilet, die sich oben mit großen Kronen endigen, und das Weibchen trägt wie das Männchen ein Geweihe, da doch im Gegentheil die Weibchen unter den Elendthieren, Hirschen, Damhirschen und Rehen gar kein Geweihe tragen. Man kann daher fast nicht daran zweifeln, daß das Thier, welches Cäsar hier anzeigt, das Rennthier und nicht das Elendthier sey, zumal da er in einer andern Stelle seiner Commentarien das Elendthier unter dem Namen Alce anzeiget, und davon folgender Maßen redet: Sunt item in Hercynia silva, quae appellantur alces; harum est consimilis capris (capreis) figura et varietas pellium, sed magnitudine paullo antecedunt mutilae quae sunt cornibus et crura sine nodis articulisque habent, neque quietis causa procumbunt. — His sunt arbores pro cubilibus; ad eas se applicant, atque ita paulum modo reclinatae quietem capiunt: quarum ex vestigiis cum est animadversum a venatoribus, quo se recipere consueverint, omnes eo loco aut a radicibus subruunt aut abscindunt arbores tantum, ut summa species earum stantium relinquatur; huc cum se ex consuetudine reclinaverint, infirmas arbores pendere affligunt, atque una ipsae concidunt. *De bello Gallico,*

nicht füglich auf ein anderes Thier, als auf das Rennthier, deuten kann, und welche dem Anschein nach beweiset, daß damals sich in den Wäldern Germaniens Rennthiere aufhielten, und funfzehn hundert Jahre nach dem Julius Cäsar scheinet Gaston Phoebus von dem Rennthier unter dem Namen Rangier, als von einem Thier zu reden, welches zu seiner Zeit sich in den Wäldern von Frankreich aufgehalten hätte. Er macht von demselben eine ziemlich gute Beschreibung g), und lehret die Art

lico, *Lib.* VI. Ich gestehe, daß diese zweyte Stelle nichts bestimmtes als den Namen Alce enthält, und daß man, wenn man denselben auf das Elendthier deuten will, statt des Worts capris das Wort capreis setzen, und dabey annehmen muß, daß Cäsar nur weibliche Elendthiere gesehen habe, welche in der That kein Geweihe haben. Das Uebrige ist zu verstehen. Denn das Elendthier hat sehr steife Beine, das ist, sehr feste Gelenke an denselben; und da die Alten gewiß glaubten, daß es solche Thiere wie die Elephanten gebe, die weder die Beine biegen, noch sich nieder legen könnten; so ist es nicht zu bewundern, daß sie diesen Theil ihrer Fabel vom Elephanten auch dem Elendthier zugeschrieben haben. v. B.

g) Von dem Rangier oder Ranglier und seiner Natur. Der Rangier ist ein Thier, der dem Hirsch ähnlich ist, außer daß sein Kopf größer ist, und mehrere Enden hat; er hat wohl achtzig Enden, und bisweilen auch weniger, je nachdem er alt ist; er hat oben große Schaufeln, wie der Hirsch, und außerdem vorwärts gehende Zinken, die ebenfalls Schaufeln haben. Wenn man ihn jäget, so fliehet er, nach Verhältniß der großen Last, die er auf dem Kopf hat. Wenn er aber eine geraume Zeit gelaufen, und herumgestrichen ist, so stellet er sich mit dem Hintern gegen einen Baum, damit ihm alles, was an ihn will, von vorne kommen müsse, senket den Kopf gegen die Erde, und wenn er in dieser Stel-

Art und Weise, wie man es fangen und jagen müsse. Da seine Beschreibung auf dem Elenthier nicht angewandt werden kann, und da er zugleich die Kunstgriffe an die Hand giebt, mit welchen der Hirsch, der Damhirsch, das Reh, der Steinbock, die Gems, u. d. m. gejaget werden müssen; so kann man

Stellung ist; so wird es Niemand wagen, sich ihm zu nähern, und ihn zu fangen, weil der Kopf seinen Leib decket. Wenn man auf ihn von hinten zu losgeht; so schlägt er, an statt daß die Hirsche mit den Enden an ihren Augsprossen niederwärts stoßen, mit den Läuften aufwärts, aber nicht so heftig als der Hirsch. Diese Thiere setzen durch ihren seltsamen Kopf die Jagd- und Windhunde in große Furcht. Der Rangier ist nicht höher als ein Damhirsch, aber dicker und stärker vom Leibe. Wenn er seinen Kopf hinten überlegt; so ist er größer als sein Leib, vom Kopfe an. Er äset wie ein Hirsch oder Damhirsch, und seine Losung ist entweder kugeligt oder blättrig; er lebt sehr lange; man fängt ihn mit Bogen, mit Garnen, in Teichen, Gräben, und allerhand Jagdlist. Er ist fetter als der Hirsch zu seiner Zeit; er tritt nach den Hirschen in die Brunst, gleich den Damhirschen, und gehet so lange wie die Hirschkuh trächtig, darum jägt man es.

Die Art und Weise den Rangier oder Ranglier zu fangen. Wenn ein Jäger auf diese Jagd ausgeht, so muß er einige von seinen Hunden loslassen, und den Rangier aufspüren, aber nicht durch seinen Leithund in dem dicken Holz aufsuchen lassen, wo ihm deucht, daß das Rothwild seinen Aufenthalt hat, und dann muß er das Thier mit Garnen und Zäunen einstellen, je nachdem das Gehölz groß ist, und hiernächst muß er seine Leithunde in den Wald laufen lassen. Da der Rangier wegen seines großen und hohen Geweihes ein schwerfälliges Thier ist; so sind wenige Herren und Jäger, die es Parforce oder mit Jagdhunden jageten. *La Venerie de Jacques Dufouilloux, Paris* 1614. *feuillet.* 97. v. B.

man nicht sagen, daß er in dem Abschnitt von dem Rangier habe von irgend einem dieser Thiere reden wollen, oder daß er sich in der Anwendung des Namens geirret habe. Durch diese gewisse Zeugnisse dürfte es also den Anschein gewinnen, daß es ehedem in Frankreich Rennthiere gegeben habe, wenigstens auf den hohen Bergen, als den pyrenäischen, in deren Nachbarschaft Gasto Phöbus, als Herr und Bewohner der Grafschaft Foix, lebte, und daß sie seit dieser Zeit eben so wie die Hirsche vertilget worden sind, die sonst in dieser Gegend häufig waren, und doch gegenwärtig nicht mehr in Bigorre, in Cousarras, und in den angränzenden Provinzen angetroffen werden. Es ist gewiß, daß das Rennthier sich itzt bloß in den nordlichsten Ländern findet. Man weiß aber auch, daß das Klima von Frankreich wegen der vielen Wälder und Moräste vormals weit kälter und feuchter war, als es heutiges Tages ist. Man siehet aus dem Briefe des Kaisers Julianus, was für eine strenge Kälte zu seiner Zeit zu Paris war; seine Beschreibung des Eises der Seine, gleichet derjenigen vollkommen, welche unsere Canadier von dem Eise des Flusses bey Quebeck machen. Gallien, mit Canada in gleicher Entfernung vom Aequator, war vor zwey tausend Jahren das, was Canada in unsern Tagen ist, nämlich ein Klima, das so kalt war, daß es solche Thiere unterhielt, die man heut zu Tage nur in den nordischen Provinzen findet.

Wenn ich nun die Zeugnisse vergleiche, und die angeführten Nachrichten verbinde; so kommt es es mir so vor, als wenn es vormals in den Wäldern von Gallien und Germanien Elenthiere und Rennthiere gegeben habe, und daß die Stellen beym

Cäsar

Cäsar bloß von diesen beyden Thieren verstanden werden können. So wie man immer mehr und mehr die länder urbar gemacht, und die Gewässer ausgetrocknet hat; so wird auch die Witterung des Klima gelinder geworden seyn, und dann werden eben diese Thiere, die nur die Kälte lieben, sogleich das platte land verlassen, und sich nach der Gegend des Schnees auf die hohen Berge begeben haben, wo sie noch zur Zeit des Gasto von Foix waren; und wenn sich daselbst heutiges Tages keine mehr finden, so kömmt es von der Witterung her, die durch die beynahe völlige Zerstörung der Wälder, durch das allmählige Abnehmen der Berge, durch die Verminderung der Gewässer, durch die Vermehrung der Menschen, durch ihre beständigen Arbeiten, und durch die zunehmende Vollkommenheit derselben in allen Stücken immer wärmer geworden ist. So deucht mir auch, daß Plinius fast alles, was er von diesen beyden Thieren geschrieben, vom Julius Cäsar entlehnet habe, und der erste Urheber von dieser Verwirrung der Namen sey. Er führet das Alce und den Machlis zugleich an, und hieraus sollte man schließen, daß diese beyden Namen zwey unterschiedene Thiere bezeichnen h). Wenn man aber nur

h) Anmerkung. Verschiedene Naturforscher und selbst einige der gelehrtesten, zum Beyspiel, Herr Ray, sind wirklich auf den Gedanken verfallen, daß der Machlis des Plinius, der bey diesem Schriftsteller neben dem Alce steht, kein anderes Thier als das Rennthier seyn konnte. Cervus rangifer, the raindeer, Plinio machlis. *Ray. Synopſ. quadrup.* 88. — Weil ich nicht dieser Meynung bin; so habe ich geglaubt, daß ich hier meine Gründe ausführlich angeben müßte. V.

nur bemerkt, 1) daß er bloß das Alce nennet, ohne davon eine weitere Anzeige zu thun, oder eine Beschreibung zu machen, daß er es nur einmal nennet, und nirgends weiter ein Wort davon sagt. 2) Daß er allein den Namen Machlis geschrieben, und daß sonst kein einziger lateinischer oder griechischer Schriftsteller dieses Wort gebrauchet hat, welches sogar neugemacht i) zu seyn scheinet, und wofür, nach der Angabe der Ausleger des Plinius in verschiedenen alten Handschriften das Wort Alce stehet. 3) Daß er dem Machlis alles beyleget, was Julius Cäsar von dem Alce sagt; so wird man nicht daran zweifeln können, daß die Stelle im Plinius verfälscht worden sey, und daß diese beyden Namen ein und ebendasselbe Thier bezeichnen. Ist diese Frage einmal entschieden; so kann darnach auch eine andere entschieden werden. Ist der Machlis das Elenthier; so wird der Tarandus das Rennthier seyn. Dieser Name Tarandus ist überdem ein Wort, das in keinem Schriftsteller vor dem Plinius vorkömmt, und von den Naturforschern auf gar mannigfaltige Art ausgeleget worden. Indessen haben Agricola und Eliot kein Bedenken getragen, diesen Namen dem

i) Man lieset am Rande dieser Stelle des Plinius achlin anstatt machlin. Fortassis achlin, quod non cubet, sagen die Ausleger. Mithin scheinet dieser Name neugemacht, und nach der Voraussezzung, daß dieses Thier sich nicht niederlegen könne, eingerichtet zu seyn. Versetzet man hingegen das l in alce; so kommt acle heraus, das von achlis nicht sehr verschieden ist. Folglich läßt sich auch gedenken, das dieses Wort von den Abschreibern unrecht geschrieben worden, um so mehr weil man in einigen alten Handschriften alcem anstatt machlin findet. V.

dem Rennthiere beyzulegen, und wir pflichten aus den angeführten Gründen ihrer Meynung bey. Uebrigens darf man sich weder über das Stillschweigen der Griechen von diesen beyden Thieren, noch über die Ungewißheit, mit welcher die Lateiner von denselben geredet haben, wundern, indem die nördlichen Gegenden den ersteren ganz und gar unbekannt, und den letzteren bloß aus Erzählungen bekannt waren.

Gegenwärtig trifft man das Elenthier und das Rennthier alle beyde bloß in den nördlichen Ländern an; das Elenthier diesseits, und das Rennthier jenseits des Polarzirkels in Europa und Asien *). Man findet sie in Amerika in geringern Entfernungen vom Aequator wieder, weil die Kälte daselbst größer als in Europa ist. Das Rennthier scheuet die Strenge derselben, selbst die allergrößeste, nicht; man siehet sogar welche zu Spitzberg k), in Grönland

*) Das kapsche Elen in Sparrmanns Reise, p. 496. tab. I. ist eine *Antilope Oryx*, und gar keine zu dem Elen gehörige Gattung. O.

k) Man findet überall in den Gegenden von Spitzbergen Rennthiere, aber vornemlich zu Rehenfeld, ein Ort, der seinen Namen von der großen Anzahl Rennthiere, die sich dorten finden, bekommen hat. Man sieht sie auch in Menge zu Foreland, ganz nahe bey dem Muschelhafen. — Wir waren in dieser Gegend im Frühling kaum angelanget, als wir einige von diesen Rennthieren tödteten, welche sehr mager waren. Hieraus kann man abnehmen, daß, so unfruchtbar auch das Land um Spitzbergen, und so groß auch die daselbst herrschende Kälte ist, diese Thiere doch den Winter über sich daselbst aufhalten, und sich mit demjenigen begnügen, was sie da finden können. Sammlung der Reisen nach Norden, Th. *II.* S. 113. v. B.

land l), und in Lappland m), bis ganz hinauf gegen Norden, imgleichen in den nördlichsten Land-

 schaf-

l) Anmerkung. Der Capitain Craycott brachte 1748, aus Grönland ein Männchen und ein Weibchen nach London. Man sehe die Geschichte der Vögel von Edwards, S. 51. wo man die Figur und Beschreibung dieses Thiers unter dem Namen des grönländischen Damhirschen findet. Dieser grönländische Damhirsch des Edwards so wohl als das grönländische Reh, oder caprea Groenlandica, wovon Herr Grew in der Beschreibung des Kabinets der königlichen Societät redet, sind nichts anders als das Rennthier. Wenn diese Schriftsteller die Hörner oder vielmehr das Geweihe dieser Thiere beschreiben; so scheinen sie beyde die weiche haarigte Haut, mit welcher das Geweihe bey diesen beyden Thieren bekleidet war, für ein besonderes Kennzeichen auszugeben. Allein dieses ist dem Rennthier, dem Hirsch, dem Damhirsch und allen Thieren, die ein Geweihe tragen, eigen. Die Zeit über, da dieses Geweihe wächst, ist es mit Haaren bedeckt, und da der Sommer die Zeit dieses Wuchses, und auch die einzige Zeit im Jahr ist, da man nach Grönland reisen kann; so ist es kein Wunder, daß die Geweihe von diesen Thieren, wenn sie in dieser Jahrszeit gefangen werden, mit einer haarigten Haut bedeckt sind. Dieses Kennzeichen in der Beschreibung dieser Schriftsteller hat also nichts auf sich.

Man findet auf den Küsten in der Meerenge Forbisher Hirsche, die mit unsern Eseln beynahe gleiche Farbe haben, und deren Geweihe breiter und erhabener als an unsern Hirschen ist. Ihr Fuß hat sieben bis acht Zoll im Umfange, und gleichet dem Fuß unsers Ochsen. Lades Reise, Th. II. S. 297. Anmerkung. Robert Lade scheinet dieses aus einer alten Reisebeschreibung ausgeschrieben zu haben. Dieselbe hat folgenden Titel: Schiffahrt des engländischen Capitains Martin nach den westlichen und nordwestlichen Ländern, Paris 1578, wo es S. 17. also lautet: „Ob es gleich in den Oertern um „die Rhede von Warwick Hirsche in großer Menge „giebt,

schaften von Asien n) 4). Das Elenthier 5) kömmt dem Pol nicht so nahe, es hält sich in Norwegen o), in

„giebt, deren Haut der von unsern Eseln gleichet; „so übertreffen doch ihr Kopf und ihre Hörner so- „wohl in der Größe als in der Breite gedachte „Theile unserer Hirsche gar weit; ihre Füße sind so „dick als unserer Ochsen ihre, und sind, wie ich ver- „sichern kann, weil ich sie gemessen habe, acht Zoll „breit." (Navigation du Cap Martin anglois en Region d'weſt et de Nordweſt, Paris 1578. p. 17.)

m) Man findet in dem Lande der Samojeden, und durch ganz Norden viele Rennthiere. Des Olearius Reisebeschreibung, Th. I. S. 126. Man sehe auch Scheffers Geschichte von Lappland, Paris 1678. S. 209. V.

n) Die Ostjaken in Sibirien lassen gleich den Samojeden ihre Schlitten von Rennthieren und Hunden ziehen. *Nouveau Mémoire sur la grande Russie, tome I. page* 181. Man sieht bey den Tungusen, Rennthiere, Elendthiere, Bären, u. s. w. in großer Menge. Gmelins Reise, Th. II. S. 206. — nach der von dem Herrn de l'Isle mitgetheilten Uebersetzung. V.

4) Es fängt, da wir kein höher liegendes Land kennen, mit Spitzbergen an, wo es nur den weißen Fuchs und weißen Bär neben sich hat. In Grönland ist es eben sowohl zu Hause, als in Lappland, Norwegen, bey den Ostjaken, Samojeden, auf Neuzemlia, bey den Tungusen, bey den Koräcken, und Kamtschadalen, und überhaupt längst dem Eismeere. Häuslich sind sie aber besonders bey den Lappen, Ostjaken, Samojeden, Koräcken, und nicht bey den eigentlichen Kamtschadalen, wie Herr Pennant glaubt. Ob die Inseln des rußischen Archipels Rennthiere haben, weiß ich nicht gewiß, aber Steller sagt, er habe von den Tschacktschen erfahren, daß Landwärts einwohnende Amerikaner ebenfalls Rennthierheerden zögen, als die Koräcken; dies wäre auch nicht zu verwundern, da in allen kalten Ländern der neuen Welt wilde Rennthiere unter dem Namen des Karibou vorkommen. Pennant, Allamand und Erxleben treten dem Grafen Büffon hierinn

in Schweden p), in Pohlen q), in Litthauen r), in Rußland s), und in den Provinzen Sibiriens,

 und

inn völlig bey, daß seine Beweise für das Einerleyseyn des Rennthiers und des Karibou keine gültige Einwürfe übrig lassen. Der Karibou lebt an der Hudsonsbay und in Kanada, bis gegen den 45sten Grad der Breite herunter. Denn da es selbst bey Quebeck und in den bewohnten Theilen Akadiens sich findet, so glaube ich, daß es in den weiter nach Westen liegenden unbebaueten Ländern völlig bis zu diesem Grade, und vielleicht noch tiefer angetroffen werde.

In der alten Welt geht das Rennthier nicht so tief herunter. In Europa sieht man sie nur erst jenseits dem ein und sechszigsten Grad, aber in dem nordöstlichen Asien fand Gmelin bey den Tungusen in Bratskoi im 56sten, und Herr Pallas selbst gegen den 55sten Grad an der Ufa, und zwischen dem Uda, und der Byrgaßa, theils wilde, theils zahme Rennthiere. Die zwischen der Ufa und dem Kamaflusse sollen kleiner fallen, als die nördlichen. Auch muß man freylich hier darauf Acht haben, daß diese letzten Gegenden Theile des uralischen Gebirges ausmachen, wo die Kälte größer ist. Noch weiter gegen Westen in der großen Tartarey fängt das Rennthier schon gegen den 50sten Grad an. Am Flusse Chiriki, oder wie die Russen ihn nennen, Zia, nördlich über dem Amur, leben die Orochon-Tataren;

„Diese werden von denen Manchen-Tataren, wegen des Thiers Oron, welche sie vor ihre Schlitten spannen, so genannt. Es hat viele Aehnlichkeit mit dem Hirsch."

Dieses Thier Oron kann kein anderes seyn, als das Rennthier; denn die Missionarien unterscheiden es ausdrücklich auch von dem Elen, welches sich hier auch findet. Dies stimmet auch völlig mit der neuen Nachricht des Sokolof überein. Er fand das Gebirge, längst der Mongolischen Gränze an den Flüssen Baldsja und Onon, zwischen dem 49ten und 50sten Grad voll Rennthiere. Man sieht also, daß

und der Tartarey t), bis gegen Norden in China; man findet es unter dem Namen Orignal und das Renn-

daß die Gränzlinie des Rennthiers in Europa viel höher nördlich anfängt; sie läuft alsdenn vom 61ten Grade schief nach Nordwest Asien herunter, und ist in dem westlichen Amerika am südlichsten, erhebt sich aber dann etwas wieder gegen die Hudsonsbay, von dieser Gränzlinie an, geht dann die Verbreitung des Rennthiers bis zu dem äußersten Norden fort; auf der Charte ist sie richtig gezeichnet, und man siehet, daß der Graf Büffon diesem Thiere zu enge Gränzen anweiset, wenn er glaubt, es komme das Rennthier in der alten Welt nie diesseits dem Polarzirkel. Zimmerm. a. a. O. *I.* p. 259.

Die Gränzlinie des Rennthiers, nämlich die Linie, jenseits welcher nach dem Aequator hingerechnet, sich keine Rennthiere mehr finden, fängt heutiges Tages in Europa unter dem 61sten Grade der Breite an, erreicht dann schief laufend gegen den funfzigsten Grad der Breite in Asien den Ural, und tritt bey den Kalkas-Tatarn selbst bis zu dem 45 Grad hinunter.

In dem Asien gegenüberliegenden Amerika lebt dieses Thier zuerst unter ein wenig veränderter Gestalt, schon etwas über dem vierzigsten Breitengrad an, und läuft, bey geringer Erhebung von wenigen Graden, quer durch Amerika nordlich von Neuengland dem atlantischen Meere zu. — (Zimmermann III. p. 263.)

5) Dieser, obgleich größere Verwandte des Rennthiers wiedersteht der Kälte bey weitem nicht so gut, als jenes. Die Reisenden finden ihn weder auf Grönland noch Spitzbergen, Neuzemlia, noch bey der Hudsonsbay. Der Graf Büffon sagt: das Elen überschreite den Polarzirkel nirgends. Ich mögte sagen, kaum den 64 Grad; denn die Gegenden, welche Pontoppidan für das Gehege des Elens in Norwegen hält, sind disseits diesem Grade, und Scheffer sagt ausdrücklich, daß Lappland seine wenige Elenthiere von dem südlichen Finnlande und Carelien bekomme. Der nördlichste Ort, wo des Elens ge-

Rennthier unter dem Namen Karibu in Kanada und dem ganzen nördlichen Theil von Amerika wie-

gedacht wird, ist Beresof im 64sten Grade. Herr Sujef führt es hier unter den Thieren dortiger Gegend an, allein er nennt es ausdrücklich unter denen, welche nicht weit gegen Norden von Beresof gefangen werden, auch sagt er von der Jagd dieses Thiers gar nichts, da er doch die Rennthierjagd der Samojeden weitläuftig beschreibt; woraus ich denn mit Recht vermuthe, daß das Elen dort selten sey, weil das Jagen dieses Thiers gewiß wegen seiner Größe einträglicher wäre, als des Rennthiers. Vom 64sten Grade aber findet es sich in Europa in Liefland, (Fischer), Preußen, Curland, Pohlen, Littauen, im Kasanischen und Orenburgischen bis zum 52sten Grade; ferner in Sibirien bey Krasnajarsk, Irkuzk, Kußnetz längst der Bulanka, ohnweit Ublakit gegen die chinesische Gränze, in Daurien, bis tief in der Mongoley, oder chinesischen Tatarey, bis zu den 45sten Grade. Es heißt dort Han ta han und dient zur Jagd.

In Amerika fängt das Elen mit Kanada und Cap Breton an. Man weiß nicht nur durch Büffons Untersuchungen, sondern durch Vergleichung eines lebendigen Moose-Deer der Engländer, daß das Orignal der Franzosen mit unserm Elen ein und dasselbe Thier sey. Es erwähnt kein Reisender ihrer höher als an den Hudsonsbay. Dann gehen sie von da herunter nach Neuengland, und gar bis Virginien.

Es nimmt also das Elen in beyden Welten einen ansehnlichen Streifen der nördlichen Länder ein, der wenigstens gegen funfzehn Grade ausmacht. Man bemerke aber dabey, daß dieser Streif oder Zone, eben wie bey dem Rennthiere, in Europa höher in Norden anfängt, und auch höher aufhört, als in dem sehr östlichen Asien, und hier ebenfalls höher, als in dem gegenüberliegenden Amerika. Zimmerm. a. a. O. I. p. 265. (Anmerk. 37.)

Das Elenthier, binnen einem breiten Erdstreifen, also zwischen zwey Gränzlinien eingeschlossen, lebt

der. Die Naturforscher, welche daran gezweifelt haben, ob das Orignal u), das Elenthier und der Kari-

in Europa noch gegen den 65sten Grad, in dem benachbarten Asien schon um einen Grad tiefer, und jenseits des Jenisei läuft seine nordliche Gränzlinie nur bis etwa über den 61ten Grad. In Amerika tritt sie nirgends über den 53ten Breitenkreis hinauf. Seine südliche Gränzlinie fängt bey dem drey oder 54ten Grade an, im Kasanischen geht sie schon bis gegen den 52ten und läuft dann stets schiefer, stets südlicher bis zu dem 42ten Grad gegen Korea hinab. Hingegen fängt sie in Amerika über Californien an, und geht bey geringer Erhebung nach Neuengland fort. Zimm. III. p. 264.

o) Man sehe die Beschreibung eines Elenthiers, welche der Herr de la Martiniere in Norwegen angestellt hat, in seiner Reise nach den nördlichen Ländern. Paris. 1671. S. 10. u. d. f. V.

p) Alces habitat in silvis Sueciae, rarius obvius hodie, quam olim. *Linn. Fauna suecica, pag.* 13. V.

q) Tenent alces praegrandes albae Russiae silvae, fovent Palatinatus varii, Novogrodensis, Brestianensis, Kiovienſis, Volkinensis circa Aepan, Sandomiriensis, circa Nisko, Livoniensis in Capitaneatibus quatuor ad Poloniae regnum pertinentibus, Varmia iis non destituitur. *Rzaczynski auctuarium, pag.* 303. V.

r) Der Loß der Litthauer, der Lozi der Moskowiter, der Oelg der Norweger, das Elenthier der Deutschen, und das Alce der Lateiner bedeuten nur ein und eben dasselbe Thier, welches aber von dem Rehe der Norweger, nämlich dem Rennthier sehr verschieden ist. — Lappland hält sehr wenig Elenthiere, und bekömmt sie gemeiniglich aus andern Ländern, besonders aus Litthauen. — Es giebt auch welche in dem südlichen Finnland, in Karelien und in Rußland. Scheffers Geschichte von Lappland, Seite 301. V.

s) In der Gegend der Stadt Irkutzk findet man Elenthiere, Hirsche, u. s. w. Gmelins Reise, Th. II. S. 165. — nach der von dem Herrn de l'Isle mit-

Karibu x), das Rennthier wäre, hatten die Natur mit den Zeugnissen der Reisebeschreiber nicht genug

N 5 ver-

mitgetheilten Uebersetzung. — Die Elenthiere sind in den Ländern der Manheous und Solonstartaren sehr häufig. Eben derselbe an dem angeführten Orte. V.

t) Das Thier in der Tartarey, welches die Chinesen Han-ta-han nennen, ist nach unserm Bedünken mit dem Elenthier einerley Thier. „Das Han-ta-„han, sagen die Missionarien, ist ein Thier, wel-„ches dem Elenthier gleichet; man jäget dasselbe „häufig in dem Lande der Solons, und der Kaiser „Kamhi nahm bisweilen Theil an diesem Vergnü-„gen; es giebt Han-ta-hans, die so groß sind als „unsere größesten Ochsen; es finden sich nur wel-„che in gewissen Gegenden, und vornemlich nach „den Gebirgen Sewalki zu, in den morastigen Land-„schaften, wo sie sich sehr gerne aufhalten, und wo „ihre Jagd leicht ist, weil ihre Schwerfälligkeit ih-„re Flucht aufhält." Allgemeine Reisegeschichte, Th. XVI. S. 602 V.

u) Die Elenthiere oder Orignale sind in der Provinz Canada häufig, und in dem Lande der Huronen sehr selten, indem diese Thiere sich gemeiniglich in den kältesten Ländern aufhalten, und nach denselben zurückziehen. — Die Huronen nennen diese Elenthiere Sondareinta, und die Caribus Ausquoi; von letzteren gaben die Wilden uns einen Fuß, der hohl so leicht von Horn und auf solche Art gebildet war, daß man leicht glauben kann, was von diesem Thier gesagt wird, nämlich daß es auf dem Schnee gehe, ohne tief einzutreten. Das Elenthier ist höher als das Pferd. — Es hat gemeiniglich ein gräuliches, und bisweilen rothfahles ungefähr Fingerlanges Haar; sein Kopf ist sehr lang, und trägt ein doppeltes Geweihe wie der Hirsch, das aber breit, und wie das Geweih eines Damhirsches gestaltet und drey Fuß lang ist; sein Fuß hat gespaltene Klauen, aber viel größere Hufschalen; sein Fleisch ist kurz und sehr niedlich; er weidet auf Wiesen, und lebt auch von zarten Baumspitzen. Nächst

den

verglichen; es sind gewiß einerley Thiere, welche nur gleich allen andern in dieser neuen Welt kleiner als in der alten sind [6]).

Man

den Fischen ist dieses Thier das überflüssigste Manna der Canadier. Des Segard Theodat Reise, S. 308. — Es giebt Elenthiere in Virginien. *Hist. de la Virginie.* Orleans 1707, Seite 213. — Man findet in Neuengland sehr viele Elenthiere oder Orignals. Dreys Beschreibung von Nordamerika Th. I. S. 27. — Die Insel Kap Breton ist wegen der Jagd des Orignals sehr geschätzet worden; daselbst waren ehemals diese Thiere in großer Menge, aber itzt sind keine mehr da, die Wilden haben sie insgesammt vertilget. Eben derselbe Th. I. S. 163. — Das Orignal in Neufrankreich ist eben so groß als ein Maulthier, sein Kopf ist fast eben so als an diesem gestaltet, sein Hals ist länger, sein ganzer Leib ist magerer, seine Beine sind lang, sehr trocken, sein Fuß hat gespaltene Klauen, und sein Schwanz besteht in einem kleinen Zipfel, einige haben ein weißgraues, andere ein rothes und schwarzes Haar; und wann sie alt werden, so ist das Haar hohl, so lang wie ein Finger und gut, Matratzen daraus zu machen oder Pferdesättel damit auszustopfen, indem man es nicht niederdrückt, sondern wenn es geklopft wird, wieder in die Höhe kömmt. Das Elenthier trägt auf seinem Kopf ein großes Geweihe, das platt und wie eine Hand flach ausgebreitet ist; man findet Geweihe die beynahe eine Klafter lang sind, und an die hundert Pfund wiegen. Es fällt ihnen eben so ab, wie den Hirschen. Eben derselbe, Th. II. S. 321. — Das Orignal ist eine Art von Elenthier, welches sich in etwas von denjenigen unterscheidet, die man in Moscau sieht. Es ist so groß wie ein Maulthier in Auvergne, und von ähnlicher Bildung, das Maul, den Schwanz und das große platte Geweihe ausgenommen, welches letztere an die drey und wohl gar vierhundert Pfund wieget, wenn man einigen Wilden glauben kann, die nach ihrer Versicherung dergleichen Geweihe

Man kann von der Gestalt des Elenthiers und des Rennthiers ziemlich richtigere Begriffe bekommen

weihe von diesem Gewicht gesehen haben. Dieses Thier sucht gemeiniglich die unangebaueten Gegenden; das Haar des Orignals ist lang und braun, seine Haut ist stark und hart, wiewohl nicht recht dick; sein Fleisch ist gut, aber das Weibchen hat das zarteste Fleisch. *Voy. de la Hontan*, Th. I. S. 86.
V.

x) Der Caribu ist ein Thier mit dickem Maule und langen Ohren. — Da es breite Füße hat; so läuft es ohne Mühe über den gefrornen Schnee davon. Hierinn unterscheidet es sich von dem Orignal, welches, wenn es kaum aufgejagt ist, sogleich im Schnee stecken bleibt. *Voy. de la Hontan*, Th. I. S. 90. — Die Insel St. Johann liegt in der großen Bay St. Lorenz; auf dieser Insel giebt es gar keine Orignale; es finden sich aber daselbst Caribus, die eine andere Art von Orignalen sind; sie haben keine so starke Geweihe, ihr Haar ist dichter und länger, und beynahe ganz weiß. Sie sind vortrefflich zu essen, ihr Fleisch ist weißer als des Orignals seines. *Descript. de l'Amerique septentr. par Denys, tom.* I. *p.* 202. Der Caribu ist eine Art von Hirsch, der einen sehr langen Athem und viel Geschicklichkeit zum Laufen hat. *Voy. de Dierville*, S. 125. Der Caribu ist ein Thier, das ein wenig kleiner als das Orignal ist, und in Ansehung der Gestalt mehr vom Esel als vom Maulesel an sich hat, und das wenigstens in der Geschwindigkeit dem Hirsch gleichet; vor einigen Jahren ließ sich eines am Diamanten=Vorgebirge oberhalb Quebeck sehen. — Man macht sehr viel Wesens von der Zunge dieses Thiers, dessen wahres Land in der Gegend von der Hudsonsbay zu seyn scheinet. *Charlevoix Hist. de la Nouv. France, tom.* III. *p.* 229. — Die beste Jagd in Nordamerika ist die von dem Karibu, sie dauret das ganze Jahr hindurch, und vornemlich im Frühling und Herbst sieht man sie in Scharen von drey, vier und mehr hunderten auf einmal. — Die Caribus haben, ihre Hörner ausgenommen, mit den Damhir=

men, wenn man sie beyde mit dem Hirsch vergleicht. Das Elenthier ist größer, dicker und höher von Beinen;

schen eine ziemliche Aehnlichkeit; wie die Matrosen das erste mal welche sahen, so erschraken sie davor und liefen weg. *Lettres édifiantes X. Recueil. page 312.* V.

6) Spielarten sind bey dem Elen eben so wohl als bey dem Rennthier. Die von Amerika sind, überhaupt genommen, etwas größer, weil sie, wie Pennant meynet, weniger beunruhiget, in ungeheuren Wäldern überflüßige Nahrung finden. Dudly sagt: die kleinern, welche Wampoosen heißen, wären weißlich grau, die großen hingegen braun. Es ist auch, wie bey allen Thieren des Hirschgeschlechts, bey dem Elen eine große Verschiedenheit unter dem Geweihe anzutreffen. Aber die größte Abweichung wäre die, deren Pennant, Joßelyn und Dudly gedenken. Sie geben die Höhe eines Moose-Deers zu 11 bis 12 Fuß an, da doch Diereville und la Hontan eben dies Thier nur dem Pferde an Größe gleich schätzen. So übertrieben indeß die Größe des Joßelynischen Elens auch scheinet, so bezeugt dennoch Pennant, er sey von Jemanden, welcher sich lange an der Hudsonsbay aufgehalten habe, benachrichtiget worden, daß die Indianer dort von einer Art Moose-Deer reden, welche bey ihnen Waskeßen heißt, und deren Größe, die der gewöhnlichen Elen sehr ansehnlich übertreffe. Diese Waskeßen sollen sich gegen 150 deutsche Meilen hinter dem Fort Jork finden, welches im 57 Grad von der Hudsonsbay liegt. Eine Bestättigung dieser großen uns unbekannten Thiere des Hirschgeschlechts geben die ungeheuren Hörner, welche man jetzt in Irrland ausgräbt. Diese Hörner gehörten gewiß einem Thiere, welches dem Elen glich, sie sind aber weit größer als die Elen-Geweihe. Pennant giebt folgende Maße davon an.

engl. Maß.	Fuß	Zoll.
Die Länge der Stange vom Stirnknochen bis zu den äußersten Zinken —	5	—
Die Stirnzinken (Browantlers) —	—	11

Die

nen; es hat einen kürzeren Hals, ein längeres Haar, ein viel breiteres und stärkeres Geweihe als der Hirsch. Das Rennthier ist niedriger und untersetzter y); es hat kürzere und dickere Beine, und viel breitere Füße; es hat ein sehr dichtes Haar, und ein weit längeres Geweihe, das sich in gar viele Aeste z) mit flachen

	engl. Maß. Fuß	Zoll.
Die breiteste Fläche einer Stange oder Schaufel oder Krone — —	—	18
Breite der Krone zwischen den beyden äußersten Zinken — —	7	9
Dies Maß übertrifft, so Herr Daubenton von unserm Elen gegeben, ganz außerordentlich. Denn ihm zu folge ist die Länge einer Stange eines großen Elengeweihes nur — — —	$3\frac{1}{2}$	—
Breite der Stange oder Schaufel —	—	15
Breite oder Weite des Geweihes —	5	—

Das Maß des Herrn Pennants war indeß nur von einem kleinen Geweihe, da ich hingegen unter dem Daubentonschen die großen ausgesucht habe. Auch wiegen die letztern etwa 40 Pfund, da das Gewicht der ausgegrabenen Hörner oft über 300 Pfund ausmacht. Zimmerm. a. a. O. I. 265. O.

y) Die Hirsche sind höher von Beinen, aber kleiner von Leibe, als das Rennthier. J. Scheffers Geschichte von Lappland, Paris 1678, S. 205. V.

z) Es giebt daselbst viele Rennthiere, die zwey Hörner haben, welche nach hinten zu stehen, wie gemeiniglich der Hirschen ihre. Mitten zwischen diesen beyden Hörnern geht ein kleinerer Ast hervor, welcher aber eben so wie das Geweih eines Hirsches in verschiedene Enden abgetheilet, vorwärts gerichtet ist, und wegen dieser Lage und Gestalt für ein drittes Horn gehalten werden kann. Indessen trägt es sich noch häufiger zu, daß jedes von den großen Hörnern aus sich einen solchen Ast treibt, daß auf diese Art jedes ein anderes kleines Horn nach der Stirne zu hat, und daß solcher Gestalt nun nicht mehr drey, sondern vier Hörner zu sehen sind, wovon

flachen Kronen theilet. Das Geweih des Elenthiers hingegen ist, so zu sagen, bloß auf dem Schnitt gezackt und abgestutzt. Alle beyde haben einen kurzen Schwanz, und viel längere Ohren als der Hirsch. Sie hüpfen und springen nicht, wie das Reh oder der Hirsch, ihr Gang ist eine Art von Trab, aber so schnell und leicht, daß sie binnen gleicher Zeit beynahe eben so weit kommen, als jene, und doch nicht so müde werden; denn sie können solcher Gestalt ein bis zwey Tage a) traben, ohne stille zu stehen. Das Rennthier hält sich auf Bergen b) auf. Das

von zwey nach hinten zu, wie beym Hirsch, und zwey vorwärts stehen. Dieses ist bey dem Rennthier etwas besonders. — Man hat auch bisweilen befunden, daß die Hörner der Rennthiere folgende Lage hatten, zwey waren hinterwärts gekrümmt, zwey kleinere giengen in die Höhe, und zwey noch kleinere waren vorwärts gerichtet; alle hatten ihre Enden, und alle hatten doch nur eine Wurzel, indem diejenigen, welche über die Stirne hervorstanden, eben sowohl als die, welche in die Höhe giengen, eigentlich nichts weiter als die Sprossen der großen Hörner waren, die beym Rennthier, so wie beym Hirschen, hinterwärts gekrümmt sind. Uebrigens ist dieses nicht sehr gewöhnlich; man sieht häufiger Rennthiere, die drey Hörner haben, und die Anzahl derer, welche vier haben, ist, wie wir schon gesagt, noch größer. Alles dieses ist von den Männchen zu verstehen, die große und breite Hörner mit vielen Aesten haben; denn die Weibchen haben kleinere und nicht so viele Aeste daran. Scheffer ebendaselbst, S. 306. V.

a) Das Orignal läuft nicht, und hüpft auch nicht, allein sein Trab kömmt beynahe mit dem Laufen eines Hirsches überein. Die Wilden versichern, daß es im Sommer drey Tage und drey Nächte traben kann, ohne sich auszuruhen. Reisebeschreibung des de la Hontan, Th. I. S. 85. V.

b)

Das Elenthier hat seinen Aufenthalt in niedrigen Gegenden, und in sumpfichten Wäldern. Beyde thun sich in Scharen zusammen, wie der Hirsch, und gehen in Gesellschaft; beyde können zahm gemacht werden, aber das Rennthier doch weit mehr, als das Elenthier. Dieses hat, wie der Hirsch, aller Orten seine Freyheit behalten, dahingegen das Rennthier bey dem schlechtesten Volk ein Hausthier geworden ist. Die Lappländer haben kein andres Vieh. Konnte der Mensch in diesem eiskalten Lande, welches von der Sonne nur schiefe Strahlen bekömmt, wo die Nacht, wie der Tag, ihre Jahreszeit hat, wo der Schnee die Erde vom Anfang des Herbstes an bis zum Ende des Frühlings bedecket, und wo das Grüne des Sommers bloß in Dornbüschen, Wacholderbäumen und Moos bestehen, wohl hoffen, Heerden zu unterhalten? Da das Pferd, der Ochs, das Schaf und alle unsere andern nützlichen Thiere daselbst weder ihren Unterhalt finden, noch die strenge Kälte aushalten können; so hat man unter den Bewohnern der Wälder die am wenigsten wilde und nützlichste Art aussuchen müssen. Die Lappländer haben das gethan, was wir selbst thun würden, wenn wir unser Vieh verlören. Wir würden alsdenn wohl, um diese Lücke auszufüllen, die Hirsche und Rehe in unsern Wäldern zähmen, und sie zu Hausthieren machen müssen; und ich glaube gewiß, daß wir damit zu Stande kommen würden, und daß wir bald eben so viel Nutzen davon würden zu ziehen wissen, als die Lappländer von ihren Rennthie-

b) Rangifer habitat in Alpibus Europae et Asiae maxime septentrionalibus, victitat Lichene Rangiferino. Alces habitat in borealibus Europae Asiaeque populetis. *Linné Hist. nat. ed. X. p. 67.* V.

thieren ziehen. Aus diesem Beyspiel müssen wir ersehen, wie weit sich die Freygebigkeit der Natur gegen uns erstreckt; wir gebrauchen die Reichthümer, welche sie uns darbiethet, lange nicht alle; der Vorrath derselben ist weit unerschöpflicher, als wir es uns vorstellen. Sie hat uns das Pferd, den Ochsen, das Schaf und alle unsere andern Hausthiere gegeben, damit selbe uns dienen, nähren, und kleiden sollten; und sie hat noch Gattungen aufbehalten, die den Mangel derselben würden ersetzen können, und welche uns zu unterwerfen und dienstbar zu machen, bloß auf uns ankommen würde. Der Mensch weiß nicht hinlänglich, was die Natur thun kann, und was er über sie vermag. Anstatt sie in dem, was er nicht kennet, aufzusuchen, mag er sie lieber in allem, was ihm von ihr bekannt ist, mißbrauchen.

Wenn man die Vortheile, welche die Lappländer von dem zahm gemachten Rennthier haben, gegen diejenigen hält, die wir von unsern Hausthieren ziehen; so wird man sehen, daß dieses Thier allein so viel werth ist als zwey bis drey der unsrigen. Man brauchet dasselbe, wie das Pferd, zum Ziehen der Schlitten und anderer Fuhrwerke; es gehet viel schneller und leichter; legt ohne Mühe täglich dreyßig Meilen zurück, und läuft eben so sicher über den gefrornen Schnee, als über einen Platz, der mit kurzem dichtem Grase bewachsen ist. Das Weibchen giebt kräftigere und nahrhaftere Milch, als die Kuh; das Fleisch dieses Thiers ist sehr gut zu essen; sein Haar ist ein vortreffliches Pelzwerk, und die zubereitete Haut wird ein sehr schmeidiges und dauerhaftes Leder. Es liefert also das Rennthier allein alles dasjenige, was wir von dem Pferd, dem Ochsen, und dem Schaf bekommen.

Die Art und Weise, wie die Lappländer diese Thiere aufziehen und regieren, verdienet eine besondere Aufmerksamkeit. Olaus c), Scheffer d), und Regnard e), haben uns davon wichtige Dinge umständlich gemeldet, welche wir glauben hier im Auszug vorlegen zu müssen, doch so, daß wir die Umstände, in welchen sie geirret haben, berichtigen oder weglassen. Das Geweihe des Rennthiers, sagen diese Schriftsteller, übertrifft das Geweih des Hirschen an Größe und an Menge von Aesten ungemein weit, und ist eine Art von wunderbarer und ungeheurer Seltenheit. Der Fraß dieses Thiers ist den Winter über ein weißes Moos, welches es unter dem dicken Schnee zu finden weiß, indem es dasselbe mit seinem Geweihe aufwühlet, und mit seinen Füßen aus dem Wege räumt. Des Sommers lebt es von Knospen und Baumblättern, mehr als von Grase, welches es vor den vorwärts gestreckten Aesten seines Geweihes nicht ohne Mühe abäsen kann [8]; es läuft über den Schnee, und tritt nicht tief

c) *Hist. de Gentibus septent. auctore Olao Magno. Antverpiae* 1558, *pag.* 205. *et seq.* V.

d) *Histoire de la Lapponie, traduite du latin, de Jean Scheffer.* Paris, 1678. p. 205. et suiv. V.

e) *Oeuvres de Regnard,* Paris, 1747. T. I. p. 172. et suiv. V.

7) Man sehe im Anhange, was Herr Gatterer von ihrem Nutzen gesammlet hat. Wie auch *Linnei et Hoffberg Dissert. Cervus Rheno.* Vpsal. 1754. Ein Rennthier dienet des Winters vier Lappen, wenn ihnen Fische u. d. gl. fehlen, zum Unterhalt. Die Hörner werden jetzt auch geraspelt, und es wird Gallert daraus gekocht; sogar die Harnblase dienet den Lappen statt einer Brantweinsflasche. *Linné* a. a. O. O.

8) Wenn schnelle Kälte auf Regen und schlackigtes

tief hinein, weil seine Füße breit sind. — Diese Thiere sind fromm; man macht Heerden daraus, und sie bringen ihren Herrn viele Vortheile ein; die Milch, die Haut, die Sehnen, die Knochen, die Hör=

Wetter im Herbste folget, so legt sich gleichsam eine Eisschale auf das Feld, und das Rennthiermoos, dann hauen die Lappen ganze Tannengehölze nieder, damit die Rennthiere das Laub (oder das Schorfmoos auf denselben, wie Linné sagt,) fressen können. Da solches aber vielen Schaden thut, so bat der Archiater v. Linné den Herrn Doctor Högström zu untersuchen, welche Kräuter die Rennthiere des Sommers fressen, damit man versuchen könnte, sie des Winters damit zu futtern. Herr Högström nennet nun folgende, außer dem Lichene rangiferino: Epilobium angustifolium; Geranium sylvaticum; Menyanthes trifol. Comarum palustre, Solidago Virgaurea; Alchemilla vulgaris, Rumex acetosa, Sonchus alpinus, Melampyrum cristatum, Aria flexuosa, Betula alba, Salix capraea, Cornus suecica, Rubus Chamaemorus, Angelica sylvestris, Carduus heterophyllus, und Melica nutans. Högström in den Schwed. Abhandl. v. J. 1750, B. XII. p. 96.

Folgende Pflanzen fressen die Rennthiere des Sommers auf den Alpen nicht:

Anthoxanthum odoratum, Dactylis glomerata, Avena pratensis, Convolvulus arvensis, Chenopodium, Bonus henricus, Parnassia palustris, Erica vulgaris, Vaccinium Myrtillus, Vacc. Vitis idaea, V. vliginosum, Paris quadrifolia, Andromeda caerulea, Andr. hypnoides, Arbutus alpina, Alsine media, Filipendula Vlmaria, Potentilla anserina, Pot. verna, erecta, Dryas octopetala, Actea spicata, Aconitum lycoctonum, Anemone hepatica, Ranunculus acris, Caltha palustris, Trollius europaeus, Stachys sylvatica, Antirrhinum Linaria, Pedicularis Sceptr. Carol. Pedic palustris, Linnaea borealis, Thlaspi arvense, T. campestre, Serratula arvensis, Tanacetum vulgare, Artemisia Absinthium, Tussilago fri-

Hörner an den Füßen, die Geweihe, das Haar, das Fleisch, alles ist an ihnen gut und zu gebrauchen. Die reichsten Lappländer haben Heerden von vier bis fünf hundert 9) Rennthieren, die Armen haben zehn bis zwölf Stück; man jagt sie nach der Weide, treibt sie wieder zu Stalle, oder schließt sie auch die Nacht über in Hürden ein, um sie auf diese Art vor den Anfällen der Wölfe in Sicherheit zu setzen 10). Bringt man sie in ein anderes Klima,

 so

frigida, Erigeron acre, Satyrium viride, f. nigrum, Serapias Helleborine, Cypripedium Calceolus, Carex vesicaria, Pinus sylvestris, Pinus abies, und Myrica Gale. Wie Herr Högström bemerkt und Linné in *Diss. Cervus Rheno. p. 7.* angeführt hat. O.

9) Die Koräken sollen gar Heerden von 40 bis 50000 haben. Wie wir aus dem Stralſ. Magaz. p. 405. im Anhange lesen werden. Anmerk. 91.

Dividuntur vulgo Lappones in Alpinos et Sylvaticos. — Illi tranquillo, hilarique animo, Hi pauperes, tristes, melancholici. — Quum enim Alpinus trecentos vel quadringentos immo mille interdum possidet (rhenones); sylvatico contra vltra centum vix adsunt. *Linné Diss. Hoffb.* p. 11.

Rennthiere sind unter der Viehzucht (in Kemi Lappmarke) nicht am wenigsten vortheilhaft. Man hat ihrer wohl jetzt (in Kusamo Kirchspiel) nicht mehr so viel als sonst, aber doch finden sich 100 Stück auf manchem Hemmann und auf den meisten 5 bis 30. Ohne empfindlichen Mangel kann man sie nicht gänzlich entbehren. Lagus Schwed. Abh. B. 35. p. 75. O.

10) Sie kommen auch, um gemolken zu werden, und durch den gemachten Rauch in den Hütten die Bremsen zu vertreiben, dahin. Sonst ziehen die Lappen auf den Alpen selbst im strengen Winter mit ihnen in den Wäldern herum. Linné beschreibt dieses schön: Quum autem — ipse sibi escam quaerat Rangifer, non necesse est Lapponi vt hiemale pabulum illi colligat, sed vt cum grege suo quotannis

so sterben sie in kurzer Zeit. Der schwedische Fürst Steno sandte ehemals sechs dem Herzog Friederich von Hollstein über, und in neueren Zeiten, nämlich im Jahr 1533, ließ Gustav, König von Schweden, zehn Männchen und Weibchen nach Preußen bringen, die man in Gehölzen laufen ließ. Alle ver=

nis et quotidie, non aestate solum, verum hieme pariter, die nocteque vastissimis in sylvis, intensissimo licet frigore, imo sub ipsa bruma oberrare oporteat. Periret tantis difficultatibus vexandus pastor, nisi natura largiente haberet solatia, quibus erectus omnia vincat. Splendent longam per noctem sidera et ipsa nix demissos coelo radios reflectit. Charmata omni nocte mille figuris coelum et aera illuminant. Vestes e pellibus hirsutis rangiferinis confectae, manicae item et calcei ex eadem materia facti, hique Carice vesicaria repleti, eum immunem servant contra vim omnem frigoris. In ipsis nivium acervis quiescit pastor oberrans per deserta silvarum, fumo tabaci se oblectat, dumque canibus cum suis ludit, aeque contentus et animo tranquillo vivit ac Tityrus olim sub tegmine fagi, licet nos quidem horrore percutiamur, si vel fando alicubi audiverimus, quanta in vehementia frigoris versetur; adeo a teneris adsuescere, multum est. *Linné et Hoffberg Diss.* p. 10.

Den Schaden, den die Wölfe thun, werden wir im Anhange aus den Schwed. Abh. B. 36. p. 148. lesen.

In den Jahren 1756 bis 1762, da die Rennthiere von einer Menge Wölfe verfolgt wurden, mußte man Lappen (im Kusamo Kirchspiel in Kemi Lappmarken) annehmen, sie zu hüten, aber nach Ausrottung der Raubthiere, sind alle Hüterknechte verabschiedet worden, weil man fand, daß sie die Rennthiere molken, wovon Mutter und Kälber in Abnahme kamen. — Verspürt man einen Wolf, so wird ihm unermüdet nachgestellet, bis er vor Büchse oder Axe fällt. Manchmal findet man Wölfe von Rennthieren durchstoßen. Schwed. Abh. 1773. B. 35. p. 76. 77. O.

verreckten, ohne sich weder damals, wie sie noch zahm war, noch nachhin, da man sie hatte wieder wild werden lassen, vermehret zu haben. „Ich hätte „gerne, sagt Herr Regnard, einige lebendige Renn„thiere nach Frankreich gebracht; allein verschiedene „Leute haben solches vergeblich versucht, und im vo„rigen Jahr brachte man drey bis vier nach Danzig, „wo sie starben, indem sie dieses Klima, das ihnen „zu warm ist, nicht vertragen konnten.“ 11)

Es giebt in Lappland wilde und zahme Rennthiere 12). In der Brunstzeit läßt man die Weibchen in die Gehölze laufen, und sich wilde Männchen suchen; und da diese wilden Rennthiere stämmigter und stärker sind als die zahmen, so spannet

11) Wir werden im Anhange ein Rennthier von dem Grafen Mellin beschrieben finden, welches in Deutschland lebt; so soll nach meinem Aufenthalte in Upsala eines dahin gekommen seyn, und in Island pflanzen sich diejenigen, die Herr Todal dahin gebracht hat, (wie Herr Brünnich im *Le progres de l'hist. nat. en Dannemark*, p. 94. anführt,) gut fort. O.

12) Herr E. Lagus sagt: daß im Kirchspiel Kusamo in der Lappmark Kemi die Jagd der wilden Rennthiere sonst das vortheilhafteste Nahrungsmittel gewesen sey. Man verrichtete sie meist mit aufgestellten Spießen, Pfeilen oder Schlingen, in Pässen der Wälder, wo man fand, daß die Thiere ihren Weg nahmen, oder wohin sie getrieben wurden. Durch zu gieriges Jagen, und vielen Mißbrauch des Feuers in Wäldern sind jetzo die wilden Rennthiere ganz selten geworden. Schwed. Abh. B. 35. p. 78.
Feri Rhenones cicuribus duplo majores sunt et duriorem habent pellem. In alpibus quos habitant Lappones ita quidem illi sunt exstirpati, vt rarissime obseruentur, verum in alpibus Dalekarlicis, quae incolis carent, centeni saepe cateruatim vagantes apparent. *Linné Cerv. Rheno*, p. 24. O.

man diejenigen, die von dieser Vermischung entstanden sind, vorzüglich vor den Schlitten. Diese Rennthiere sind nicht so fromm als die andern, denn sie wollen nicht allein bisweilen ihrem Leiter nicht gehorchen, sondern kehren sich auch auf eine ungestüme Art gegen ihn um, gehen auf ihn los, und schlagen ihn mit den Füßen, so, daß ihm kein andres Rettungsmittel übrig bleibt, als sich mit seinem Schlitten so lange zu bedecken, bis der Zorn seines Thiers vorüber ist [12*]. Uebrigens ist dieses Fuhrwerk so leicht, daß man dasselbe ohne Mühe handhaben, und über sich umwenden kann; es ist unten mit Häuten von jungen Rennthieren überzogen, so, daß das Haar gegen den Schnee gerichtet ist, und hinterwärts glatt anliegt, damit der Schnee desto leichter vorwärts glitsche, und am Berge nicht so leicht zurückweiche. Das angespannte Rennthier hat zur Halsschnur bloß ein Stück Haut, woran man das Haar sitzen lassen, und wovon nach der Brust zu ein Riem hinunter geht, der ihm unter dem Bauch und zwischen den Beinen durchgezogen, und in einem Loch gebunden wird, das vorne an dem Schlitten ist. Der Lappländer hat keine andere Leitstränge, als einen einzigen Strick, der an der Wurzel von dem Geweihe des Thiers geknüpft ist, und den er auf dem Rücken desselben bald nach der einen, bald nach der andern Seite wirft, je nachdem er es rechts oder links lenken will [13]. Es kann alle Stunden vier

12*) Högström sagt, es finde sich unter 1000 kaum eines von der Art, und ihm sey es nie begegnet. Lapp. *p.* 120. §. 15. O.

13) Hiberno tempore rhedam trahit Rangifer, fune inter pedes medio et regitur loro cornibus annexo. Vnicam tantum personam aut X Librarum pondus ferre

vier bis fünf Meilen gehen 13*); allein je geschwinder diese Art zu reisen ist, desto unbequemer ist sie auch, man muß derselben gewohnt seyn, und beständig arbeiten, um seinen Schlitten zu halten, und das Umwerfen desselben zu verhüten.

ferre potest, gravius enim raro sustinet. Si vrgetur, X vel XII milliaria potest currendo emetiri, at tum mox mactandus est, quoniam fatigatus immodico cursu vivere amplius haud solet. Et est saepe observatum, eum continuo cursu per VI vel VII. mill. iter carpere, licet vix vllo momento sub itinere quiescat. In dorso mollis est, vt ephippium si imponeretur, non ferat. Itaque asserculum qualibet a parte dorsi injungunt Lappones et levi onerant pondere, dum aestate ab vno in alium locum promovent. *Diss. Linné et Hoffberg Cervus Rheno. Vps. p.* 23.

Högström leugnet gegen Maupertuis, daß der Zaum an den Hörnern festgemacht sey, und beschreibt das Fuhrwerk ausführlich, p. 117. —

Lagus sagt: Außer dem gewöhnlichen Fuhrwerke, das bey den Rennthieren gebraucht wird, der Pulka, in dem Leute fahren, und Akja, in dem man Lasten legt, werden hier (in Kemi Lappmark) die Rennthiere auch vor kleine Schlitten (Kälkar) gespannet, auf denen sie Heu, Stroh, Holz, u. d. gl. ziehen müssen. Aber diese braucht man nicht zu Reisen in die Stadt. — Sie thun gute Dienste bey Fuhren so lange sie leben. — Schwed. Abh. B. 35. p. 76.

Eine Pferdeladung giebt vier Rennthierladungen. Ebend. p. 82. Weil die Rennthiere nicht stärker sind, als daß der Lappe einem Rennthiere 10 bis 12 Centner, einem andern aber eine Person aufladet, so muß er ein leichtes Fuhrwerk haben. Högström, p. 115. M.

13*) Wir werden im Anhange bey Anm. 24. sehen, daß die Tungusen sie auch zum Reiten gebrauchen. S. auch Georgi Reisen I. p. 256.

Die Rennthiere haben im Aeußerlichen viele Dinge mit den Hirschen gemein 14), und die Einrichtung der innern Theile ist, so zu reden, eben dieselbe f). Aus dieser natürlichen Gleichheit entspringen gleiche Eigenschaften und Wirkungen. Das Rennthier wirft, wie der Hirsch, sein Geweihe alle Jahre ab, und setzt, wie dieser, Fett an; es tritt in eben derselben Jahrszeit in Brunst; nämlich gegen den Ausgang des Septembers; die Weibchen von beyden Gattungen gehen acht Monathe trächtig, und werfen nur ein Junges 15). Die Weibchen unter

Das geschwindeste Rennthier, welches Pictet gebrauchte, lief in einer Sekunde 25¾ Pariser Fuß, oder in einer Minute 1545 pariser, oder 1648, 9 engl. Fuß, oder in 18, 34 Minuten eine sächsische Meile. Ein englisches Pferd, das doch die Wette noch verlohr, lief auf kurze Zeit schneller, würde es aber vielleicht nicht so lange ausgehalten haben. Die Geschwindigkeit zu Schrittschuhen war viel größer. Kästner in dem Neuen Hamburg. Magaz. *VI.* Band, *p.* 382. M. s. Holstein. Schwed. Abh. B. 36. *p.* 139. u. Anhang. Anm. 103.

Högström zweifelt, daß die Rennthiere in 24 Stunden 50 Meilen, oder wie Scheffer sagt, in 10 Stunden 12 bis 16 schwedische Meilen laufen, es sey denn mit Abwechselung von guten Rennthieren. Doch sey es oft mit ihm 6 bis 7 Meilen in einem Laufe gesprungen. Mit gemeinen Rennthieren auf weiten Reisen und gutem Wege rathe er alle Stunde nur eine Meile zu fahren, bey tiefem Schnee könne man froh seyn, wenn man mit ihnen in 2, 3 bis 4 Stunden eine Meile fortkomme. Högström Lapp. *p.* 118. O.

14) *Linné et Hoffberg Diss. Cervus Rheno. p.* 4. 6. O.

f) *Vide Rangifer. Anatom. Barth. Act.* 1671. *No. CXXXV.* V.

15) A festo Mathei vsque ad Michaelem, venere aestuant rangiferi, quo tempore cutem deponunt cornua

ter den Rennthieren haben in dieser Brunstzeit gleichfalls einen sehr übeln Geruch, und unter den Weibchen, so wie unter den Hirschkühen giebt es einige, die nicht trächtig werden g); die jungen Rennthiere haben auch wie die Hirschkälber, in der ersten Zeit, ein buntes Haar, anfänglich ist es roth mit gelb vermischt, und wird mit den zunehmenden Jahren beynahe schwarzbraun h). Jedes Rennkalb bleibt zwey bis drey Jahre bey seiner Mutter, und diese Thiere haben erst, wenn sie vollkommen vier Jahre alt sind,

 ihren

nua et graviter feriunt Rhenones. Saepe eo vsque procedit libido, vt hac exhausti, macie plane extabescant et non nuncquam inde moriantur. Feminae majores et fortiores mares prae ceteris admittunt, ad eos aufugiunt a iunioribus agitatae, qui hos in fugam conjiciunt. Primo anno mares haud patiuntur feminae, raro secundo, postea vero quotannis. Neque ante hoc tempus feminis se jungere mares solent. Tricesima tertia post congressum hebdomade, id est circa diem Erici in Majo parit femina, duos saepius vitulos quolibet partu. *Linné et Höffberg, Diss. Ceruus Rheno.* §. XI.

Femina parit in medio mensis Maji et lac praebet a die 24 Junii vsque ad festum Michaelis vel medium Octobris. — Quaelibet libram circiter lactis praebet. Ebend. §. X.

Sie bekommen (im Kemi Lappmark) ihre Jungen im Junius, paaren sich im September. Lagus Schwed. Abh. B. 35. p. 75. S. Anmerk. 100. 33. 39. O.

g) Unter hundert Rennkühen finden sich nicht zehn, die nicht trächtig werden, und wegen ihrer Unfruchtbarkeit Raones genennet werden. Diese haben gegen den Herbst ein sehr saftiges Fleisch, gerade als wenn sie mit Fleiß fett gemacht worden wären. Scheffer, S. 204. V.

h) Die Farbe ihres Haars ist schwärzer als des Hirschen seines. — Die wilden Rennthiere sind allemal stärker, größer und schwärzer als die zahmen. Regnard, Th. I. S. 108. V.

ihren Wachsthum erreicht; in diesem Alter fängt man auch an, sie abzurichten, und sie in der Arbeit zu üben; um sie biegsamer zu machen, läßt man sie vorher verschneiden. Diese Operation verrichten die Lappländer mit den Zähnen [16]). Die unverschnittenen Rennthiere sind muthig und zu schwer zu regieren, man gebraucht also bloß die geschnittenen, unter welchen man die muntersten und lebhaftesten aussuchet, die vor dem Schlitten laufen müssen, und die schwerfälligsten zu langsamen Fuhren nimmt, worauf die Lebensmittel und das Gepäck gefahren werden. Bey fünf bis sechs Weibchen hält man nur ein Männchen, und die Verschneidung wird vorgenommen, wenn die Rennkälber ein Jahr alt sind. Diese Thiere bekommen, wie die Hirsche, in der rauhen Jahrszeit Würmer, gegen den Ausgang des Winters erzeuget sich davon eine so große Menge unter der Haut, daß diese dann von ihnen ganz durchgefressen ist; diese Wurmlöcher heilen im Sommer wieder zu, und man schlachtet die Rennthiere auch nicht eher als im Herbst, um das Pelzwerk oder das Leder von ihnen zu bekommen [17]).

Die

16) Mares magnam partem, dum adhuc teneriores fuerint, castrant Lappones hoc modo: postquam frenulo eos ligarunt, scrotum dentibus mordent, vt contundantur testiculi, postea inter digitos eos magis magisque interne comminuunt, ita tamen, vt non vulneretur scrotum. Rangiferis ita castratis qui reliquis robustiores evadunt, ad vecturas vtuntur demigraturi Lappones cum familia a loco in locum. Pinguescunt hi, si cessent a laboribus, alias admissarii plerumque sunt pinguiores. *Linné. Diss. p.* 17. §. XI. O.

17) Diese und andere Krankheiten der Rennthiere werden wir im Anhange ausführlicher beschrieben finden. S. Anmerk. 106. O.

Die Heerden von dieser Art erfodern viele Wartung. Die Rennthiere verlaufen sich leicht, und suchen gern ihre natürliche Freyheit wieder zu erhalten. Man muß ihnen nachgehen, und in der Nähe auf ihnen Acht haben; man kann sie auch nur an offenen Orten weiden lassen; und wenn die Heerde nur ein wenig zahlreich ist, so sind verschiedene Personen nöthig, die sie hüten, zusammen halten, wieder herbey hohlen, und denen nachlaufen müssen, die sich entfernen. Sie sind alle gezeichnet, damit man sie wieder kennen könne; denn es geschieht oft, daß sie sich in den Wäldern verirren, oder zu einer andern Heerde gehen. Kurz, die Lappländer haben immer mit dieser Wartung zu thun [18]); die Rennthiere machen ihren ganzen Reichthum aus, und sie wissen alle Bequemlichkeiten, oder, besser zu sagen, alle nothwendigen Bedürfnisse des Lebens von ihnen zu bekommen. Sie bedecken sich vom Kopf bis auf die Füße mit diesen Pelzwerken, wodurch die Kälte und

18) Im Sommer gehen sie (in Kemi Lappmarken) in den Wäldern oft viele Meilen von ihren Herrn, da suchen sie ihre Nahrung vom Fieberklee, (Menyanthes trifoliata) Carex, Schwämme und desgleichen. — Wenn der Winter einfällt, müssen sie an ihren gewöhnlichen Weideplätzen mit großer Mühe aufgesuchet werden, so viel man da findet, die werden heim getrieben, und in den Wald einquartiert, so nahe bey den Gütern als sich thun läßt, wo sich ihr Winterfutter, Rennthiermoos, findet. Eins oder mehrere werden da angebunden, von dem sich die übrigen nicht gern entfernen. Doch muß sie Jemand täglich besuchen, die angebundenen abwechseln, und sie an neue Stellen bringen, auch die, welche sich verlaufen haben, zur Heerde treiben. Wird der Schnee im Frühjahre so hart, daß sie nicht zum Rennthiermoos durchkommen können, so muß man Laubbäume für sie niederhauen. Lagus, Schwed. Abh. B. 35. p. 75. O.

und das Wasser nicht durchdringen kann; dies ist ihre Winterkleidung; des Sommers nehmen sie Häute, von denen das Haar abgefallen; sie verstehen auch, dieses Haar zu spinnen; sie überziehen damit die Sehnen, welche sie von dem Körper des Thiers bekommen, und die ihnen zu Seilen und Fäden dienen. Sie essen ihr Fleisch, trinken ihre Milch, und machen aus dieser sehr fette Käse. Die geläuterte und gestoßene Milch giebt statt der Butter eine Art von Talg. Dieser besondere Umstand sowohl als der große Umfang des Geweihes an diesem Thier, und die überflüßige Fettigkeit, welche es in der Brunstzeit an sich hat, sind eben so viele Anzeigen von dem Ueberfluß der Nahrung; und daß dieser Ueberfluß übermäßig oder wenigstens größer als bey irgend einer andern Art von Thieren sey, wird auch dadurch bewiesen, daß das Rennthier das einzige Thier ist, wovon das Weibchen ein Geweihe hat [19]), wie das Männchen, und auch das einzige, dessen Geweihe, der Verschneidung ungeachtet i), abfällt und

19) Der weibliche Hirsch oder die Hindinn hat doch bisweilen, wiewohl selten, Gehörn. Büffons vierf. III. p. 54. O.

i) Uterque sexus cornutus est. — Castratus quotannis cornua deponit. *Linn. Syst. nat. edit. X. p.* 67. Anmerkung. Bloß auf das Zeugniß des Herrn Linnäus führen wir diesen Umstand an. Wir wollen daran nicht zweifeln, weil er nicht nur in den nördlichen Ländern gereiset, sondern auch in Schweden gewohnet hat, und daher im Stande gewesen ist, von allem, was das Rennthier betrifft, genau unterrichtet zu seyn. Indessen gestehe ich, daß diese Ausnahme den Schein der Sonderlichkeit an sich haben muß, weil die Verschneidung bey allen andern Thieren dieser Art das Abfallen oder Wiederwachsen des Geweihes verhindert, und weil man überdies dem Herrn

und wieder wächst; denn bey den Hirschen, Damhirschen, und Rehen, die diese Operation ausgestanden haben, bleibt der Kopf dieser Thiere immerfort in eben demselben Zustande, worinn er zur Zeit der Verschneidung war.

Es ist also das Rennthier unter allen Thieren dasjenige, an welchem der Ueberfluß der nahrhaften Materie am sichtbarsten ist, und dies kömmt vielleicht nicht sowohl von der Natur des Thiers, als von der Beschaffenheit der Nahrung her k) [20]. Denn das

Herrn von Linnäus ein widersprechendes und bestimmtes Zeugniß entgegen setzen kann. Castratis rangiferis Lappones utuntur. Cornua castratorum non decidunt, et cum hirsuta sunt, semper pilis luxuriant. *Hulden, Rangifer, Jenae,* 1697. Allein Herr Hulden hatte zur Angebung dieses Umstandes vielleicht keinen andern Grund als die Analogie; und das Zeugniß eines so geschickten Naturforschers als Herr von Linnäus ist, gilt allein mehr als das Zeugniß vieler andern Leute, die nicht so viele Kenntniß von der Sache haben. Der sehr gewisse Umstand, daß das Weibchen ein Geweih gleich dem Männchen trägt, ist eine andere Ausnahme, welche die erstere unterstützet. Die Gewohnheit, welche die Lappländer haben, dem Rennthier die Hoden nicht abzulösen, sondern bloß zu verdrehen, indem sie die Gefäße, die dahin gehen, mit den Zähnen zusammendrücken, begünstiget jene Ausnahme noch mehr; denn die Wirkung der Hoden, die zur Hervorbringung des Geweihes nöthig zu seyn scheinet, ist hier nicht gänzlich vernichtet, sie ist nur geschwächt und kann sich bey einem Männchen, dem die Mannheit durch die Verdrehung der Hoden genommen worden, wohl äußern, da sie sich so gar bey den Weibchen zeigt. V.

k) Man sehe dasjenige, was ich hiervon in dem 2ten Bande dieser Naturgeschichte in dem Abschnitt von dem Hirsch gesagt habe. Allg. Hist. III. 2. V. Büffons Naturg. d. vierf. in 8. B. III. p. 56. O.

20)

das weiße Moos, welches vornemlich den Winter über sein einziger Fraß ist, ist ein Schorfmoos (Lichen), dessen Substanz der Substanz der Morchel oder des Ziegenbarts gleich kömmt, und weit mehr organische Theilchen in sich enthalten, als das Gras und die Blätter oder Knospen von den Bäumen haben l). Dies ist die Ursache, warum das Rennthie ein größeres Geweihe, und mehr Fett hat, als der Hirsch, und warum die Weibchen und geschnittenen auch damit versehen sind. Daher kömmt auch die große Mannigfaltigkeit, die sich in der Größe, Gestalt und Anzahl der Enden und Aeste an den Geweihen der Rennthiere findet. Die Männchen, die weder gejagt, noch in die Enge gebracht worden, und die dieses kräftige Nahrungsmittel in Ueberfluß und so oft es ihnen gefällt, zu sich nehmen, haben ein ungemein großes Geweihe, welches sich nach hinten zu über ihr Kreutz, und nach vorne zu über ihr Maul ausbreitet; das Geweih der geschnittenen ist kleiner, wiewohl es oft noch größer ist, als das Ge=

20) Dieses ist doch eine bloße Muthmaßung des Herrn Grafen Büffon; die durch Versuche mit verschiedenem Nahrungsmittel leicht wiederlegt oder eingeschränket werden kann. M. s. Stralf. Mag. a. a. O. *p.* 402. s. Anmerk. 88. O.

l) Dies ist besonders merkwürdig, daß das Rennthier, ob es gleich im Winter weiter nichts als dieses Moos in sehr großer Menge frißt, doch immer davon fetter wird, reiner und mit einem schönern Haar bedeckt ist, als wenn es im Sommer das beste Gras genießt, alsdann sieht es scheußlich aus. Die Ursache, warum diese Thiere sich im Herbst und Winter besser befinden, ist diese, weil sie die Wärme gar nicht vertragen können, weshalb sie im Sommer nichts als Sehnen, Haut und Knochen haben. Scheffers Geschichte von Lappland, S. 206. V.

Geweihe unserer Hirsche; das Geweih endlich, das die Weibchen tragen, ist noch kleiner [21]). Auf diese Art sind diese Geweihe von mannigfaltiger Art, nicht nur wegen des Alters, wie andere Geweihe, sondern auch wegen des Geschlechts, und der Verschneidung der Männchen. Diese Geweihe unterscheiden sich demnach so sehr von einander, daß man sich darüber nicht wundern darf, daß die Schriftsteller, welche sie haben beschreiben wollen, so wenig mit einander übereinstimmen.

Noch eine andere sonderbare Sache, die wir nicht übergehen können, und die dem Elenthier sowohl als dem Rennthier eigen ist, ist diese, daß, wenn diese Thiere laufen oder nur mit schnellen Schritten gehen, die Schalen an ihren Füßen m), bey jeder

21) Rheno cicur, a calce ad extremitatem dorsi plerumque est vlnas $1\frac{1}{2}$ altus; longitudo ejus a cornibus ad caudam vlnae 2; ab vmbilico ad spinam dorsi vlnæ $\frac{3}{4}$. — *Cornua* ad Vlnam $1\frac{1}{4}$ in longitudinem extenduntur, in medio recurva, teretia cum brevi ramo in postica parte; Summitates compressæ et plurimis digitis palmatæ. Ante frontem ramus vnus, raro duo, e basi fere cornu, recti prominent, capitis sæpe longitudinem æquantes, apice compressi et in plures ramulos divisi. In Summitate a se invicem distant cornua spatio æquali ei, quod eorundem efficit longitudo. *Feminis* cornua sunt ejusdem structuræ cum maribus, minora tamen, tenuiora et minus ramosa. *Cervus Rheno Lin. Diss. p.* 6. S. Anmerk. 116. Ø.

m) Rangiferum pulices, Oestra, tabani ad alpes cogunt, crepitantibus ungulis. *Linn. Syst. nat. edit. X. p.* 67. — Das Rennthier unterscheidet sich von dem Hirsche auch dadurch, daß es kürzere und viel dikkere Füße hat, die den Büffelfüßen gleichen. Daher hat es ein Huf oder Horn am Fuße, das natürlich in zwey Klauen gespalten, und fast rund ist, wie bey den Kühen oder Stieren. Es mag gehen

jeder Bewegung, ein so starkes Geklapper machen, daß es einem so vorkömmt, als wenn die Beine aus allen ihren Gelenken gebracht werden. Wenn die Wölfe dieses Geräusch hören, oder durch den Geruch das Thier verspühren; so laufen sie demselben entgegen, packen es an, und überwältigen es, wenn mehrere beysammen sind; denn gegen einen einzigen Wolf wehret sich das Rennthier; dies thut er aber nicht mit seinem Geweihe, welches ihm im Ganzen mehr schadet, als nützet, sondern mit seinen Vorderfüßen, welche sehr stark sind; mit diesen schlägt es so heftig auf den Wolf los, daß er betäubt wird oder wegläuft, und fliehet darauf mit solcher Geschwindigkeit, daß er nicht mehr eingehohlet werden kann. Ein gefährlicherer Feind für dasselbe, der nur nicht so häufig und zahlreich erscheinet, ist der Rosomack oder der Vielfraß. Dieses Thier, welches noch gefräßiger, aber schwerfälliger als der Wolf ist, vorfolgt das Rennthier nicht, sondern klettert auf einen Baum, verbirget sich da, und lauert darauf, bis es vorbey kömmt. So bald er sieht, daß es nahe ist,

hen wie es will, es mag langsame Schritte thun, oder laufen; so machen die Gelenke seiner Beine ein ziemlich großes Geräusch, gerade so, als wenn Kieselsteine auf einander fielen, oder als wenn man Nüsse aufknackte, und dieses Geräusch hört man, sobald man das Thier nur erblicken kann. Scheffer Seite 202. — Fragor ac strepitus pedum ungularumque tantus est in celeri progressu, ac si silices vel nuces collidantur; qualem strepitum etiam in alce observavi. *Hulden Rangifer. Jenae*, 1697. — Es ist merkwürdig bey dem Rennthier, daß alle seine Knochen, und besonders die Gelenke an den Füßen knacken, als wenn man Nüsse umrühre, und ein so heftiges Geklapper machen, daß man dieses Thier fast eben so weit höret, als siehet. Regnard, Th. I. S. 108. S. Anm. 80. V.

ist, springt er auf dasselbe herab, schlägt ihm die Klauen n) in den Rücken, und klammert sich so fest, hauet ihm mit den Zähnen in den Kopf oder Hals, und läßt nicht eher los, als bis er es erwürget hat. Auf gleiche Weise und mit eben solcher List bekriegt er das Elenthier, welches noch größer und stärker als das Rennthier ist. Dieser Rosomack oder nordische Vielfraß ist mit dem Carcaju oder Guinquaju in Nordamerika einerley Thier. Seine Kämpfe mit dem Orignal sind berühmt, und das Orignal in Canada ist, wie wir gesagt haben, einerley Thier

n) Es findet sich noch ein Thier, das braun grau, und von der Größe eines Hundes ist, welches die Schweden Järt, und die Lateiner Gulo nennen, welches gleichfalls die Rennthiere erwürget. Dieses Thier steigt auf die höchsten Bäume, um unbemerkt zu sehen, und seinen Feind zu überraschen. Wenn es ein Rennthier entdeckt, es mag wild oder zahm seyn, das unter dem Baum geht, auf welchem es sitzet; so springt es auf seinen Rücken herab, schlägt ihm die Vorderpfoten in den Hals, und die Hinterpfoten in den Schwanz ein, streckt und streifet sich hierauf mit solcher Heftigkeit, daß es dem Rennthier den Rücken aufreißt, steckt sein Maul, das außerordentlich spitzig ist, in das Thier, und saugt ihm alles Blut aus. Die Haut des Järts ist sehr schön und gar fein, und man schätzt es sogar dem Zobelfell gleich. *Oeuvres de Regnard*, Th. I. S. 154. — Der Caribu läuft über den Schnee beynahe eben so schnell als auf der Erde, weil er wegen seiner Klauen (Füße, die sehr breit sind), nicht tief hinein treten kann. Wenn er sich in einem dicken Walde aufhält; so macht er sich im Winter daselbst Bahnen, wie das Orignal, und wird darinn, eben so wie dieses, von dem Carcaju angefallen. *Histoire de l'Academie des Sciences*, *année* 1713. p. 14. Anmerk. Der Carcaju ist einerley Thier mit dem Järt oder Vielfraße. V.

Thier mit dem Elenthier in Europa. Es ist besonders, daß dieses Thier, das nicht viel größer als ein Dachs ist, ein Elenthier bezwingt, welches ein großes Pferd an Größe übertrifft, und dabey solche Stärke besitzt, daß es mit einem einzigen Schlage seines Fußes o), einen Wolf ums Leben bringen kann. Allein dieser Umstand wird von so vielen Zeugen bezeuget, daß man nicht daran zweifeln kann p).

Das

o) Lupi et ungulis et cornibus vel interimuntur vel effugantur ab alce, tanta enim vis est in ictu ungulae, ut illico tractum lupum interimat aut fodiat, quod saepius in canibus robustissimis venatores experiuntur. *Olai Magni, Hist. de gent. septent. pag.* 135. V.

p) Quiescentes humi et erecti stantes onagri maximi a minima quandoque mustela guttur insiliente mordentur, ut sanguine decurrente illico deficiant morituri. Adeo insatiabilis est haec bestiola in cruore sugendo, ut vix similem suae quantitatis habeat in omnibus creaturis. *Olai Magni Hist. de gent. sept. pag.* 134. — Anmerkung. 1) Olaus hat oft das Elenthier unter dem Wort Onager bezeichnet. 2) Er beschreibt den Vielfraß nicht gut, wenn er ihn mit einem kleinen Wiesel vergleicht, denn dieses Thier ist größer als ein Dachs. — Der Guincaju steiget auf die Bäume, legt sich, so lang er ist, auf einen Zweig nieder, und lauret daselbst auf ein Orignal; wenn eines kömmt, springt er auf dessen Hals herab, hält es mit seinen Klauen fest, schlägt seinen Schwanz um dasselbe herum, naget ihm ein wenig unter den Ohren in den Hals, so lange, bis es niederfällt; es mag so viel laufen und sich an den Bäumen scheuren, als es will; er läßt seinen Fang nie los. Denys Beschreibung von Nordamerika, S. 329. — Der Carcaju fällt das Orignal und den Caribu an, und tödtet sie beyde; das Orignal sucht sich im Winter eine Gegend aus, wo die Anagyris oder das Stinkholz in Menge wächst, weil es sich davon unterhält; und wenn die Erde mit fünf bis sechs Fuß hohem Schnee bedeckt ist; so macht es sich

in

Das Elenthier und das Rennthier gehören beyde zu der Zahl der wiederkäuenden Thiere; ihre Art sich zu nähren ergiebt solches, und die Besichtigung ihrer inneren Theile leget es noch deutlicher dar q). Indessen haben Tornäus, Scheffer r), Regnard s), Hulden t), und verschiedene andere geschrieben, daß das Rennthier nicht wiederkäuet. Ray u) aber hat Recht, wenn er sagt, daß ihm

 solches

in diesen Districten Bahnen, welche es nicht verläßt, wenn es nicht von den Jägern verfolget wird. Wenn der Carcaju den Weg des Orignals wahrgenommen hat; so klettert er auf einen Baum, bey welchem es vorbey kommen muß, springt von da auf dasselbe herab, und reißt ihm in einem Augenblick die Kehle auf; vergebens wirft sich das Orignal auf die Erde nieder, oder scheuret sich an den Bäumen, durch nichts läßt der Carcaju sich bewegen, das, so er gehaschet hat, loszulassen, und Jäger haben bisweilen handbreite Stücken von seiner Haut gefunden, welche an dem Baum, an welchem das Orignal sich gescheuret hatte, sitzen geblieben waren. *Histoire de l'Academie des Sciences, année* 1707. *page* 13. V.

q) Die Vordertheile des Elenthiers hatten einige Aehnlichkeit mit des Ochsen seinen, besonders was die vier Mägen und die Gedärme betrifft. *Memoires pour servir à l'Histoire des animaux*, P. I. *p.* 184. V.

r) Dies ist noch von dem Rennthier zu bemerken, daß es nicht wiederkäuet, ob es gleich ein gespaltenes Huf hat. Scheffer, Seite 200. V.

s) Man bemerkt auch an den Rennthieren, daß sie nicht wiederkäuen, wiewohl sie gespaltene Füße haben. Regnard, Th. I. S. 109. V.

t) Sunt bisulci et cornigeri, attamen non ruminant Rangiferi. *Hulden*, Rangiferi &c. V.

u) Profecto, inquit Peyerus, mirum videtur animal illud insigniter cornutum ac praeterea bisulcum, cervisque specie simillimum ruminatione destitui, ut dignum censeam argumentum altiore indagine curiosorum,

quis

solches unglaublich vorkäme, denn das Rennthier x) käuet wirklich wieder, wie der Hirsch und alle andere Thiere thun, die verschiedene Mägen haben [22]). Das zahme Rennthier bingt sein Leben nur auf funfzehen bis sechszehn Jahre y), es ist aber zu vermuthen, daß die Lebenszeit des wilden Rennthiers länger währet, indem dieses Thier vier Jahre wächst, und daher acht und zwanzig bis dreyßig Jahre leben muß, wenn es in seinem natürlichen Zustande ist [23]). So

quibus Renones fors subministrat aut principum favor. Hactenus Peyerus; mihi certe non mirum tantum videtur, sed plane incredibile. *Ray. Syn. quad. pag.* 89. V.

x) Rangifer ruminat aeque ac aliae species sui generis. *Linn. Faun. Suecica, pag.* 14. V.

22) Pecora Lapponum, caseosa ruminantia absque domo. *Linné Syst. nat. ed.* XII. 93.

Ruminare Rhenonem æque ac alia pecora, dubium non est, quod quotidie perspicitur, quum quiescit ad casam circa fumum, adeo vt Raius ex analogia congenerum hoc rectius coniecerit, quam negavit Schefferus ex professo de hoc agens animali. *Linné, Cervus* Taranda l. *c. p.* 20.

Man sehe im Anhange auch des Herrn Grafen Mellins Bestättigung. Anmerk. 115. O.

y) Aetas ad tredecim vel ultra quindecim annos non excedit in domesticis. *Huld.* — Aetas sexdecim annorum. *Linn. Syst. nat. edit.* X. *pag.* 67. — Die Rennthiere, die allen Unfällen entgehen, und alle Krankheiten und Unpäßlichkeiten überstehen, leben selten länger als dreyzehn Jahre. Scheffer, S. 209. V.

23) Vltra annos XIV. vel XVI. raro extenditur aetas Rhenonis. Quum circa auctumnum pinguescere incepit mas iustae aetatis, aut sterilis evasit femina, mactantur, nam alias lege ipsius naturæ pereunt. Ex hoc tam exiguo vitæ curriculo Rhenonum facile colligi potest, quanto errore veteres statuerint Cervum inter omnia animantia, summam ætatem attingere,

So wie die Jahrzeiten verschieden sind; so jagen die Lappländer die Rennthiere auch auf verschiedene Weise; sie bedienen sich in der Brunstzeit z), der

 zah=

gere, immo ad mille annorum spatium vitam ejus continuari... Etenim si illud tempus, quo in vtero vel extra illum a matre foventur ova, comparetur cum eo tempore, quo adolescit in justam staturam juvenis, ætas ordinaria animalium plerumque invenitur. Huc accedit adfinitas congenerum, qua Rangifero tam propinquus est Cervus vulgaris, vt facillime adducamur ad credendum, ætatem hujus XXX annos haud superare. *Linné, Cervus Rheno, p.* 17.

Wir werden im Anhange aus dem Stralſ. Magaz. lesen (Anm. 84*.), daß man ihr Alter bis an 100. Jahre zählt, welches also doch großen Zweifeln ausgesetzt ist. O.

z) Die Lappländer jagen die Rennthiere mit Netzen, Hellebarden, Pfeilen und Musketen. Dies geschieht im Herbst oder Frühling, im Herbst gegen St. Matthäi, wenn die Rennthiere in Brunst sind. Die Lappländer begeben sich in die Gegenden der Wälder, wo sie wissen, daß sich zahme Weibchen finden, diese binden sie an Bäumen an; das Weibchen ruft das Männchen, und wenn er im Begriff ist, es zu bedecken, so tödtet der Jäger das Männchen mit einem Musketenschuß oder mit einem Pfeile. — Im Frühling wann der Schnee anfängt weich zu werden, und diese Thiere tief hineinfallen, und stecken bleiben, gehen die Lappländer mit ihren Schneeschuhen ihnen nach und erreichen sie. — Bey andern Gelegenheiten jägt man sie mit Hunden, welche dieselben in die Netze treiben; endlich bedienet man sich auch einer Art von Garn, welches aus Stangen besteht, die durch einander geflochten sind, wie zwo große Hecken auf dem Lande, die eine sehr lange Allee, bisweilen von zwey Meilen ausmachen, damit die Rennthiere, wenn sie einmal da hinein gejaget und getrieben sind, gezwungen werden, beym Fliehen in eine große Grube zu fallen, welche dazu mit Fleiß am Ausgang des Werks gemacht ist. Scheffer, S. 209. V.

zahmen Weibchen, um die wilden Männchen zu locken, sie tödten sie mit Musketenschüssen, oder schießen sie mit einem Bogen, und werfen ihre Pfeile mit solcher Strammigkeit ab, daß, der erstaunlichen Dicke des Haars und des festen leders ungeachtet, es oft nur eines einzigen Pfeils-bedarf, um das Thier zu tödten [24]).

Wir haben die Umstände, die zur Geschichte vom Rennthier gehören, mit so viel größerer Mühe gesammlet, und mit desto mehrerer Behutsamkeit vorgetragen, da wir aus uns selbst keine Nachricht von allem haben konnten, und es nicht möglich ist, dieses Thier hier lebendig zu bekommen. Wie ich hierüber gegen einige meiner Freunde geklagt habe; so hat Herr Collinson, ein Mitglied der Königl. Societät in london, der so wegen seiner Tugenden als seiner Verdienste um die Wissenschaften lob verdienet, und mit dem ich über zwanzig Jahre in einer freundschaftlichen Verbindung stehe, die Geneigtheit gehabt, mir einen Riß von einem Rennthiergeripp zu schicken, und aus Canada habe ich einen Fötus von einem Caribu erhalten. Vermittelst dieser beyden Stücke, und vieler Geweihe von Rennthieren, die wir von verschiedenen Orten bekommen haben, sind wir im Stande gewesen, die allgemeinen Aehnlichkeiten, und die hauptsächlichsten Verschiedenheiten, die sich zwischen dem Rennthier und dem Hirsch finden, zu beweisen, wie man aus der Beschreibung des Fötus, des Geripps und der Geweihe dieses Thiers sehen wird *). Das

24) Man sehe unsere 12te Anmerkung. Mehreres von der Jagd der Rennthiere wird man ausführlicher im Anhange finden. O.

*) Man sehe den XXIV. Theil dieser Naturgeschichte der Ausgabe in ein und dreyßig Bänden. V.

Allg.

Was das Elenthier betrifft; so habe ich vor ungefähr funfzehn Jahren ein lebendiges gesehen, das ich abzeichnen lassen wollte. Da es aber nur wenige Tage zu Paris blieb; so hatte man keine Zeit, den Riß zu vollenden; und ich selbst hatte nicht mehrere Zeit als die Beschreibung zu untersuchen, welche die Herren der Akademie der Wissenschaften ehedem von eben diesem Thier gegeben haben, und mich zu überzeugen, daß dieselbe richtig ist, und mit der Natur sehr übereinstimmet.

Das Elenthier, sagt der Sammler folgender Memoires der Akademie a), „ist wegen der Länge seines Haars, der Größe seiner Ohren, seines „kleinen Schwanzes, und der Gestalt des Auges „merkwürdig, dessen großer Winkel sehr weit gespalten ist, gerade so wie der Rachen, der noch eine größere Spaltung, als der Rachen an den Ochsen, „Hirschen und andern Thieren, die gespaltene Klauen „haben. — Das Elenthier, das wir beschrieben „haben, war beynahe so groß wie ein Hirsch; sein „Körper war von dem Ende des Mauls an bis zum „Anfang des nur zwey Zoll langen Schwanzes sechs„tehalb Fuß lang; sein Kopf hatte kein Geweihe, „weil es ein Weibchen war, und der Hals war kurz, „indem er nur neun Zoll in der Länge und Breite be„trug; die Ohren waren neun Zoll lang, und unge„fähr vier breit. — Die Farbe des Haars war von „der Farbe des Eselhaars, wovon das Graue bis„weilen dem Grauen des Kamels nahe kömmt, nicht „sehr verschieden. — Sonst aber unterscheidete sich

Allg. Hist. d. Nat. *VI.* 2. p. 72. Tab. X. XI. (Geweihe). Taf. XII. (Gerippe).

a) *Mémoires pour servir à l'Histoire des animaux. Partie I. page 178. et suivantes.* V.

„dieses Haar weit von des Esels seinem, welches „letztere viel kürzer, und von dem Kamelhaar, das „viel dünner. Dieses Haar war drey Zoll lang, „und seine Dicke glich der dicksten Pferdemähne: „diese Dicke nahm immer mehr und mehr gegen das „Ende ab, das sehr spitzig war, und nach der Wur„zel zu verminderte sie sich auch, aber auf einmal, so, „daß sie gleichsam den Schaft einer Lanze vorstellete; „dieser Schaft hatte eine andere Farbe als das Haar, „und war weiß und durchsichtig als Schweinsbor„sten. — Dies Haar war lang, wie das am Bä„ren, aber gerader, dicker liegender und überhaupt „von einerley Art. Die Oberlefze war groß und „vom Zahnfleisch abgesondert, aber nicht so groß als „Solin sie beschrieben, und Plinius bey dem Thier „gethan hat, das er Machlis nennet. Diese Schrift„steller sagen, daß dieses Thier gezwungen sey, rück„wärts zu weiden, damit seine Lefze sich nicht zwi„schen seinen Zähnen klemme. Allein wir haben „bey der Zergliederung wahrgenommen, daß die Na„tur dieses Hinderniß auf eine andere Art, und zwar „durch die großen und starken Muskeln gehoben hat, „die besonders dazu bestimmt sind, diese Oberlefze in „die Höhe zu ziehen; wir haben auch gefunden, daß „die Gelenke am Bein durch Bandsehnen vergliedert „sind, deren Härte und Dicke zu der Meynung, daß „das Elenthier nicht wieder aufstehen könne, wenn „es einmal gefallen sey, mögen Anlaß gegeben ha„ben. Seine Füße waren den Hirschfüßen gleich, „aber viel dicker; außerdem hatten sie nichts außer„ordentliches an sich. — Wir haben bemerkt, daß „der große Augenwinkel nach unten zu weit mehr „gespalten war, als an den Hirschen, Damhirschen „und Rehen, aber auf eine seltsame Art, welche

„darinn

„darinn besteht, daß diese Spalte nicht die Richtung „der Augenöffnung verfolgte, sondern einen Winkel „mit der Linie machte, die von einer Ecke des Au- „ges bis zur andern gehet; die untere Thränendrüse „war anderthalb Zoll lang, und gegen sieben Zoll „breit. — In dem Gehirn haben wir ein Stück „gefunden, dessen Größe auch zum Sitz des Geruchs „hinreichte, der nach des Pausanias Zeugniß bey „dem Elenthier feiner als bey irgend einem andern „Thier ist; denn die Geruchnerven, die gemeinig- „lich die warzenförmige Fortsätze heißen, waren ohne „Vergleichung größer, als bey irgend einem andern „Thier, welches wir zergliedert haben, indem sie „vier Linien im Durchmesser hatten. — Was das „Stück Fleisch betrifft, das einige Schriftsteller dem- „selben auf den Rücken, und andere unter das Kinn „setzen; so kann man sagen, daß, falls sie sich nicht „geirret haben, oder nicht gar zu leichtgläubig gewesen „sind, solches den Elenthieren, von welchen sie reden, „eigen gewesen ist [25]." Wir können zu dem Zeug- niß der Herren der Akademie über diese Sache unser eigenes in Absicht des Elenthieres hinzusetzen, das wir lebendig gesehen, und das ein Weibchen war; wir haben nicht bemerket, daß unter dem Kinn oder an der Kehle ein Fleischbeutel gewesen sey. Indessen erwähnet doch der Herr von Linnäus, der die Elen- thiere besser, als wir, kennen muß, weil er in einem Lande wohnet, wo sie sich aufhalten, eines solchen Knollens an der Kehle, und leget selbigen dem Elen- thier als ein wesentliches Kennzeichen bey: Alce cervus cornibus acaulibus palmatis caruncula gutturali. Syst. nat. edit. X. pag. 66. Es ist kein andres

25) Ausführlichere Beschreibungen vom Elen finden wir im Anhange. Ꝏ.

Mittel, diese Behauptung des Herrn von Linnäus mit unserer verneinenden Meynung zu vereinigen, als wenn man annimmt, daß dieser Fleischbeutel oder diese Kehlgeschwulst dem männlichen Elenthier eigen sey, das wir nicht gesehen haben; und wenn dem so ist, so hätte dieser Schriftsteller daraus kein wesentliches Kennzeichen in Ansehung der ganzen Art machen sollen, indem das Weibchen den Fleischbeutel nicht hat. Vielleicht ist derselbe eine gemeine Krankheit unter den Elenthieren, eine Art von Kropf; denn von den beyden Figuren, welche Gesner b) von diesem Thier liefert, hat die erste, die kein Geweihe hat, eine dicke Geschwulst unter dem Halse, und an der andern, welche ein männliches Elenthier mit dem Geweihe vorstellet, findet sich keine Fleischgeschwulst [26]).

Ueberhaupt ist das Elenthier ein viel größeres und stärkeres Thier als der Hirsch und das Rennthier c), es hat ein so steifes Haar und ein so hartes Leder,

b) *Gesner, Hist. quad. pag.* 1. *et* 3. V.

26) Der Herr Camper fand doch auch bey dem Rennthier einen Sack, wie bey den Affen, dessen Oeffnung zwischen dem Zungenbein und Schildknorpel den kleinen Finger durchließ, und über dies noch zwey auf ihm sich verbreitende Muskeln empfing. Wir werden dieses im Anhange aus Büffons Supplementen (Anm. 77.) angeführt finden, wie auch in den *Naturkundige Verhandelingen van Camper*, over den Orang-Outang en eenige andere Aap-soorten, over den Rhinoceros met den dubbelen Horn, en over het Rendier. Amsterd. 1782. 4to. Eben diesen Sack fand Herr Professor Blumenbach an dem ehemals zu Cassel gewesenen Rennthier. Gött. Anz. 1773. St. 7. O.

c) Das Elenthier übertrifft das Rennthier nicht wenig an Größe, indem es so groß ist, als die größten Pferde; überdies hat das Elenthier viel kürzere und

leder, daß kaum eine Musketenkugel dadurch gehen kann d) [27]), es hat sehr derbe Beine, und in denselben, vornemlich aber in den Vorderfüßen, so viel Bewegungskraft und Stärke, daß es mit einem einzigen Schlag einen Menschen oder einen Wolf tödten, und sogar einen Baum zerschlagen kann [28]). Indessen jägt man dasselbe fast auf eben die Art, wie wir den Hirsch jagen, nämlich mit vielen Menschen und Hunden [29]). Man versichert, daß es ihm, wenn es aufgetrieben oder verfolget wird, oft begegnet, daß er plötzlich niederfällt e), ohne geschossen oder

und zwey Hand breite Hörner, die an den Seiten und vorne nicht recht viele Zacken haben; die Füße, und besonders die vorderen, sind nicht rund, sondern lang, mit denenselben schlägt es gewaltig um sich, und tödtet Menschen und Hunde. Es gleicht dem Rennthier in Ansehung des Kopfs eben so wenig, es hat einen längern Kopf, und dabey große und dicke hinunterhängende Lefzen. Seine Farbe ist nicht so weiß als des Rennthiers seine, sondern fällt durchgehends am ganzen Leibe in ein sehr dunkles Gelbe, mit einer aschgrauen Schattirung, und wenn es geht, hört man das Knacken der Gelenke an seinen Beinen nicht, wie bey allen Rennthieren geschieht. Endlich wird ein jeder, der nur beyde Thiere genau betrachtet hat, (wie ich mehrmalen gethan habe,) an denenselben so viele Verschiedenheiten bemerket haben, daß man sich wundern muß, wie sich Leute finden, die beyde für einerley Thier halten. Scheffer, S. 311. V.

d) Alces ungula ferit; quinquaginta milliaria de die percurrit, corium globum plumbeum fere eludit. *Linn. Syst. nat. edit. X. p. 67. (ed. XII. p. 93.)* V.

27) *Erxleb. Mammal. p. 301. Linné Syst.* a. a. O. O.

28) Stralſ. Magaz. a. a. O. 386. M. s. den Anhang Anmerk. 40. 55. O.

29) Pallas Reisen *III.* p. 89. O.

e) Wie Tages zuvor alles zur Jagd eingerichtet worden

oder verwundet worden zu seyn. Aus diesem Umstande hat man gemuthmaßet, daß es die fallende Sucht

den war; so waren wir noch nicht über einen Pistolenschuß in dem Gehölze, als wir ein Elenthier gewahr wurden, das vor uns hinlief, und plötzlich niederfiel, ohne daß es war geschossen worden, oder schießen gehört hatte. Dieß veranlaßte mich, meinen Führer und Dollmetscher zu fragen, woher es käme, daß dieses Thier auf solche Art niedergefallen wäre. Er antwortete mir darauf, es käme von der fallenden Sucht her, womit alle diese Thiere geplaget wären, und deswegen nennte man sie Elende. — Und wäre dieses Uebel nicht, das sie zum Niederfallen brächte, so würde man sie schwerlich erjagen können. Dieses sahe ich bald nachher, als der norwegische Edelmann dieses in dem erwähnten Uebel liegende Elenthier getödtet hatte. Wir verfolgten hierauf ein anderes über zwey Stunden, konnten es aber nicht erreichen, und wir würden es nimmer bekommen haben, wenn es nicht, wie das erste, gleichfalls durch den Antritt der fallenden Sucht umgefallen wäre, nachdem es drey von den stärksten Hunden des Edelmanns mit den Vorderfüßen getödtet hatte, welches ihn so sehr verdroß, daß er nicht mehr jagen wollte. — Er gab mir zum Beweise seiner Freundschaft die linken Hinterfüße von den Elenthieren, die er erlegt hatte, und gab mir dabey zu erkennen, daß dies ein unfehlbares Mittel für diejenigen wäre, die von der fallenden Sucht befallen würden. Hierauf antwortete ich lachend, daß ich mich wunderte, daß dieser Fuß, der eine so große Kraft hätte, das Thier dem er gehörte, nicht von seinem Uebel befreyete, da es denselben doch immer bey sich führete. Der Edelmann fing gleichfalls an zu lachen, und sagte, daß ich Recht hätte, er hätte dergleichen Füße verschiedenen Personen gegeben, die mit diesem Uebel geplagt gewesen, und doch nicht davon befreyet worden wären; er wüßte es eben so gut als ich, daß diese vermeynte Kraft des Elenthiers ein Wahn des Pöbels wäre. Reise des de la Martiniere, Paris 1671. S. 10. u. d. f. O.

Sucht hätte [30]), und aus dieser Vermuthung (die nicht recht gegründet ist, weil die bloße Furcht eben dieselbe Wirkung hervorbringen kann), hat man den ungereimten Schluß gezogen, daß das Horn an seinen Füßen das böse Wesen heilen, und ein Vorbauungsmittel dawider seyn müßte.

Dieses grobe Vorurtheil hat sich durchgängig so verbreitet, daß man noch heut zu Tage viele unter dem gemeinen Volk Ringe, in deren Kasten ein kleines Stück Elenshorn eingefaßt ist, tragen sieht [31]).

Da es in den nördlichen Theilen von Amerika sehr wenig Menschen giebt; so sind daselbst alle Thiere und insonderheit die Elenthiere in größerer Menge als in den nordischen Ländern von Europa. Die Wilden verstehen die Kunst, sie zu jagen und zu fangen f), sie gehen ihren Fährten nach, bisweilen mehrere Tage nach einander, und durch unermüdetes Nachsetzen und List erjagen sie sie endlich [32]). „Man zieht, sagt Denys, Schleifschuhe an, ver„mittelst derer man auf dem Schnee geht, ohne tief „hin-

30) Dieses wird auch im Stralf. Mag. p. 388. geleugnet. M. s. d. Anhang und Anm. 53. O.

31) Die Klauen der Elenne werden von den Drechslern zu verschiedenen Dingen verarbeitet, z. B. zu Perlen und Ringen, die man sonst wieder die Epilepsie für sehr dienlich hielt. Müll. Naturs. I. 388. Ludovici Kaufm. Lex. II. 1233. Gatter. a. a. O. p. 173. s. Anm. 58.
Auch in goldenen Ringen werden die eingesetzten Stücke noch häufig getragen, wenn man gleich keine Heilkräfte davon mehr erwartet. O.

f) Denys Beschreibung von Nordamerika, Th. II. S. 425. u. d. f. V.

32) Man sehe im Anhange die Jagd der Jukagiren aus dem Stralf. Mag. a. a. O. p. 390. und die folgende Anmerkung. O.

„hineinzutreten. — Das Orignal kommt nicht „weit, weil es tief in den Schnee eintritt, welches „ihm das Gehen sehr beschwerlich macht; es frißt „bloß Holzsprossen, die in dem Jahr gewachsen sind: „da, wo die Wilden abgefressenes Holz fanden, tra„fen sie auch bald die Thiere an, die in der Nähe „waren, und naheten sich ihnen mit leichter Mühe, „weil sie nicht schnell gehen können. Sie warfen „nach ihnen mit Wurfspießen, welches große Stöcke „waren, an deren Ende ein großer spitziger Kno„chen eingefuget ist, der gleich einem Degen durch„bohret. Wenn viele Orignale in einer Schaar wa„ren, so jagten sie sie in die Flucht; alsdann stell„ten sich die Orignale alle, Kopf gegen Schwanz, „hinter einander, machten einen großen Kreis von „anderthalb bis zwey Meilen, und zu Zeiten von „noch weiterm Umfang, und traten durch das viele „Umwenden den Schnee so fest, daß sie nicht mehr „hineinfielen; wenn der vorderste müde ist, so stellet „er sich hinten hin. Die Wilden in ihrem Hinterhalt „lauerten auf ihnen bis sie vorbeykamen, und dann „schossen sie dieselben mit ihren Wurfspießen; einer „aber verfolgte sie immer: allemal, wenn sie herum „kamen, blieb eines auf dem Platz; endlich aber ver„liefen sie sich in die Wälder.“ Wenn man diesen Bericht gegen diejenigen hält, die wir bereits angeführet haben; so wird man sehen, daß der Wilde und das Orignal in Amerika beyde gleich genau das Ebenbild von dem Lappländer und dem Elenthier in Europa sind. Büff. 33)

33) Herr Pallas beschreibt in seinen Reisen durch Rußland die Gegend zwischen Alexejefsk und Borsk als eine der schönsten, die man sich vorstellen kann. „Die schönsten, an vielen Orten mit Fichten ver- misch-

mischten Aespen und Birkenholzungen, wechseln mit kräuterreichen Höhen und Heuschlägen ab; und es verdienet gewiß keine Gegend so sehr angebauet zu werden, als diese Strecke längst der Samara, wo vor eine Menge von Dörfern noch schönes Ackerland genug, kein Mangel an Holzung und der schönste Heuschlag auf denen Niedrigungen ist. In dieser Gegend halten sich noch ziemlich häufig die ungeschwänzten Rehe (Cervus Pygargus) und Elenthiere auf, welche im Winter, so weit die Samara und die darein fallenden Flüßchen und Bäche mit Buschwerk versehen sind, wie auch gegen die bergigte Gegend der Steppe hin herumschweifen. Die Elenthiere haben ihre meiste Winternahrung von denen jungen Zweigen, und Rinden der Aespen und Pappeln, und solche finden sie in dieser Gegend reichlich, im Sommer aber Schutz und Nahrung in dem weiten, unbewohnten Steppengebirge. Denen Rehen sind diese hüglichten Gegenden um deswillen die angenehmsten, weil der Wind allen Schnee von denen freyen Höhen wegnimmt, so, daß sie leicht zu dem noch vorhandenen Grase gelangen können. Von beyderley Thieren wird noch itzt in diesen Gegenden jährlich eine nahmhafte Zahl von denen Kasacken erlegt. Die gewöhnliche Jagdzeit ist ohngefähr im März; alsdenn hat die Sonne schon Macht genug, um die Oberfläche des Schnees zu einer Rinde zusammen zu schmelzen, auf welcher man mit großen hölzernen Schnee- oder Schlittschuhen (Lyshi) sehr geschwind fortkommen kann. Hingegen brechen gedachte Thiere mit ihren Klauen durch, und werden dadurch im Laufen sehr verzögert. Man sucht sie zu dieser Zeit nach der Spuhr auf, treibt sie in Thäler, wo der Schnee oft einige Ellen hoch zusammen geweht ist, und bringt sie daselbst entweder zum Schuß, oder sie werden gar von den Hunden, welche auch auf der Schneerinde gut fortkommen, so lange aufgehalten, daß sie der Jäger oft mit der Lanze erlegen kann. Besonders pflegen sich die Rehe auf der Flucht die Füße so zu verwunden, daß sie gar bald zum Laufen unfähig werden. Die Elenthiere setzen sich gegen die Hunde zur Wehre, und schlagen manchen mit denen Hufen todt, welches die

ge-

gewöhnlichen Waffen dieser Thiere sind. Der Bock davon wirft im November, nach der Brunst sein schweres Geweih ab, und hat im Frühling junge Kolben aufgesetzt. Das Weibchen soll ohngefähr im Aprill werfen, und gemeiniglich zwey Junge führen. Mit denen Rehen ist es fast eben so; nur sind ihre Geweihe im Frühling schon etwas mehr angewachsen; obwohl noch rauh und weich. Ihre Felle werden wohlfeil verkauft, und weil sie sehr leicht sind, gut genug aussehen, und die Feuchtigkeit abhalten, von einigen zu gemeinen Wildschuren gebraucht, wozu selbige noch geschickter seyn würden, wenn sie nicht das Haar so leicht verlöhren. Die Elenshäute hält man einen Rubel oder etwas drüber werth, und das Fleisch wird sehr geringe verkauft.“ Pallas Reisen *I. p.* 198. O.

An=

Anhang zum Elen.

Mit Grunde glaubt der Graf Büffon, daß das europäische Elen sich auch in Nordamerika unter dem Namen des Orignal finde a). Wenn es einigen Unterschied unter denen durch diese beyden Namen bezeichneten Thieren giebt, so besteht derselbe kaum in etwas andern als der Größe, welche, wie man weiß, sehr veränderlich nach dem Himmelsstriche und der Nahrung ist, und es ist nicht mal entschieden, welche von diesen beyden die größten sind.

Der Graf Büffon glaubt, daß es die europäischen wären b), und es ist natürlich solches zu glauben, weil man sieht, daß eben diese Thiere viel kleiner in der neuen, als in der alten Welt, sind, aber dennoch stellen uns die mehresten Reisebeschreiber das Orignal größer als unsern Elen vor. Herr Dudley, welcher eine sehr gute Beschreibung davon an die königl. Societät geschickt hat, saget, daß seine Jäger eines derselben getödtet haben, welches über zehn Fuß hoch war c). Es bedarf auch solcher Größe, wenn es die außerordentlichen großen Hörner tragen soll, welche hundert und funfzig, und sogar drey bis vierhundert Pfund schwer sind, wenn man darinn dem Hontan d) glauben soll.

Der

a) *Buff. hist. nat. tom. XII. ed. in 4to.* holl. Ausgabe, *p. 46.* V.

b) Ebendaselbst *pag. 48.* S. Anmerk. 36. V.

c) *Transactions philosophiques pour l'année 1721. n. 368, p. 165.* V.

d) *Tome XII. in 4to pag. 47.* holl. Ausgabe. V.

Der Herzog von Richemont, der sich ein Vergnügen daraus gemacht, zum allgemeinen Nutzen dasjenige zu sammeln, welches zur Vollkommenheit der Künste, und zur Vermehrung unserer Kenntnisse in der Naturgeschichte beytragen kann, besitzet ein weibliches Orignal, welches ihm von dem General Carlton, Gouverneur zu Canada, im Jahr 1766, geschickt war. Es war damals nicht älter als ein Jahr, und hat neun bis zehn Monate im Thiergarten zu Goedvoed gelebt. Einige Zeit vorher, ehe es starb, ließ er eine sehr genaue Zeichnung davon machen, die er mir gütigst mitgetheilt hat.

Man wird sie, wie glaube, hier mit Vergnügen sehen, (Pl. II. Holl. Ausg.) um das zu ersetzen, was der Graf Büffon zu Paris nicht zu thun vermogte.

Da dieses Thier noch jung war, so war es kaum höher als fünf Fuß. Die Farbe desselben war oben auf dem Leibe dunkelbraun.

Ich habe auch von Canada den Kopf eines weiblichen schon älteren Orignal bekommen. Die Länge desselben von dem Ende der Schnauße bis zu den Ohren, beträgt zwey Fuß, zwey Zoll; der Umfang bey den Ohren zwey Fuß, acht Zoll, und bey dem Maul ein Fuß, zehn Zoll; die Ohren sind neun Zoll lang; da dieser Kopf aber ausgetrocknet ist, so begreift man leicht, daß diese Ausmessungen kleiner als bey den lebendigen Thieren sind. Allamand in *Buff. Suppl. hist. nat. des anim. quadr. en 12. tom. 8. p. 215.*

„Man irret sich, wenn man den deutschen Namen dieses Thieres, welches man Elend, Elendthier zu schreibeu gewohnt ist, von derjenigen Krankheit, womit dieses Thier der gemeinen Sage nach, oft befal

befallen wird, und welche dessen Klauen bey Abergläubischen zu einem Mittel in der fallenden Sucht, und andern krampfigten Zufällen gemacht hat, herleiten will.

Da dieses Thier eigentlich in dem nördlichen Europa, und den kältesten Strichen von Asien und Amerika zu Hause ist, so hat man den Ursprung seines Namens aus eben diesen Gegenden herzuholen; und da kann wohl keine natürlichere Ableitung gefunden werden, als von dem sclavonischen Worte Jelen 34), welches in der Bibelübersetzung überall einen Hirsch auszudrücken, gebraucht worden. Man sollte also vielmehr Elen, als Elend schreiben, und diese Schreibart wird man mir zu gute halten müssen.

Merkwürdig ist gleichwohl hierbey, daß in den westlichen ländern das Wort Jelen dem Elenthiere (Alce) zugeeignet worden, da hingegen die Russen ihr Olénn, welches das Rennthier bedeutet 35), gemacht haben, und hingegen das Elenthier Lofs, und in Sibirien Sogada nennen.

Es giebt noch heutiges Tages Elenthiere in Preußen, Pohlen, Curland, liefland, Finnland, Schweden, Rußland, und durch ganz Sibirien bis an den Kolyma, und südlich an den Amurstrom. In Kamtschatka giebt es deren, wegen Mangel dikker Waldungen, nicht. Hingegen findet man sie nebst dem Rennthier wieder in den nördlichen Theilen von Amerika, wo sie von den Wilden Muehse, in Canada aber Orignal genennet werden, und wegen ihrer außerordentlichen Größe berühmt sind 36).

 Es

34) Man sehe auch unten Hagen a. a. O. Anmerk. 48. G.

35) Der Fluß Olenja hat davon seinen Namen. Pallas Reis. *III. p.* 597. G.

Es lieben diese Thiere, wegen ihrer Nahrung, die finstern Waldungen, von wannen sie im Sommer das Ungeziefer nach den Flüssen treibt; daher man sie denn vorzüglich in solchen Waldungen antrifft, die sich in der Nachbarschaft ansehnlicher Flüsse befinden, wozu auch die ihnen nöthige Abkühlung vermuthlich vieles beyträgt; denn sie lieben kalte und nördliche Gegenden, und sind unter dem 45sten Grad nördlicher Breite nicht mehr zu finden [37]).

Sonst würde die Nahrung diesem Thiere keine Gränzen setzen. Es findet selbige überall, hauptsächlich besteht sie in der Rinde, und jungen Schößlingen von Weiden, Birken, und vornemlich von Eberäschen oder Vogelbeerbäumen [38]).

Die Stämme dieser Bäume schälet das Elenthier oft so hoch, als es auf die Hinterbeine gerichtet nur reichen kann, gänzlich ab; ja es ist zu bewundern, wie ein Thier, welches nach Art aller wiederkäuenden Thiere in dem Oberkinnbacken gar keine Zähne hat, mit dem Abschälen der Rinde so wohl und so geschwinde umzugehen weiß. Nach den an den abgeschälten Stämmen sichtbaren Kennzeichen siehet man, daß es mit den breiten und scharfen Zähnen der Unterkinnbacken, wie mit einem Meißel aufwärts die Rinde abstößt, welche dem Thier also gleichsam in das Maul fällt. Gleichwohl bestehet seine beste Nahrung in den jungen Trieben der Zweige, welche zu erreichen es auch die Aeste herunterbrechen und junge Bäume umwerfen soll.

Von

36) Graf Büffon hält die europäischen größer. S. *not. b.* O.

37) S. Anmerk. 5.

38) S. Anmerk. 33. O.

Von dieser Nahrung wird es im Sommer über die Maßen fett, und ist besonders im September am feistesten; da hingegen es im Winter, bey der bloßen Holz- und Rindennahrung, welche es mit dem Biber gemein hat, ziemlich mager wird. Und von dem mühsamen Nagen der Rinde trifft man auch im Frühjahr fast bey allen Elenthieren die Kinnbacken kahl und von Haaren entblößt, ja oft wund und schurficht an.

Die Elenthiere werden im September brünstig, und sind es bis in den October. Da sie nun beynahe 9 Monathe tragen, so werfen sie ohngefähr im April [39]), und May; welches an abgelegenen Orten der Wälder, und, wie erfahrne Jäger wissen wollen, unter gewaltigen Aechzen und Stöhnen, geschiehet. Es ist also zuverläßig, daß diese Thiere nur eine bestimmte Brunstzeit haben, da hingegen von den erfahrensten Jägern bemerkt worden ist, daß die Rehe zuerst im Herbst, und darnach im Januar laufen. Wobey mir dieses merkwürdig, und durch zuverläßige Erfahrungen und Zergliederungen bewiesen ist, daß erst im Januar die Befruchtung der weiblichen Rehe vor sich gehen muß, indem man im December und Anfang des Jahres bey keiner Rehkuh Merkmale der Empfängniß antrifft.

Das weibliche Elenthier wird gemeiniglich im dritten Jahre trächtig. Es ist viel stärker und im Sommer feister, als das Männlein, auch so schnell im Lauf, daß es von den schnellesten Pferden nicht eingeholet werden kann, wenn man ihm nicht auf weichen Boden oder in tiefen Schnee den Vortheil abgewinnet, wo es wegen seiner Schwere tief einsinkt, und nicht so wohl fortkömmt. Die Zahl der

39) Anmerk. 33. 100.



Jungen bey jedem Wurf pflegt zwey zu seyn, doch tragen die jungen Weiblein gemeiniglich nur eins 40*). Das junge bleibt lange Zeit schwächlich, und vermag kaum nach zwey Wochen der Mutter zu folgen. Zur Brunstzeit gehen die Elenthiere Heerdenweise, und die Böcke kämpfen alsdenn entsetzlich untereinander um die Weiblein. Bey diesem Kämpfen, und überhaupt, wenn das Thier zornig wird, richtet es alle Haare auf, und bekömmt dadurch ein überaus wildes und fürchterliches Ansehen bey seiner Größe. Alle zur Brunstzeit gefällte Thiere sind wegen des geilen Geruchs und Geschmacks ihres Fleisches nicht eßbar; welches auch von dem Weiblein gilt. Man hat sich aber zu dieser Zeit wohl vor diesen Thieren, besonders den alten Böcken auf der Jagd zu hüten. Denn wenn man sie anschießet, und nicht tödlich trifft, so gehen sie, nach Art der Bären und wilden Schweine, gerade auf den Schützen los; und ist dieser alsdenn nicht so glücklich, sich auf einen Baum zu retten, so ist er verlohren; denn das Elenthier schlägt ihn mit den Vorderläufen zu Boden, und tritt ihn so lange, bis alle Knochen zermalmet oder kein Leben mehr in ihm ist 40). Oft rettet einen solchen Unglücklichen noch ein Sprung auf die Seite, wenn das Thier bald an ihm ist; denn es läuft alsdenn in der Wuth vorbey, und läßt den Jäger Zeit, sich wieder zum Schuß fertig zu machen.

Am Fleisch wiegen die Elenthiere mit Haut und Fett ohngefähr sieben bis acht Zentner, auch wohl darüber. Das Elenfleisch ist sehr schmackhaft, wie Rindfleisch durchwachsen, und darinn von dem Rennthierfleisch sehr unterschieden. Dem ohngeachtet hat das

40*) Anmerk. 33. O.

40) Anmerk. 28. O.

das Elenthier noch über dies, wie der Hirsch, das sogenannte hohe Rückenfett. Man schätzet daher an einem Elenthier, außer der Zunge, besonders das Zimmer oder hintere Rückenstück 41). In dem Magen dieser Thiere findet man oft, wie bey dem Rindvieh, Hirschen und Gemsen, diejenigen Haarbälle, welche Aegagropilae genannt zu werden pflegen, und wovon Velschius einen Tractat geliefert hat. Außerdem hat das Elen im Herzen diejenigen Knochen, welche bey den Hirschen gefunden, und

41) Das Fleisch derselben wird in Rußland, Schweden, Preußen, Livland, in Hóland im Stifte Aggerhuus und andern Gegenden von Norwegen gegessen. Das Fleisch der Jungen wird für wohlschmeckend und leicht verdaulich gehalten. Das vom erwachsenen Thiere aber ist grob faserícht und trocken, und giebt eine herbe und anhaltende Nahrung, und wird auch für den Winter eingesalzen.

In Rußland weiß man die Unverdaulichkeit eines Elenbratens durch ein Schälchen Brantwein, Burgunder, oder englisches Bier abzuhelfen. Die Kirgisen essen ebenfalls das Fleisch dieses Thieres. Gatterer a. a. O. *p.* 170. s. Anmerk. 56.

Die Häute der Elenthiere liefern die Wogulen zum Tribut in die Casse, und verkaufen den Ueberfluß. Das Fleisch, welches sie nicht frisch verzehren, wird in Riemen geschnitten, und ohne Salz an der Luft, auch wohl im Rauch gedörret. Dieses ist so wohl gekocht als auch aus der Hand trocken ihre gewöhnliche Nahrung. Und wenn sie so unglücklich sind, daß sie in langer Zeit kein Wild bekommen, und der Vorrath meist verzehrt ist, so zerschlagen sie die weggeworfenen Knochen, sieden dieselben im Wasser, und behelfen sich mit der Kraftsuppe. Doch kömmt es selten mit ihnen zu dieser äußersten Noth, weil sie mit dem Bogen und Feuergewehr, womit die meisten versehen sind, sich noch daneben allerley Wald- und Wassergeflügel verschaffen. Pallas Reisen. *II. p.* 258. G.

in die Apotheken gebracht werden, auch erzeuget sich bey demselben, in den vor den Augen befindlichen Hölen, derjenige verdickte Eiterstock, welcher bey jenen unter dem Namen Lacrima Cervi bekannt ist.

Alle Jahre wirft das Elen sein Geweihe, wie der Hirsch, und zwar im December und Januar 42), folglich nach der Brunstzeit, ab. Im Frühjahr setzet es neue auf, welche anfänglich wie anderthalb Spannen hohe Keulen hervorbrechen, aus welchen sich hernach die Aeste vertheilen. Das ganze Geweih ist mit einer scharfen, weichen und wolligten Haut überzogen, welche inwendig voller Adern ist. Diese verstirbt aber nicht gleich, wie bey den Hirschen, sondern, wenn sie abtrocknet, und zu Anfange des Winters abschälet, so fallen auch bald nachher die Hörner selbst ab. Die Jäger sagen, daß sich unter der Haut der Geweihe Würmer erzeugen 43), welche durch ihr Nagen das Thier zu beständigem Reiben und Stoßen der Hörner gegen die Bäume veranlassen, wodurch selbige endlich abbrechen. Durchgängig erwachsen die Geweihe der Elenthiere zu einer ungeheuren Größe 44); allein sie zeigen nicht, wie bey den Hirschen, durch die Zahl ihrer Zinken oder Enden das Alter des Thieres genau an 45), obwohl diese mit dem Alter allerdings zunimmt.

Die merkwürdigsten Feinde dieses mächtigen Thieres sind der Bär, der Luchs, Wolf, Vielfraß, das Hermelin, und die Insekten. Die Bären haben Gefahr und Noth genug, ein solches Thier zu erlegen, und die Wölfe greifen es nie als in Gesell-

43) Aehnliche Krankheit findet man bey den Rennthieren. O.

44) M. s. d. 6te Anmerk. O.

45) M. s. die Beschreib. d. Hirsches, B. III. p. 78. O.

sellschaft, fünf bis sechs an der Zahl an, und büßen dabey nicht selten ihr Leben ein. Dennoch fürchtet sich das Elen sehr für den Wölfen, und die Jäger sagen, daß ein solches Thier, wenn es einmal hart von Wölfen gejagt worden, aber doch entronnen sey, niemals wieder zu Fett und Kräften komme, sndern schwach und kränklich bleibe. Hingegen will kein sibirischer Jäger von der fallenden Sucht dieses Thieres etwas wissen, obgleich sie von dem Bären zu erzählen wissen, daß ein großes und unerwartetes Schrecken demselben zuweilen einen plötzlichen Tod verursache.

Ein gefährlicher Feind des Elens, sowohl als Rennthiers, ist der sogenannte Vielfraß, ein Thier in Bärengestalt, schwarz und gelblich, nicht viel größer als der Dachs oder ein Schäferhund, aber stark und kurz von Leibe und Füßen. Dieses Thier klettert in den Gegenden, wo sich Elenne aufhalten, auf die Bäume und springt dem herankommenden oder vorbeygehenden Thiere auf den Rücken, und besonders zwischen das Geweih, auf den Kopf, kratzt demselben die Augen aus, beißt ihm Wunden, aus welchen es das Blut saugt, und plagt das Thier so lange, bis es theils vor Entkräftung, theils durch das Stoßen gegen die Bäume umkömmt, und seinem begierigen Feinde zum Raube wird. Eben dieses thut der Luchs.

Allein kaum glaublich ist es, was doch von den erfahrensten Wildschützen versichert wird, daß nemlich das Hermelin, aus besonderer Feindschaft gegen dieses Thier, selbigem beyzukommen sucht, und sich in dessen Ohr setzt, wodurch das Thier dergestalt geplagt werden soll, daß es sich vor Wuth und Raserey den Kopf gegen die Baumstämme, selbst einstößet.

stößet. Der Fliegenplage des Elens, welche es zur Sommerszeit aus den Wäldern in die Flüsse treiben, habe ich bereits Erwähnung gethan.

Der Hauptfeind dieses und aller brauchbaren wilden Thiere endlich ist der Mensch, welcher demselben auf allerley Weise nachstellt [46]). Die Buräten, Tungusen und Mungalen erlegen die Elenthiere mit andern auf ihren großen Klopfjagden. Am meisten aber lauren sie selbigem an der gewöhnlichen Spuhr, und bey den Flüssen auf, in welche sich, wie gesagt, im Sommer die Elenthiere, theils um vor den Insekten sicher zu seyn, theils um das aus dem Wasser hervorwachsende hohe Gras abzuweiden, hinein begeben. Denn auf der Erde zu weiden, ist ihnen wegen Kürze des Halses, und länge der läufte, ohnmöglich. Im Winter, wenn der este Schnee gefallen, jagen diese Völker das Elen zu Pferde reitend, und holen es alsdenn, weil es im Schnee ermüdet, und sich auf dem gefrornen Erdreich wohl gar die Klauen wund läuft, leichter ein.

Die

46) Man sehe die Jagd bey Anmerk. 32. 33. 54. und in Döbels Jägerpract. II. p. 73. O.

Stößt den Baschkiren ein groß Wild auf, z. B. ein Hirsch, Elen, welche auf den Bergen nicht selten sind, so versammlen sie sich in großen Banden, und jagen zuweilen einen einzigen Hirsch eine ganze Woche; wenn sie ihn erlegt haben, theilen sie ihn zu gleichen Theilen, so, daß nicht selten nur ein klein Stückchen Fleisch auf einen kömmt. Dergleichen Ausbeute scheint zwar sehr unbeträchtlich, und dürfte einigen vielleicht wohl gar lächerlich vorkommen; denn es geschieht oft, daß sie über dem langen Jagen nach dem Wilde ihre Pferde zu schanden jagen. Diese mögen sich aber an ihnen das Bild vornehmer reicher Leute vorstellen, welche um eines einzigen Hasens willen oft viel Geld, auch wohl eher ihre Gesundheit zusetzen. Lepechin Tageb. d. Reise durch Rußl. *II. p.* 4. O.

Die Jukagiren und Anwohner am Kolyma-strom jagen das Elen mit Hunden, und laufen mit Schneeschuhen daneben her. Zur selbigen Zeit liegt das Thier in den Weiden-Wäldern, wo es die Rinde abschälet, und mit dem Klafter hohen Schnee, wie mit einem warmen Stall umgeben ist. Wenn es aufgejagt wird, läuft es aus allen Kräften, ohngeachtet der Schnee beständig unter ihm einbricht und ihm das Fortkommen schwer macht.

Vor Mattigkeit sucht es endlich eine Lagerstätte, und wenn es ein paar Mal aus dem Lager aufgescheucht worden, so pflegt es gemeiniglich vor Entkräftung, ehe es noch anderthalb Meilen gelaufen, niederzufallen, da es denn mit breiten Pfeilen oder einem Kurzgewehr niedergemacht wird. Oft ist das Thier so matt gejagt, daß es der Jäger mit der Hand betasten kann. Es geschiehet auch wohl, daß ganze Heerden aufgejagt, und zugleich forcirt werden können; und an den nordostlichen Gegenden hat man einen solchen Ueberfluß dieser Thiere im Winter, daß die Hunde damit gefüttert werden.

An der Lena werden die Elenthiere auch in Gruben gefangen. Man sucht im dicken Wald einen Ort aus, wo viele Aespen, welche besonders das Weiblein liebet, und Eberäschenbäume sind. Daselbst gräbt man ins Gevierte eine Grube, anderthalb bis zwey Faden tief, und 20 Faden oder mehr groß. Ueber dieses leget man eines Fingers dicke Stangen, welche wie ein Roßtwerk kreutzweise gelegt werden, worüber man Gras und Moos wirft, bis es dem übrigen Boden völlig gleich ist. Von jeder Ecke der Grube wird alsdenn in die Ferne ein Gehege gezogen, so, daß von allen vier Seiten gleichsam ein schmal zulaufender Weg auf die Grube zu-

läuft. Das Gehege besteht bloß in gefällten Bäumen oder liegenden Stangen von Lerchenbäumen, welche auf Böcken ruhen, und wovon sich das Elen nichts böses versieht, da es sonst leicht überspringen konnte. In diesen Gruben werden vielerley andere wilde Thiere von den größern Arten gefangen, und wenn sie einmal angelegt sind, dienen sie 20 und mehr Jahre. Ja je älter sie werden, je mehr fängt man, weil das Wild nicht mehr davor stutzet; da es in den ersten Jahren, so lange das gefällte Holz noch frisch, und Spuren vorhanden sind, leicht flüchtig wird, besonders die Elenne, welche einen sehr scharfen Geruch und Gesicht haben. Wenn auch zuweilen ein Wolf oder Bär hinein gerathen, so macht diese Spur andere Thiere auf lange Zeit schüchtern.

Sonst hat der Herr einer solchen Grube nichts weiter zu thun, als daß er unterweilen darnach sieht, die gefangenen Thiere herausnimmt, und das Roſtwerk wieder ausbessert.

Fällt ein Elen in eine solche Grube, und es sind schon andere Thiere darinnen, so tritt es vor Wuth alles todt, und wie einen Brey zusammen.

Sonst werden die Elenne auch oft mit aufgestellten Geschoß, oder mit Schlagbalken, welche zwischen Bäumen angelegt werden, erleget.

Die Vortrefflichkeit der Elenhäute ist jedermann bekannt 47). Der Handel, welcher damit von

47) Man verarbeitet das Leder zu Kolletten für die Reiterey, zu Brustharnischen, Sätteln, Beinkleidern, Handschuhen, Pferdedecken, Küssen, Degengehängen und andern Riemenwerk. Ludovici Kaufm. Lex. *II.* 1235. Carvers Reis. 366. 367. Leopold de Alce §. 19. Heinsius de Alce §. 26. Gatterer a. a. O. *p.* 171. s. Anmerk. 59.

von Sibirien aus durch Rußland getrieben wird, ist ansehnlich, und es ist also allerdings der Mühe werth die Art zu erzählen, wie diese Häute von den Russen und Einwohnern Sibiriens bereitet zu werden pflegen.

Die Tungusen, Jakuten und Jukajiren in Sibirien schneiden die Elenhäute in zwey Theile, und machen daraus die sogenannte Polowinki, welche einen sehr weichen, bequemen und über alle Maßen dauerhaften Stoff zu Beinkleidern, Kamisölern und Kolletten geben. Man hat aber dieser Polowinken zweyerley, die geräucherten und die ungeräucherten, wovon jene zwar nicht eine so schöne gelbe Farbe, als

Die Bewohner der Hudsonsbay bedecken mit dem Fell des Elens ihre Zelte, und machen aus dem Leder Schuhe. Ellis Reis. 186. 164. Gatt. a. a. O.

Auf der Insel Kat-Jack bey Kamtschatka trägt man Unterkleider von diesem Fell. Berl. Samml. *IX.* 52.

Die Wogulen nehmen ihre Kleidung itzt gänzlich von den Russen, so, daß sie sich nicht einmal Pelzröcke mehr zu gerben wissen. Die Elenspfoten, welche sie sich zu Handschuhen bereiten, schmieren sie mit ausgekochtem Fischfett, und würken sie mit den Händen, bis solche weich sind. Auf ihre Schneeschuhe, womit sie im Winter auf die Jagd laufen, bedienen sie sich gleichfalls der Haut vom Elen, welche sie angefeuchtet darauf leimen, entweder mit dem Gummi von Lerchenbäumen, oder vermittelst eines eignen Leims, den sie aus Rennthierblut und Mehl oder gestampften Elenshorn bereiten, welcher Mengsel die Nacht über in einem heißen Ofen stehen muß. Pallas Reis. *II. p.* 258. Die Tataren bezahlen einen guten Theil ihres Tributs in Häuten von Elen und großen Hirschen, die man in der Casse zum Gebrauch der Cavallerie, das Stück zu 60 bis 120 Kopeken annimmt. Pall. Reis. *III. p.* 12. O.

als die leztere, bekommen, hingegen den Vortheil haben, daß sie die Nässe ungemein vertragen, und nachher getrocknet, nicht hart und brüchig, wie die andern, werden. Diese geräucherte Elensfelle sind ganz wolligt und weich, beynahe wie Tuch oder Laken; ihre Bereitung aber ist folgende. Zuerst werden die rohen Häute aufgehängt, daß sie etwas trocknen; alsdenn schabet man selbige auf beyden Seiten mit einem Eisen, welches wie eine stumpfe Säge und zwischen zweyen parallelen Hölzern eingespannt ist. Nach diesem werden sie mit einer gesäuerten Masse von Rennthierhirn, Blut und dem in den Eingeweiden des Thieres enthaltenen Unrath bestrichen, zusammengewickelt, und auf einige Tage zum Schwizzen hingelegt, damit das Fett gänzlich ausziehet. Hierauf hängt man es abermalen zum Trocknen auf, schabet es von neuem auf beyden Seiten, wovon es dünn und wolligt wird, und bricht odrr reibet es vermittelst eines hölzernen Hakens, oder der Hände, so lange über einem Hirnschädel eines Elens, Pferdes oder Rennthiers hin und her, bis es vollkommen weich, biegsam und wie Sammet oder Tuch anzufühlen ist. Will man diese Felle alsdenn geschwind räuchern, so hängt man sie über angezündetes faules Weidenholz, und räuchert sie in ein paar Tagen durch. Bey dieser Procedur bekommen sie eine solche Geschmeidigkeit, daß sie sich vom Regen weder zusammenziehen, noch auch jemals hart und brüchig werden. Die Tungusen nähen auch wohl dergleichen Felle zusammen, überziehen damit eine Hütte, und wohnen einige Zeit darunter; da selbige denn von selbst mehr als zu wohl durchgeräuchert werden. Eben diese Tungusen haben den Ruhm, daß sie die Elenhäute am besten bereiten, daher ih-

nen

nen auch erlaubt ist, ihren Tribut damit abzutragen. P. St. Stralsund. Magaz. V. St. p. 392.

J. H. Hagen hat die Nachrichten vom preußischen Elenthiere gesammlet, und saget in den Berlinschen Mannigfaltigkeiten im zweyten Jahrgange St. 79 und 80: „Das Elenthier ist nach dem Bericht Hartknochs, allhier ehemals von den alten heidnischen Preußen göttlich angebetet und verehret worden. Die Abstammung des lateinischen Wortes, Alce, ist noch unbekannt. Die deutsche Benennung Elend, oder auch Elch, auf altdeutsch, scheinet zum Theil von der elenden und jämmerlichen Krankheit, da man diesem Thiere schon von jeher die fallende Sucht angedichtet, herzurühren, zum Theil drückt solche Benennung auch die elende und furchtsame Natur desselben aus, weil es so schüchtern und verzagt ist, daß es vor viel kleinern und schwächern Thieren zu entlaufen pflegt. Der gelehrte preußische Bischof, Johann Wigand, glaubt, der Name Elend käme vom Wort Gelen, welches auf pohlnisch ein Hirsch heißt; weil das Elend mit dem Geschlecht der Hirsche sehr nahe verwandt ist; wohin auch die Benennungen Elge oder Elck, gehören 48). Ich lasse es unentschieden, ob Luther und andere im vierten Buch Mose Cap. 14. das Thier Zamer durchs Elen recht übersetzt haben oder nicht.

Diese Elenthiere halten sich vorzüglich bey uns in Preußen, imgleichen auch in Sarmatien und Illyrien auf, und lieben schattichte, finstere und bruchigte Wälder und Moräste, wenn sich grasichte und fette Triften da herum finden lassen. Hier im Lande sind besonders die Kapornischeheide, zwo Meilen

48) Anmerk. 34. Q.

len von Königsberg, beym frischen Haff, oder Frischingwald, ferner die Heiden und Brüche bey Rutten und Ogonken ohnweit Angerburg und Oyll, und die große Heide bey Johannsburg, Ortesburg und Soldau, ganz voll von diesen Thieren.

Es ist dieses Thier groß, ansehnlich und stark, vollkommen wie das preußische Pferd, und fast wie ein Maulesel gestaltet. Der Kopf sieht dem Kopfe des Maulesels sehr ähnlich, daher es auch niedergeschlagen und blöde zu seyn scheinet; sonsten ist der Kopf länglicht, und, wie gesagt, dem Mauleselkopfe, an Gestalt, Größe und Farbe fast gänzlich gleich. Seine Beine sind lang und stark; an seinen Füßen hat es zweytheilige zugespitzte Hufe. Das Haar sieht aschfarbig oder als Eselshaar aus; an den Beinen ist es indessen bisweilen weißlicht. Das Fleisch ist härtlich, im Speisen schmeckt es fast wie Rindfleisch, und eingesäuert, wie anderes im Essig eingelegtes Wildbrett, doch aber durchgehends besser, als Hirschbraten 49).

Ein ganzes frisches Elen kostet hier in Königsberg zehn bis zwölf Thaler, welches man auf einem Zedel aus dem Jägerhofe vorauszahlet.

Die männliche Elenthiere nennen unsere preußischen Jäger **Elenochsen**, und diese sind größer als unsere Rinder; die weiblichen oder die Elenkühe sind mit den Rinderochsen gleich. Die jungen heißen **Elenkälber**. Die Elenochsen haben zwey Hörner, nicht in den Augenliedern, sondern ein wenig hinter denselben, welche sie, wie die Hirsche, abwerfen, und wieder bekommen. Die Elenkühe haben keine Geweihe. Es sind aber auch diese Geweihe nicht alle auf einerley Art gewachsen. Manche haben etliche Spitzen,

49) Anmerk. 41.

Spitzen, manche auch nicht; viele sind ganz flach und breit, und haben nur an den Endungen wenige Zinken. Wir Preußen nennen sie Schaufeln, und bezahlen sie nach der Breite und Größe, um sie auf den adelichen Höfen anstatt leuchterkronen, in den Vorsälen aufzuhängen, und mit lichtern zu bestecken 50) Das Elen wirft seine Schaufeln alle Jahr ab, und kriegt wieder neue, wie der Hirsch. Dergleichen abgeworfene Schaufeln finden sich in den Wäldern, wo Elenthiere sind; wie auch Wigand erzählet, daß ihm einsmal sein Knecht, der nach Hopfenstangen in den Wald gegangen, eine solche frisch abgeworfene Elenschaufel mit nach Hause gebracht, welche zwo Zinken gehabt.

Der obere Theil des Maules ist dick, und hängt stark über, so, daß er die untere lefze umfasset und bedecket 51).

Die Nasenlöcher sind weit und dergestalt groß und breit, daß man ohne viele Mühe beyde Fäuste, bis über die Knöchel, in beyde Nasenlöcher einstekken kann *). Im Gehirnknochen gehen zwar nur ganz kleine Gänge, die nur sehr wenig Schmutz nach der Nase absondern; allein diese weiten Nasenlöcher scheinen mehr zur häufigen Einziehung der luft, für ein so gewaltiges Thier geschaffen zu seyn, weil

50) Man macht zuweilen Leuchter in die Jagdsäle daraus. Müller Nat. Syst. I. 388. Gatt. a. a. O. O.

51) Die Nase oder Oberlefze des Elenthiers, die sehr groß ist, wird für einen Leckerbissen gehalten, da sie eine festere Consistenz als Mark hat, und gehörig zubereitet, ein saftiges und wohlschmeckendes Gericht giebt. Carvers Reis. 367. Gatt. 161. O.

*) Man vergleiche die Nasenlöcher des Rennthiers. Anm. 74. O.

weil sie über dem Gaumen nach dem Halse zu gehen. Die Zunge ist wie eine Ochsenzunge, und der Rachen wie bey andern wiederkäuenden Thieren gestaltet: denn vorne hat das Elen in der untern Kinnlade acht Zähne, vier auf jeglicher Seite. Diese acht Zähne sitzen vorne, wie ein halber Mond; sie sind ganz spitz und scharf, damit sie die Baumrinden geschickt abfressen können. In der obern Kinnlade sind fast keine Zähne, unten aber, acht Finger breit von den Vorderzähnen, befinden sich wie bey den Rindern, sechs gedoppelte Backzähne, womit es wiederkäuet. Diese Zähne sind durchgehends stark und zugespitzt, nach der Natur der wiederkäuenden Thiere.

Eben so stark und fest ist der ganze Körper. Der Nacken ist derb, die Brust mit den Schultern breit und standhaft, der übrige Theil des Körpers aber nicht sehr lang. Die Hüften an den hintern Schenkeln scheinen etwas herunter zu gehen, und sind nicht so hoch und stark, als die Vorderbeine: es fällt überhaupt bey diesem Thiere die Breite der Brust am meisten in die Augen. Oben am Halse sieht man die längsten Haare, wie Mähnen, hängen, die sich bis über den Rücken herab ziehen. Sie sind mehrentheils auf dem ganzen Körper aschfarb und schwärzlich, eines Fingers lang, so dick als Schweinsborsten, und unten weißlich gefärbet, wie Baummoos. *Wigand* vergleichet dieses Thier immer mit der Gestalt der Esel oder Maulesel, besonders am Kopf und an der Farbe, ob es gleich stärkere und größere Füße und Beine hat, und nach den Schenkeln und Hufe der Bildung der Hirsche ähnlich siehet. Die Elenthiere zeigen indessen nicht alle einerley Farbe. Einige haben Flecken unter dem Bauch, uud auf den Hüften, andere nicht; die mei=

meisten sind an den Beinen weißlicht. Etliche Elenochsen haben am Halse lange herabhängende Bärte, wie zugespitzte Kegel. Ihr Schwanz ist kurz, wie bey den Hirschen.

An Fähigkeit ist dieses Thier ganz dumm und einfältig. Der Bischof zu Samland, **Johann Morlinus**, hatte sich einmal allhier, zu Königsberg in Preußen, ein junges Elenkalb erzogen, welches im Winter vor der Oeffnung eines eingeheitzten Ofens so lange gestanden, und die Hitze desselben an sich genommen, bis ihm das Fell angebrannt, und es zugleich seinen Geist aufgegeben. Ferner ist das Elen auch ein blödes und schüchternes Thier, das mit andern niemals einen Streit anfängt. Man hört selten, daß es einen Laut von sich giebet, und es pflegt auch nur zu blöcken. Zu Ende des August-Monaths paaren sie sich a). Sie werfen wie die Hirsche und Kühe, indem die Jungen ein Kalb, die alten aber höchstens zwey, zur Welt bringen, welche sie mit ihren Zitzen nähren b).

Die Kälber folgen der Mutter zwey bis drey Jahr nach c), und haben sie so lieb, daß sie solche nicht verlassen, wenn sie auch gleich erschossen vor

a) Sie tragen beynahe neun Monathe, und werfen ohngefähr im April und May. Dieses geschieht an abgelegenen Orten der Wälder, und zwar, nach der Aussage erfahrner Jäger, mit gewaltigen Aechzen und Stöhnen.

b) Im Sommer treibt sie das Ungeziefer oft aus den finstern Waldungen, wo sie ihrer Nahrung nachzugehen pflegen, nach den Flüssen, daher sie, so wohl aus diesem Grunde, als auch zur nöthigen Abkühlung, solche Waldungen aussuchen, in deren Nachbarschaft sich ansehnliche Flüsse befinden.

c) Ein neu geworfenes Elen ist kaum nach zwo Wochen vermögend, der Mutter zu folgen.

ihnen lieget; wie man denn weiß, daß sie die erschossene, und im Blute liegende Mutter so lange ansehen, bis sie selbst dabey niedergeschossen werden. Die jungen Kälber können noch zahm gemacht werden, die erwachsenen aber nicht mehr. Der Bischof **Wigand** berichtet, daß zu seiner Zeit ein Förster im Oberlande in Preußen gelebet, der ein dergleichen zahm gemachtes Elen besessen, welches täglich mit dem Viehe aus dem Dorfe nach den nächsten Wäldern auf die Weide gegangen, und gegen Abend allemal mit nach Hause zurückgekommen; dies habe es aus freyen Antrieb gethan, und sey sehr lange bey ihm geblieben.

Mit seiner Fütterung hat es folgende Bewandniß. Vorzüglich sucht es, auf bruchigten und schattichten Orten, die grünen Kräuter auf, die es mit Hülfe der Vorderzähne in der untern Kinnbacke, und der Zunge klein machet. Dieses verrichtet es, indem es vorwärts vor sich hergehet, und die Kräuter erhaschet, wie andere Thiere auch thun; und nicht im Zurückgehen, wie einige fälschlich vorgeben wollen. Die Baumrinden sind ihm besonders wohlschmeckend, und vorzüglich von der Zitterpappel, die wir hier Espe (Populus tremula) nennen, und bey uns sehr häufig wächset. Oefters stellet es sich gerne bey die vom Winde umgeworfene Eschenbäume und naget ihre Rinde ab, wie eine Ziege. Daher pflegen die Jäger dergleichen Bäume zu fällen, damit sie das Elen nach solchen frischen Baumrinden locken, und dabey schießen oder fangen können. Mit Hülfe der Vorderzähne naget es diese Rinden oder Borken, und streifet solche von unten nach oben. Das Elen hält sich nicht in offenen und lichten Wäldern auf, sondern allemal gerne in dichtem, schattigtem und bru-

chigtem Gehölze, wo viele Eichen, Büchen, und besonders Espen wachsen. In freyen Feldern sieht man es gar nicht, da es als ein melancholisches Thier, bloß die Einöden liebet. Sie gehen allemal Heerdenweise, und weiden immer mit mehrerer Gesellschaft, wenigstens mit zwey, drey und mehreren.

Die Elenthiere besitzen besonders eine sehr große Behendigkeit, indem sie, vermittelst ihrer langen Beine, sehr schnell davon fliehen können [52]), wozu ihnen die ausnehmende Furchtsamkeit mit behülflich ist. Sie setzen mit erstaunender Geschwindigkeit durch die tiefsten Moräste, und laufen so schnell, daß ihnen weder Jäger, noch Hunde oder Wölfe im Verfolgen nachkommen mögen. Im Schwimmen sind sie so geschickt, wie die Hirsche, so, daß sie in der Flucht die größesten Flüsse und breitesten Landseen ohne Gefahr durchpassiren. Es sind indessen bloße Erdichtungen, wenn man von den Elenthieren glaubt, daß sie in ihren Füßen keine Krümmungen, Gelenke und Beugungen hätten, und dahero weder liegen noch aufstehen könnten. Es besitzet vielmehr in allen Stücken eben solche Kniescheiben, Gelenke und Knöchel, wie ein Hirsch; es streckt sich zur Erden, und wenn es will, so steht es ganz leicht auf; überhaupt es schläft wie der Hirsch an der Erden, und lehnt sich nicht des Nachts an die Bäume. Julius Cäsar und andere sind daher durch lügenhafte Erzählungen betrogen, wenn sie schreiben, daß dieses Thier keine Gelenke an den Füßen habe, und

52) Man kann das Elenthier zahm machen, und zum Schlittenziehen gebrauchen. Es soll in einem Tage 40 bis 50 Meilen zurücklegen können. Gatterer, a. a. O. 173. *Erxl. Mammal.* 301. *Linné* sagt, 50 Milliaria de die percurrit. *Syst. nat.* a. a. O. O.

nicht wiederum aufstehen könne, wenn es einmal niedergefallen, und also vermittelst eingesägter Baumstämme, woran es sich gerne im Schlafe anlehnte, am füglichsten gefangen würde. Man muß sich wundern, daß auch selbst neuere Schriftsteller, die dieses Thier gewiß niemals gesehen oder untersucht haben, dergleichen ungegründete Erdichtungen noch mehr erweitern. Als von der fallenden Sucht (Epilepsia) [53], weiß man in hiesigen Gegenden gar nichts, und noch vielweniger, daß es alsdenn durchs Kratzen am Ohre mit seinem Hufe, seine vorige Gesundheit wieder erhielte: da das Elen allemal vielmehr als ein sehr gesundes, frisches und starkes Thier durchgehends bekannt ist. „Muß man also nicht erstaunen, „schreibt besonders der Bischof **Wigand**, daß ganz „unerfahrne Leute sich unterstehen können, derglei„chen Fabeln und allhier unerhörte Geschichten in „öffentlich gedruckten Schriften in die Welt zu schik„ken? So gehts aber, wenn man von ungeprüften „Sachen schreiben will." u. s. w.

Die Jagd der Elenthiere ist zweyfach [54]). Entweder man erschießt sie mit einer Muskete, und da muß sich der Jäger vorsehen, daß er ja den Wind beobachtet, und gegen denselben stehet, damit der Geruch von ihm nicht an das Thier komme: oder man fängt sie vermittelst der Jagdhunde mit Netzen, mit bedeckten Gräben oder andern Werkzeugen. Das Elen fällt nicht gleich nieder, wenn es auch schon vom Schuß getroffen worden, es sey denn, daß es gerade durch die Brust geschossen, oder in dem Eingeweide selbst tödlich verwundet würde; sonsten

53) S. Anmerk. 30. O.

54) S. Anmerk. 46. S. auch Forst- Fisch- und Jagdlexikon *I. p.* 580. O.

sten aber läuft es immer fort, so weit es kann, dergestalt, daß der Jäger noch einmal darauf los schießen muß, wenn er es haben will. Ist es alsdenn getroffen, so fällt es nieder, allein indem es seinen Tod vor Augen siehet, so versucht es allemal noch einen Streich, ehe es stirbt, und schlägt mit den Vorderfüßen so gewaltig um sich, daß alles, was um ihn ist, zu Trümmern gehet. Die Jäger pflegen sich also gerne einem solchen gefällten Thier von hinten gegen dessen Rücken, zu nahen, damit ihnen dieser letzte Schlag keinen Schaden thue. Das Elenthier beobachtet alsdann, so bald es den tödlichen Schuß bekommen, gemeiniglich den Jäger, sieht ihn an, und springt ihm gerade entgegen, und schleift ihn mit seinen Hufen, wo er nicht in der Geschwindigkeit von neuem losfeuert, oder hinter einen Baum springt, und der Wuth des Thieres entgeht c).

d) Zur Brunstzeit sind die Elenthiere am gefährlichsten. Unter den Böcken entstehen die entsetzlichsten Kämpfe um die Weiblein. Wenn das Thier bey einem solchen Kampf oder bey Verfolgung zornig wird, richtet es alle Haare auf, und bekömmt dadurch, bey seiner Größe, ein überaus wildes und fürchterliches Ansehen. Die zur Brunstzeit gefällte Thiere sind, wegen des geilen Geruchs und Geschmacks ihres Fleisches, nicht eßbar. Auf der Jagd hat man sich zu dieser Zeit, besonders vor den alten Böcken zu hüten. Ein nicht tödlich getroffener Bock gehet, nach der Art der Bären und wilden Schweine, gerade auf den Schützen los, der alsdann, wo er sich nicht an einem Baum rettet, verlohren ist; denn das Thier, wenn es ihn mit den Vorderläuften zu Boden geschlagen, tritt so lange auf ihn herum, bis es alle Knochen zermalmet hat, und bis kein Leben mehr in ihm ist. Ein glücklicher Seitensprung, wenn das Thier bald an ihm ist, rettet zuweilen das Leben eines unglücklichen Jägers. Das Thier läuft

Während der Regierung unsers hochseeligen Königs weiß ich eine Geschichte, daß ein gewisser Husaren-Officier im Gefolge des Königes bey einer Parforcejagd hier in der Kapornischen Heide, einem Elenthier unaufhörlich nachgefolget, und dasselbe verschiedentlich verwundet; endlich aber, als er seine Verfolgungen immer mehr verdoppelt, ist dieses geängstete Thier auf einmal, in voller Wuth aufgesprungen, und hat mit seinen Vorderfüßen den ganzen Officier, mit Sattel, Zaum und der Haut des Pferdes von hinten bis nach dem Halse fortgestreift, und würde den allzuhitzigen Jäger jämmerlich zerschlagen haben, wenn nicht noch der König und die Jäger schleunig dazu gekommen wären. Dieses Schlagen und Streifen mit den spitzigen Hufen der Vorderfüße ist dem Elenthier, so wenig es sonst zur Grausamkeit geneigt ist, in der größesten Noth sehr eigen, welches unsere preußische Jäger nach ihren Jagdausdrücken Schellen heißen [55]. Wenn das Elen mit Netzen gefangen werden soll, so führt es gemeiniglich die Jäger, die es verfolgen, durch tiefe Gründe, durch ganz grundlose Brüche und Sümpfe, woselbst es überall, mit seinen geläufigen und breit aussetzenden Füßen, sehr behende durchkömmt, und seine Verfolger in den unwegsamsten Morästen zurückläßt, die öfters mit großer Mühe sich durcharbeiten, und endlich doch unverrichteter Sache zurückkehren müssen. In diesem Stücke hat das Elenthier recht seine natürliche Stärke, womit es dem Jäger Tort thun, und ihm entrinnen kann.

läuft dann in der Wuth vorbey, und läßt dem Jäger Zeit, sich wieder zum Schuß fertig zu machen.

55) Anmerk. 28. 40.

kann. Unsere preußische Elenthiere haben dieses mit den nördlichen nicht gemein, daß man sie schwerlich auffinden könnte: vielmehr lassen sie sich, wie die Hirsche, sehr selten einzeln, gemeiniglich immer zu zwey, drey und mehreren in Gesellschaft antreffen, wenn sie auf den bruchigten Wiesen, und besonders in schattigten Gehölzen und Moråsten, die sie vorzüglich lieben, ihre Weide suchen. Daß die Elenthiere ihr Blut nicht sehen könnten, sondern sogleich, wenn sie auch nicht tödlich geschossen wären, vom Anblick des herausfließenden Bluts kraftlos würden und stürben, ist eine ganz ungegründete Sache. Man weiß ja, daß die Jäger dergleichen angeschossene Elen dann und wann fangen, worinnen sie noch bleyerne Kugeln antreffen, die nicht haben durchkommen können.

In der Haushaltung braucht man das Fleisch 56) dieses Thieres zur Ernährung der Familien anstatt des Rindfleisches, besonders auf dem Lande. Einige ziehen dasselbe an Geschmack dem Hirsch und den Rindern vor, andern will es nicht so gut schmecken. Die Knochen 57) dienen zu allerhand Drechslerarbeit und Zierrathen, eben so gut als andere Thier-

56) Nutzen des Fleisches, s. Anmerk. 41. O.

57) Die Knochen des Elenthiers werden, wie andere Knochen, von den Drechslern, besonders in Stockholm, zu allerley Kunst- und Spielsachen verarbeitet, die weißer und schöner, als von Elfenbein seyn, und niemals gelblich werden sollen. Ludov. Kauf. Lex. *II.* 1235. Neue Anmerk. über die Naturl. *III.* 543.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden besonders Stiele zu Gueridons oder Leuchterstühlen verfertigt. Leopold de Alce §. 19. Gatt. a. a. O. Anm. 41. O.

Knochen. Der Gebrauch der Elensklauen [58]) ist eine bekannte Sache in der fallenden Sucht und dem Schlagfluß, wiewohl heut zu Tage mit Recht nicht mehr darauf geachtet wird. Man drehet daher noch Ringe daraus, welche die reichen Leute sich mit Gold umfassen lassen, so, daß der innere Theil derselben, der die Haut berühret, bloße Elensklaue ist, und wieder den Schlagfluß bewahren könne. Man macht auch noch andere Zierrathen und Gehängsel aus diesen Klauen. Vorzüglich aber glaubt man, daß, wenn man die Klauen von einem lebendigen Elenthiere nimmt, welches just in der Begattung erschossen worden, solche noch mehrere Kräfte besitzen sollen. Aus den ganzen Füßen werden hier in Preußen Gestelle und Füße zu Gueridons und kleinen Tischen verfertiget. Man läßt sich auch Becher und Bokale aus den Vorderfüßen schnitzen. Imgleichen verfertigt man auch aus der abgestreiften Haut der Füße allerhand Futterale und Beutel zu den Jägerspießen und Jägergeräthe. Weil das Fell [59]) der Elenthiere so hart, und fast undurchdringlich ist, so macht man hier zu Lande aus dem gegerbeten Leder sogar Brustharnische, die den Schuß aushalten: daher auch die alten Preußen ihre Kürasse daraus genommen haben. Wenn man Stricke aus der dicken Haut im Rücken schneidet, und mit diesen kleine Steine schleudert, so lassen sich solche thurmhoch in die Lüfte werfen. Die Elenhaare [60]) braucht man, um Küssen und Polster damit auszustopfen. In alten Zeiten bezierte man die

58) S. Anmerk. 31. O.

59) S. Anmerk. 47. O.

60) Müllers Natursf. *I.* 388. Gatt. 172.
Die Milch wird wie Rennthiermilch, und das Talg wie Hirschtalg gebraucht. Gatter. a. a. O. G.

die Palläste am Giebel mit den großen und vielzakkichten Elensgeweihen, wie wir dergleichen ehemals auch an unserm hiesigen Königsbergschen Residenzschlosse sehen konnten.

Der Bischof Wigandus versichert, daß Gesner in seinem Werke gar keine sichere und wahre Beschreibung dieses Thiers gegeben; so wie auch Pausanias nichts gewisses davon gemeldet, wenn derselbe schreibet, daß Elenthiere immer in den Höhlen und Abgründen leben, und also nicht gefangen werden können. Wie oft werden sie nicht, auch selbst in diesen Höhlen, verfolget, und im Winter durch die Fußtapfen im Schnee, und im Sommer unter den trocknen Blättern, und im zusammengetretenen Moose ausgespüret? Die preußischen Forstbedienten kennen ihre Wohnplätze unter den Espen, und anderwärts so gut, als das Gehege des andern Wildes. Vorzüglich werden im Winter, oder auch im Herbste, wenn sie sich paaren, diese Thiere am häufigsten erlegt, und außerdem sonsten mit Netzen und Graben gefangen, oder auch mit Kugeln erschossen. Darinn aber schreibet Pausanias wahr, wenn er sagt, daß das Elen den Menschen am Geruch wahrnehme, und alsdenn davon fliehe. Allein dieses geschiehet, wenn die Jäger mit dem Winde vor dem Thiere stehen, daher stellen sie sich allemal dem Winde entgegen, damit das Thier den Menschengeruch nicht auswittere. Wigandus glaubt ferner vom Cäsar, daß derselbe entweder nur ein junges Elenkalb, oder vielleicht ein ganz anderes Thier für das Elenthier beschrieben in Comm. Lib. VI. Belli gallici; weil diese immer ungemein viel größer, als eine Ziege sind, und auch kein geflecktes Fell auf dem Rücken haben, sondern nur unter dem Bauche und an den Beinen weiß, sonst aber

an

an Farbe wie Esel gezeichnet sind. Er will auch behaupten, das Elenthier habe in seinen Füßen keine Gelenke, und sollte daher durch halb eingesägte Bäume, woran es sich im Schlafe anlehnen muß, gefangen werden; allein, das ist alles völlig erdichtet, und keinem Thiere weniger als dem Elen eigen. **Wigandus** erinnert sich, daß es vormals im Harzwald auch Elenthiere und Auerochsen gegeben habe, wie denn auch noch ohnweit der Stadt Mannsfeld ein Berg liegen soll, der der Auerochsenberg heißet; allein jetziger Zeit findet man daselbst gar keine solche Thiere mehr. Vielleicht wandern dergleichen Bestien in andere Gegenden, oder die Weisheit Gottes läßt sie an gewissen Orten aussterben, oder sie werden durch Nachstellungen der Menschen ausgerottet, wie nunmehro das Auerochsengeschlecht bey uns in Preußen, woselbst es vormals so berüchtigt war, ein Ende hat e).

Der **Plinius** folgt auch zu sehr anderer Leute Berichten, selbst aber muß er wohl kein rechtes Elenthier gesehen haben. Denn noch ist es in keinem nördlichen Lande erhört, daß man solche zahm machen [61]), geschweige zum Pflügen, Tragen und Reiten angewöhnen und gebrauchen können: vielmehr glaube ich, daß Albertus in diesem Stücke recht hat, welcher unter den Alces des **Plinius** die Rennthiere versteht, die sich vom wahren Elenthiere himmelweit unterscheiden." **J. H. Hagen, Berl. Mannigf. a. a. O.**

Herr

e) Ju Hermanni Relatione de ossibus Alces Maslae detectis. Hirschberg 1729, 4to findet man ebenfalls eine Abbildung und Nachricht von einem Elen, dessen ganzes Gerippe in dieser Gegend versteinert gefunden worden.

61) S. Anmerk. 52. O.

Herr Fischer sagt: daß die Elenne sich in den dickſten Wäldern von Livland aufhalten; die häufigen Raubthiere, beſonders die Wölfe, verhinderten aber ſehr deſſen Vermehrung daſelbſt, doch ſehe man ſie jetzt wieder häufiger als vorher. Es verdiene bemerkt zu werden, daß das ſtarke Viehſterben im Jahr 1752, ſich auch auf ſie erſtrecket habe, wie P. Hupel in ſ. Topographie 2 Th. S. 439, anzeigt, und wie an andern Orten mit Hirſchen und Rehen geſchahe. **Naturg. v. Livland**, S. 63. n. 30.

O.

Anhang zum Rennthier.

Wir haben nur vom Gerippe des Rennthiers einen Kupferstich geliefert *), da wir uns bis jetzt das Thier weder lebendig oder so gut aufbehalten, verschaffen konnten, daß es hätte gezeichnet werden können. Jetzt liefern wir hier **) die Abbildung eines weiblichen Rennthiers, welches lebendig zu Chantilly in den Gärten des Prinzen von Conde war, dem der König von Schweden es mit zwey männlichen Rennthieren geschickt hatte, von welchen eines auf der Reise, und das andere kurz nach seiner Ankunft in Frankreich, starb.

Das Weibchen hielt sich lange Zeit; es war so groß als eine Hindin, aber niedriger von Füßen und dicker von Leibe. Es trug ein Geweihe wie das Männchen, welches sich eben so in Enden theilte, von denen einige sich spitz nach vorn, und andere nach hinten zu erstreckten. Aber dieses Geweihe war kürzer als bey dem männlichen Rennthiere. Man sehe die ausführliche Beschreibung mit der Ausmessung dieses Thieres, welche der Herr de Seve gegeben hat [62].

„Die

*) *Hist. de la Nat. Tom. XXIV. pl. XII. p. 176. ed. en 31. vol.* v. B.
Allg. Hist. d. Nat. II. in 4to. Th. XII. p. 78. tab. XII. Vier verschiedne Geweihe findet man daselbst Tab. X. und XI. O.

**) *Suppl. a l'Hist. des anim. quadr. ed. in 12. tom. VIII. p. 205. pl. XIX.* O.

62) Man vergleiche damit folgende Ausmessungen von dem Herrn Allamand, Camper und dem Grafen Mellin. Anm. 68. 112. O.

„Die Höhe des Vordergeschlepps ist zwey Fuß, eilf Zoll; die vom Hintergeschleppe zwey Fuß, eilf Zoll, neun Linien hoch. Das Haar ist dicht und einfarbigt, wie am Hirsch; die kürzesten auf dem Leibe sind wenigstens funfzehn Linien lang. Es ist länger über den Bauch, sehr kurz an den Beinen, und sehr lang von der Kuael bis zu dem Spat.

Die Farbe *) des Haars, das den Leib bedeckt, ist rußig braun, bald mehr bald weniger dunkel, nach den verschiedenen Stellen am Leibe, und bald mehr, bald weniger gelbweiß bunt. Auf einen Theil des Rückens, den Lenden, oben auf dem Kopfe, und vorn von den Augen bis zur Nase ist das Haar dunkeler, vorzüglich über die Thränenhöhlung, welche das Rennthier ebenfalls wie der Hirsch hat. Der Ring um den Augen ist schwarz, die Schnautze dunkelbraun, und die Stelle um der Nase schwarz, das Ende der Schnautze bis zur Nase ist lebhaft hell weiß, wie auch das Ende des untersten Kinnbackens. Das Ohr ist oben mit dichten, weißen, ins Gelbe fallenden, mit braun gemischten Haaren bedeckt; inwendig ist das Ohr mit großen weißen Haaren besetzt. Der Hals und obere Theil des Leibes sind gelblich weiß, oder sehr hell falbe. Eine gleiche Farbe haben die großen Haare, welche ihm unten am Halse auf der Brust hängen. Der Bauch ist unten weiß. An den Seiten oder oben am Bauche befindet sich ein breiter brauner Streif, wie bey den Gazellen. Die Füße sind, in Verhältniß des Leibes sehr dünne, und wie die Lenden dunkelbraun, inwendig aber sind sie, wie auch die Enden des Haars, welches die Klauen bedeckt, schmutzig weiß. Die Füße sind wie beym Hirsch gespalten, die beyden Vor=

*) S. bey Anmerk. 67. O.

Vorderspate breit und dünne; die hintern beyden kleinen lang, inwendig sehr dünne und flach; diese vier Spate sind kohlschwarz.

	Fuß	Zoll	Lin.
Es beträgt die länge des leibes von der Schnautze bis zum Weidloche, über die Oberfläche gemessen —	5	1	2
In gerader linie aber — —	4	7	—
Die länge des Kopfs bis an der Wurzel der Hörner — — —	1	1	—
Umfang der Schnautze hinter den Nasenlöchern — — — —	11	1	
Die Nasenöffnungen — — —		1	4
Umfang des Mauls — — —		7	8
Abstand zwischen den Winkeln der untersten Kinnlade — — —		1	8
Abstand zwischen den Winkeln der oberen Kinnlade — — —		2	9
Abstand zwischen dem hintern Winkel und dem Ohr — — —		9	9
Abstand zwischen den vorderen Winkeln der Augen — — —		5	3
Umfang des Kopfs vor den Hörnern —		9	3
länge der Ohren — — —		4	1
Breite der Basis über die äußere Krümmung gemessen — — —		4	3
Abstand zwischen den Ohren über die Krümmung des Nackens gemessen —		4	7
länge des Halses — — —		10	—
Dessen Umfang nahe am Kopf —	1	8	10
Dessen Umfang bey den Schultern —		2	2
Höhe des Vordergeschlepps —	2	9	9
Höhe des Hintergeschlepps —	2	11	—

Umfang

	Fuß	Zoll	Lin.
Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen — — —	3	8	5
Dessen Umfang vor den Hinterbeinen	3	11	—
Länge der Schwanzrippe —	—	5	3
Umfang am Ursprunge desselben —	—	8	2
Länge des Arms vom Ellbogen bis zum Knie	—	11	2
Umfang an der dickſten Stelle desselben	1	1	3
Umfang des Knie — —	—	5	4
Länge der Röhre — —	—	6	6
Umfang an der dünneſten Stelle —	—	3	7
Umfang der Kugel —	—	5	7
Länge der Fessel — —	—	4	3
Umfang daselbst — —	—	5	3
Umfang der Krone — —	—	7	6
Höhe unten vom Fuß bis zum Knie	—	—	10
Länge der Lende von der Pfanne bis zur Kniekehle — —	1	—	5
Umfang nahe am Leibe —	1	10	5
Länge der Röhre von der Kniekehle bis zur Kugel — —	1	—	—
Umfang — —	—	5	1
Länge der Sporn — —	—	3	6
Höhe der Klauen — —	—	1	6
Länge von der Spitze der Klauen bis zum Strahl an den Vorderfüßen —	—	6	3
An den Hinterfüßen — —	—	6	—
Breite der beyden Klauen an den Vorderfüßen — —	—	3	—
An den Hinterfüßen — —	—	3	5
Umfang derselben an den Vorderfüßen	—	5	4
Umfang derselben an den Hinterfüßen	—	5	1
Länge des Geweihes in gerader Linie gemessen — — —	1	2	7

	Fuß	Zoll	Lin.
Vom Ursprunge desselben bis zur breitesten und kürzesten Zacke —	—	7	6
Umfang desselben an dem Ursprunge	—	3	10

Uebrigens muß man aus der Abbildung, welche wir von dem Rennthier geliefert haben, nicht auf die Länge und Dicke des Geweihes schließen; es giebt Geweihe, welche sich nach hinten zu vom Kopf des Thieres an, bis zum Kreutze erstrecken, und nach vorn zu mit großen Augenden, welche über einen Fuß lang sind, auslaufen. Die großen Hörner oder ausgegrabenen Geweihe, welche man an verschiedenen Orten, namentlich in Irrland gefunden hat, scheinen zur Rennthierart gehöret zu haben. Durch den Herrn Colinson habe ich die Nachricht bekommen, er habe von diesen großen gegrabenen Geweihen welche gesehen, welche 10 Fuß zwischen ihren äußersten Enden lang waren, und Enden hatten, welche vorn nach dem Gesichte des Thieres ausliefen, wie bey dem Rennthiergeweihe i).

Zu den Rennthieren also und nicht zu dem Elen, muß man die gegrabenen Hörner des Thieres rechnen, welches die Engeländer Moose-Deer nennen; man muß aber doch zugeben, daß es jetzt nicht so große und gewaltige Rennthiere gebe, welche so dicke und lange Hörner tragen könnten, als die sind, welche man in Irrland, wie auch an einigen andern Orten von Europa, und sogar in Amerika k) gefunden hat [63]).

Uebri=

i) Auszug eines Briefes von dem Herrn Colinson an den Herrn v. Büffon, London den 6ten Februar 1765. v. B.

k) Man findet in Nordamerika Hörner, welche zu einem Thiere von außerordentlicher Größe gehört haben

Uebrigens kenne ich nur eine Art von Rennthieren, zu welcher ich den amerikanischen Caribou rechne, und den grönländischen Bock, von welchem **Edwards** eine Abbildung und Beschreibung geliefert hat, und es sind nur wenige Jahre her, da ich die Nachricht erhielte, daß es zwey Arten oder vielmehr zwey Abarten von ihnen gebe, von welchen die eine viel größer als die andere sey. Das Rennthier, von dem wir hier eine Abbildung und Beschreibung geben, ist von der kleinen Art, und wahrscheinlich einerley mit dem grönländischen Bock des **Edwards**.

Einige Reisebeschreiber sagen, daß das Rennthier ein nördlicher Damhirsch, daß es in Grönland wild sey, und daß die stärksten von ihnen nicht größer, als eine junge Kuh von zwey Jahren, wären 1).

Pontoppidan versichert, daß die Rennthiere in allen Ländern, die nördlichen ausgenommen,

S 2 um-

haben müssen. Aehnliche findet man auch in Irrland. Diese Hörner haben Zacken u. s. w. Kalms Reise, Th. 2. S. 435. v. B.

63) Der Bach Olenja, der in die Wolga fällt, hat seinen Namen von Rennthiergeweihen, die sonst aus dessen abgespületen Sandufern zum Vorschein gekommen sind. Man mögte sich zwar wundern, daß hier die Ueberbleibsel von Rennthieren in einer südlichen, trocknen und waldlosen Landschaft gefunden werden; wenn man aber weiß, daß viele jetzt freye Gegenden zwischen dem Don und der Wolga sonst Wald gewesen, und daß es am Caucasischen Gebirge bis um den Kumafluß Rennthiere giebt, die zur Winterszeit von den Kalmuken aus zuweilen am Rande der Steppe erlegt werden, so verschwindet das Wunderbare. — Der Olenja hat noch jetzt an seinen Ufern viel Gehölz, und es liegen Viehhöfe an demselben. Pallas Reisen *III. p.* 597. O.

1) Allgemeine Geschichte der Reisen, im 19 B. S. 37 v. B.

umkämen [64]), und da müßten sie selbst die Gebirge bewohnen, aber er setzt Dinge hinzu, die weniger zu glauben sind, wenn er sagt, daß ihr Geweihe beweglich sey, so, daß das Thier dieselben nach vorne und hinten schlagen könne, und daß es über den Augenliedern eine kleine Oeffnung in der Haut habe, durch welche es ein wenig sehen könne, wenn ein gar zu starker Schnee ihm die Augen zu öffnen hindere [65]). Letztes scheint man sich eingebildet zu haben, weil die Lappländer den Gebrauch haben, sich die Augen mit einem Stücke von gespaltenem Holze zu bedecken, um den zu starken Schimmer des Schnees zu vermeiden, welcher sie in wenigen Jahren blind machet, wenn sie nicht darauf bedacht sind, auf solche Art den Wiederschein dieses sehr weißen Lichtes, welches den Augen stark schadet i), zu vermindern.

Eine merkwürdige Sache bey diesem Thier ist das Geklapper [66]), welches sich bey allen ihren Bewegungen hören läßt. Es ist dazu nicht nothwendig, daß ihre Füße in Bewegung sind. Man darf ihnen nur einigen Schrecken oder beym Anfassen einige Furcht verursachen, so läßt sich dieses Geklapper hören. Man versichert, daß dasselbe ebenfalls dem Elen begegne; wir haben aber keine Gelegenheit gehabt, solches zu beståttigen.

Herr

64) Wir werden unten die Beschreibung eines Rennthiers finden, welches Jahre lang in Deutschland gelebet hat. O.

65) Wir finden dieses ebenfalls unten wiederlegt. S. Anmerk. 73. O.

i) Pontoppidans Nat. Geschichte von Norwegen. *Journal etranger, Jun.* 1756. v. B.

66) Unten sind die Knochen beschrieben, durch welche es verursacht wird. Anmerk. *m** 80. 90. 96. O.

Herr Allamand sagt in der holländischen Ausgabe des Büffonschen Werks: „Der Herr v. Büffon ist auch der Meinung, daß das amerikanische Caribou das Rennthier der Lappländer sey k), und man muß den Gründen Beyfall geben, durch welche er seine Meinung unterstützt. Ich habe eine Abbildung von dem Rennthiere geliefert, die sich in der pariser Ausgabe nicht findet, nämlich die eilfte in dem zwölften Bande. Sie ist von derjenigen abgenommen, die der berühmte Mahler und Kupferstecher Ridinger von dem Thiere nach der Natur gemacht hat. Ich glaubte hier eine andere Abbildung, die den amerikanischen Caribou vorstellet, beyfügen zu müssen l). Dieselbe habe ich auch dem Herzog von Richemont zu verdanken.

Dieses Thier war ihm von Canada geschickt, und hat lange Zeit in seinem Thiergarten gelebt. Sein Geweihe fing erst an hervorzuschießen, wie es abgebildet ward. Obgleich ich nichts zur Erläuterung dieser Kupferplatte hinzu setzen kann, so bin ich doch überzeugt, daß man sie hier mit Vergnügen siehet; da es die einzige ist, welche den Caribou getreu vorstellet. Wenn man es mit dem Rennthiere vergleichet, so scheint es alsbald, daß ein großer Unterschied zwischen diesen daselbst abgebildeten Thieren sey; aber der Mangel der Hörner bey dem Caribou verändert sehr dessen Ansehen. Der Unterschied zwischen dem Caribou und dem Rennthier, scheint noch viel merklicher zu seyn, wenn man die 4te Kupfertafel ansieht m) .Sie stellet ein Thier vor, welches

 im

k) *Buffon, Tom.* XII. *p.* 47. der holländ. Ausg. in 4to. v. B.

l) *Buffon, Tom. XV. tab. III.* der holländ. Ausg. in 4to. v. B.

m) *Tom. XV.* der holl. Ausg. in 4to. v. B.

im Jahre 1769, auf dem Markte zu Amsterdam zu sehen war.

Wenn man den Seeleuten glauben soll, die es zeigten, so war es im Nordmeer unter dem 76 Grad der Breite, und ohngefähr funfzig Meilen vom Lande gefangen worden. Der Capitain Bré von Schiedam, Befehlshaber eines Schiffs das zum Wallfischfang bestimmt war, sahe vier von diesen Thieren im offner See schwimmen. Er ließ sogleich sich einige Leute in eine Chalupe werfen, welche es mit Rudern fast drey Stunden verfolgten, ohne es erreichen zu können. Endlich bekamen sie zwey derselben, die jung waren, und von welchen eines vor der Ankunft in Holland starb, das andere aber dasjenige ist, von dem ich die Abbildung liefere, und welches zu Amsterdam zu sehen war. Das ist die Geschichte von dem Fange dieses Thieres, wie die Matrosen sie erzählten, die sagten, daß sie Zeugen davon gewesen wären. Man wird solches nicht leicht glauben, denn der Umstand nämlich, daß das Thier funfzig Meilen von allem Lande entfernt geschwommen habe, ist sehr verdächtig. Der Capitain Bré würde mir darüber zuverläßigere Nachricht haben geben können; desfalls ich mich auch an ihn wenden wollte, ihn darnach zu fragen; ich erfuhr aber, daß er zu einer neuen Fahrt, von der er noch nicht wieder zurückgekehrt, abgegangen sey.

Es sey nun in Ansehung dieser Geschichte wie es wolle, so ist doch gewiß, daß dieses Thier aus einem sehr kalten Lande kommt. Die geringste Wärme war ihm beschwerlich, und um es zu erfrischen goß man ihm bisweilen Wasser über den Leib, ohne daß sein Haar davon schlaff ward. Man wußte es da nicht lange beym Leben zu erhalten; es starb nach

Ver-

Verlauf von vier Monathen zu Gröningen, wo man es für Geld sehen ließ. Man gab es für ein Rennthier aus, und es war in der That eines. Es glich sehr dem grönländischen Damhirsche, von welchem Edwards eine Abbildung gegeben, und welchen der Graf v. Büffon für ein Rennthier hielt n).

Diese beyden Thiere sind fast in nichts verschieden, als daß das Geweih dieses Damhirsches keine Schaufeln hat. Die Abänderungen aber, welche der Herr Daubenton zwischen den Rennthiergeweihen gefunden hat, welche in dem königlichen Kabinette vorkommen, zeigen genug, daß die Schaufeln nichts beständiges bey diesem Thiere sind, und daß die Unterscheidungskennzeichen, die man daher nehmen will, viel Ungewisses haben.

Der Herr Professor Allamand giebt folgende Beschreibung von dem Rennthier o): „Das auf der vierten Kupfertafel abgebildete Rennthier war männlichen Geschlechts.

Die Farbe [67]) seines Haars war an den Enden aschgrau, an der Wurzel aber weiß. Der ganze Leib war mit sehr dichtem Wollhaare bedeckt, aus welchem an verschiednen Stellen ziemlich steife Haare hervorkamen, die an der Spitze braun waren. Der untere Theil des Halses hatte acht bis neun Zoll lange Haare, die ihn ganz bedeckten, und welche viel feiner als die übrigen, und schön weiß waren. Das Ende der Schnautze war schwarz. Jeder Zweig des Geweihes hatte drey Zacken; die-

 jenige,

n) *Buffon, Tom. XII. p. 46.* der holl. Ausg. in 4to. v. B.

o) *Histoire nat. tom. XV.* in 4to, *p.* 52. der holländ. Ausg. v. B.

67) S. vorhergehende Beschreibung von Seve, Anmerk. 1*. u. 70. 72. O.

jenige, die aus dem untern Theile hervorkamen, waren vorn nach der Stirn zu gerichtet. Sie endigten sich alle in eine Spitze, und nur an dem obersten Ende jedes Zweiges sahe man Schaufeln. Wahrscheinlich würden sie aber anders erschienen seyn, wenn das Thier länger gelebt hätte. Ich habe an einer Zeichnung, welche Herr Camper von diesem Thiere, das 4 Monath alt war, wie er sie machte, und welche er die Güte mir mitzutheilen gehabt hat, gesehen, daß die Schaufel oben an das Geweihe breiter geworden war, daß sie neue Zacken zu bilden angefangen, und daß diejenigen, welche auf unserer Kupferplatte spitzig vorgestellet sind, eine größere Breite bekommen hatten.

Dieses Rennthier hatte kürzere, aber stärkere und dickere Beine, als der Hirsch. Seine Klauen waren auch viel breiter, und daher viel geschickter sich über den Schnee zu halten; die Spitze des einen lag an das Ende des andern.

Die Ausmessungen [68]) der vornehmsten Theile sind folgende:

	Fuß	Zoll	Lin.
Die länge des leibes in gerader linie von dem äußersten Ende der Schnautze bis zu dem Weidloche — —	4	8	—
Höhe des Vordergeschlepps —	2	8	—
Höhe des Hintergeschlepps —	3	2	—
länge des Kopfs von dem Ende der Schnautze bis an dem Ursprung der Hörner — — —	—	7	6
länge der Hörner — —	1	—	—
länge der Zacke, welche vorn nach dem Kopf gerichtet ist — —	—	4	9

Ab-

68) Bey Anmerk. 62. O.

	Fuß	Zoll	Lin.
Abstand zwischen den Hörnern — —		2	6
Abst. zwischen den beyden Nasenlöchern —		1	2
Abstand des einen Auges von dem andern —		5	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern — — —		1	6
Höhe der Hinterfüße bis zum Bauche	2	1	—
Länge des Schwanzes — — —		6	—
Umfang des Leibes über den Bauch	4	2	—

Dieses ist nicht das einzige Rennthier, das in unsere Provinzen gekommen ist; der Herr Professor Camper bekam eines derselben, welches unglücklicher Weise nicht länger als 24 Stunden lebte. Dieser schleunige Tod ist ein Verlust für die Naturgeschichte.

Wenn dieses Thier einige Zeit von einem so genauen und scharfsichtigen Naturkündiger, als dem Herrn Camper, hätte beobachtet werden können, würden wir vollkommene Nachricht von allen dem erhalten haben, welches eine Beziehung darauf hat. Wir können uns aber doch auch glücklich schätzen, daß es in so gute Hände gefallen ist. Herr Camper hat es sorgfältig zergliedert, und mir eine sehr merkwürdige Beschreibung davon zugesandt, daraus wir es besser, als was sonst bis jetzt davon gesagt ist, werden kennen lernen, und welches man hier mit Vergnügen lesen wird.

Die Beobachtungen, die er davon zu Grönningen gemacht, und mir mitgetheilt hat, sind folgende:

„Das Rennthier, welches man mir von Lappland über Drontheim und Amsterdam geschickt hat, kam 1771, am 21 Junius zu Gröningen an. Es war sehr schwach, nicht allein wegen Beschwerde der Reisen und der Hitze der Himmelsgegend, son-

dern wahrscheinlich vorzüglich wegen eines Geschwürs zwischen der Mütze oder dem zweyten Magen und dem Zwergfell, daran es am folgenden Tage starb. Die Zeit, die es bey mir war, fraß es mir Begierde Kraut, Brod und andere Dinge, die man ihm anboth, und soff viel. Es starb nicht aus Mangel an Futter, denn wie ich es öffnete, fand ich den Magen und die Gedärme angefüllt. Der Tod war langsam, und mit Zuckungen begleitet, welche bisweilen allgemein, bisweilen bloß allein am Kopfe sichtbar waren; die Augen litten hauptsächlich viel.

Es war ein männliches Thier von vier Jahren, an allen Knochen des Gerippes sahe man noch die Ansätze, woraus man sieht, daß es noch nicht völlig ausgewachsen war, welches nur im fünften Jahr geschehen würde; man kann hieraus auch den Schluß machen, daß dieses Thier wenigstens 20 Jahre leben kann 69).

Die Farbe 70) des Haars war braun mit schwarz, gelb und weiß gemischt; das Haar am Bauche, und vorzüglich an den Weichen, war weiß mit braunen Spitzen, wie bey andern falben Thieren; an den Beinen war es dunkelgelb; am Kopfe fiel es ins Schwarze; an den Weichen war es sehr dick, auch an dem Halse und der Brust war es sehr dicht und lang.

Das Haar, welches den Leib bedeckte, war so brüchig, daß es quer abbrach, wenn man ein wenig dabey zog; es war wellenförmig, und ziemlich dem Mark der Binsen, daraus man Matten macht, ähnlich, der zerbrechliche Theil war weiß. Das Haar am Kopfe, unter dem Halse, und den Füßen bis zu den

69) S. Anmerk. 23. O.
70) S. Anmerk. 67. *. 70. 72. O.

den Klauen war nicht so brüchig, es war im Gegentheil so stark, wie an einer Kuh.

Die Krone der Klauen war von allen Seiten mit langem Haare bedeckt; die Hinterfüße hatten zwischen den Zehen ein ziemlich breites Fellchen, das aus der Haut entstand, die den Leib bedeckt, aber mit kleinen Drüsen bestreuet war.

Oben auf der Krone der Klauen war eine Art von Rinne, welche bis zum Gelenk der Röhre mit den Zeheknochen gieng; sie hatte die Weite eines Schreibfederkiels, und war mit sehr langen Haaren angefüllet. Dergleichen Rinne habe ich an den Vorderfüßen nicht entdecken können, und den Nuzzen davon weiß ich nicht [71]).

Die Abbildung dieses Thiers ist sehr von demjenigen verschieden, von welchem die Schriftsteller reden, und zwar weil es äußerst mager war. Herr v. Linné, der Verfasser der Encyklopädie, und Edwards, mahlen es alle sehr fett und folglich runder und dicker ab.

Von den vorzüglichsten Theilen sind die Ausmessungen [72]) folgende, nach dem grönländischen Fuß, der ein wenig größer als der französische ist.

Länge

71) Herr Camper bemerkte an den Hinterfüßen des Rennthiers zwischen den Zehen einen Gang, der einen öhlichten Stoff von unangenehmen Geruch enthielt. — In einem andern fand er dies nur am Vorder- und nicht an dem Hinterfuß; welches ihm mit dem von Daubenton am guineischen Rehchen beschriebenen Aehnlichkeit zu haben scheine. *Camper Naturkund. Verhandl.* Amsterd. 1782. (Gött. Anz. 1783. St. 7.) O.

72) S. Anmerk. 67. *. 70. O.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Kopfs von dem Ende der Nase bis zum Nacken am Halse —	1	2	—
Die senkrechte Breite des Kopfs, da wo er am dickſten iſt — —	—	8	—
Länge der Ohren — —	—	5	—
Länge der Halswirbeln zwiſchen dem Kopfe und der erſten Rippe —	1	—	—
Länge des Leibes von den Schultern an bis zum Ende des Beckens —	3	6	—
Länge des Schluterblatts —	1	—	—
Länge des Armknochens —	—	11	—
Länge der Röhre — —	—	9	—
Länge der Zehe an dem Vorderfuß mit den Klauen — —	—	5	6
Länge des Beinknochens —	1	—	—
Länge der Röhre — —	1	—	—
Länge der Zehe mit der Klaue am Hinterfuße — —	—	6	—
Höhe des Vordergeſchlerps —	3	—	—
Länge von der Spitze der Naſe bis zum Weidloche — — —	5	—	—
Abſtand zwiſchen dem Hüftknochen und der Pfanne — —	1	4	—
Abſtand des äußern Endes des Geſäßknochens von der Pfanne —	1	4	—
Höhe des unterſten Theils des Leibes von der Erde — —	1	6	—
Abſtand der Bruſt von der Ruthe —	2	—	—
Länge des Raums, welche die Seiten in den Weichen an dem Gerippe einnehmen	1	—	—

Die Augen ſind nicht von denen am Hirſch und Damhirſch verſchieden. Der Stern liegt in der Quere, und die Traubenhaut iſt braun, und in das

das Schwarze fallend; die Thränenhöhlen sind wie bey dem Hirsch mit einer weißlichen harzigten, bald mehr, bald weniger durchsichtigern Materie gefüllet. Es hat zwey Thränenpuncte, und zwey Thränengänge, wie der Damhirsch. Das oberste Augenlied hat lange und schwarze Wimpern, und ist nicht durchlöchert, wie einige Schriftsteller behauptet haben, sondern ganz.

Der Bischof Pontoppidan, und auf dessen Zeugniß der Herr v. Haller, haben sogar Grund von dieser Durchbohrung des Augenliedes angeben wollen. Sie hielten solches in einem Lande, das fast immer mit Schnee bedeckt ist, nothwendig, da dessen schimmernde weiße Farbe ohne dieses Hülfsmittel den Augen schaden könnte. Die Menschen, dazu gemacht in jedem Himmelsstriche zu leben, beugen nach Vermögen der Blindheit vor durch Verhüllen, oder kleine durchlöcherte Werkzeuge, die den Schein des Lichtes schwächen. Das Rennthier, bloß für diesen Himmelsstrich geschaffen, bedarf solcher Einrichtungen nicht, aber es hat die innere Augendecke, oder die Haut, welche bey den Vögeln so sichtbar ist, und sich bey vielen vierfüßigen Thieren findet, aber nur bey wenigen beweglich ist. Auch diese Haut ist eben so wenig durchstochen bey dem Rennthiere, es kann damit die ganze Hornhaut bis auf einen kleinen Winkel bedecken.

Seine Nase ist, wie bey den Kühen, sehr weit und die Schnauze bald mehr, bald weniger flach, und mit einem langen graulichen Haare bedecket, das sich bis in die Nasenlöcher erstreckt [74]. Die Lefzen sind

73) S. Anmerk. 65. O.

74) Dieses dienet ihnen gegen den Schnee, (Gr. Mellin Anm. 110.) Bey verschiedenen Vögeln, z. B. bey

sind auch mit Haaren bekleidet, bis auf einen kleinen Rand, der schwärzlich, hart, und voller Schweißlöcher ist. Die Nasenlöcher stehen weit von einander ab. Die untere Lefze ist schmal, und das Maul weit gespalten, wie bey den Schafen.

Es hat acht Schneidezähne in der untern Kinnlade, welche aber sehr klein und wenig fest sind. In der obern Kinnlade hat es dergleichen eben so wenig, als die übrigen wiederkäuenden Thiere. Aber ich glaubte daselbst Hakenzähne zu bemerken 74*), obgleich sie noch nicht aus dem Zahnfleische hervorschienen. In der untersten Kinnlade fand ich hiervon keine Spur.

Die Pferde haben sie in beyden Kinnladen, aber selten findet man sie bey den Stuten. Sie sind fast niemals so wohl bey den männlichen als den weiblichen Damhirschen. Ich habe aber diesen Sommer eine Hirschkuh, welche eben getödtet war, zergliedert, die einen sehr großen Hakenzahn in der obern Kinnlade, an der linken Seite, hatte. Die Natur ist in diesem Stücke zu vielen Abänderungen ausgesetzt, als daß man darinn etwas gewisses festsetzen könnte. Es hat an jeder Seite beyder Kinnbacken sechs Backenzähne, oder überhaupt vier und zwanzig derselben.

In Ansehung der Hörner habe ich keine Bemerkungen gemacht, denn sie wuchsen erstlich hervor, und das eine war erst einen Zoll, und das andere anderthalb Zoll hoch; ihr Ursprung war zwischen der Augenhöhle und dem Hinterkopf, doch ein wenig näher an dem letzteren; das Haar, welches sie

bey dem Schneehuhn (Tetrao Lagopus) sind die Nasenlöcher mit feinen haarartigen Federchen besetzt. O.

74*) S. Anmerk. 89. O.

sie bekleidete, war nett gekrauset, und grau in das schwarze fallend. Wenn man es in einer gewissen Entfernung ansahe, hätte man beyde Zöpfe dieses Haars für große Mäuse halten sollen, die auf dem Kopfe des Thiers lägen.

Der Hals ist kurz, und ein wenig mehr gebogen, als bey den Schafen, aber weniger als bey den Kamelen; der Leib schien stark, der Rücken nach den Schultern zu etwas erhaben, übrigens ziemlich gerade, obgleich die Wirbel ein wenig gebogen waren.

Der Schwanz ist sehr klein, nach unten gebogen, und stark mit Haaren besetzt.

Die Hoden sind sehr klein, und sind außer dem Leibe nicht zu sehen.

Die Ruthe ist nicht groß, die Vorhaut ohne Haar, wie ein Nabel, inwendig sehr runzlich, und an der Bedeckung mit einer steinartigen Rinde versehen. Die Klauen sind groß, lang und auswärts gewölbt, die Enden lagen aber nicht einübersander, wie bey dem Rennthier, das ich vor zwey Jahren zeichnen ließ. Die Sporn sind auch sehr lang, und an den Vorderfüßen berührten sie die Erde, wenn das Thier aufgerichtet stand; die an den Hinterfüßen aber saßen höher, und reichten nicht so tief herunter; auch waren daran die Zehknochen kürzer.

Diese acht Sporen waren ausgehölt, und wahrscheinlich desfalls, weil das Thier sie nicht gebrauchte.

Die Eingeweide waren, denen von dem Damhirsche völlig ähnlich.

Es hatte keine Gallenblase 75); die Nieren waren glänzend und ungetheilt; die Lunge groß, und die Luftröhre außerordentlich weit. Das

75) Es fehlt ihnen nur die Gallenblase. S. unten bey Anmerk. 104. O.

Das Herz hatte eine mittelmäßige Größe, und enthielt, wie das von dem Damhirsche, nur einen kleinen Knochen 76); dieser Knochen diente, an der großen Schlagader der halbmondförmigen Klappe, welche den beyden andern, bey welchen die Kranzadern des Herzens ihren Ursprung nehmen, zur Haltung; eben dieser Knochen giebt der häutigen Wand zwischen den beyden Herzenssäcken, und den Blutader-Klappen der rechten Herzenskammer eine Festigkeit.

Ueberdem ist mir noch bey diesem Thiere ein häutiger und sehr weiter Sack 77) merkwürdig, welcher unter der Haut des Halses lieget, und seinen Ursprung zwischen dem Zungenbein und dem schildförmigen Knorpel, in Gestalt einer kegelförmigen Röhre nimmt; diese Röhre wird im Fortgange weiter, und verändert sich in eine Art von häutigen Sack, der durch zwey lange Muskeln gehalten wird; diese Muskeln nehmen ihren Ursprung am untern Theile des Zungenbeins, genau da, wo die Hörner desselben sich mit den kleinen kernförmigen Knochen vereinigen. Diese Muskeln sind flach, dünn, einen halben Zoll breit, und steigen an beyden Seiten des Sackes bis mitten auf den Beutel, woselbst sich die Fasern trennen, und sich in die äußere fleischigte Haut des Sackes verlieren. Sie heben und tragen diesen Theil fast so, wie die Hängemuskeln der Hoden das Bauchfell halten und heben, welches bey den Affen, und andern ähnlichen Thieren die Hoden umgiebt.

Dieser

76) Einen ähnlichen Knochen hat der Hirsch und das Elen. O.

77) Man sehe bey dem Elen die Anmerk. 26. O.

Dieser Sack öffnet sich in den Kehlkopf unter der Wurzel des Kehldeckels mit einer weiten Oeffnung, in welche ich leicht meinen Finger stecken konnte.

Wenn das Thier mit Gewalt die Luft aus den Lungen stößt, wie bey dem Brüllen, so geht die Luft in diesen Sack, bläßt ihn auf, und macht nothwendig an der benannten Stelle einen ansehnlichen Geschwulst. Dadurch muß auch die Stimme sehr verändert werden. Die beyden Muskeln leeren den Sack von Luft aus, wenn das Thier aufhöret zu brüllen.

Ich habe vor zwanzig Jahren einen ähnlichen Sack bey vielen Pavians und Meerkatzen gezeiget, und im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit meinen Zuhörern zu zeigen, daß der Orangutang einen doppelten hat, von dem ich die Beschreibung und Abbildung in einer Abhandlung über die Stimme des Menschen und vieler anderer Thiere, die ich mir herauszugeben vorbehalte, liefern werde [78].

Ich kann nicht bestimmen, ob das weibliche Rennthier eben so, wie das männliche, diesen Sack habe. Bey den Affen sind beyde Geschlechter damit versehen. Ich erinnere mich nicht, ihn bey dem Damhirsche gefunden zu haben; die Hirschkuh hat ihn nicht [79]). Camper. *Buffon Suppl. anim. quadr. ed. en* 12. *tom.* 8. *p.* 224.

Der

78) Dieses ist jetzt geschehen in *Naturkundige Verhandelingen van Petrus Camper over den Orang-Outang en eenige andere Aap-soorten, over den Rhinoceros met den dubbelen Horen en over het Rendier. Amsterd.* 1782. *in* 4to
O.

79) Bey dem männlichen Geschlecht der Säger Enten u. a. Vögel findet man einen ähnlichen Sack, an welchem ich seit 20 Jahren die jungen Männ-

 chen

Der Graf v. Büffon sagt: Wir müssen noch zu dem, was wir in Ansehung des Geklappers gesagt haben [80]), das sich bey jeder Bewegung des Rennthiers hören läßt, eine Beobachtung anführen, welche uns der Marquis d'Amezaga gütigst mitgetheilt hat. „Man könnte glauben, sagt er, daß der Lärm oder das Geklapper von den Spitzen der Füße kömmt, welche wie Klappern an einander schlagen, um so mehr, da die Rennthiere lange und flache Füße haben. Ich suchte bey den Rennthieren, welche der König von Schweden an den Prinzen von Condé geschickt hatte, zu sehen, woher dieser Lärm entstände, und frug die Lappen darnach, die sie hergeführt hatten. Sie berührten einst diese Rennthiere sehr schwach, und ich hörte das Geklapper ohne unterscheiden zu können, woher es käme; das Thier war so schwach berührt, daß es nicht mal den Platz verändert hatte; ich urtheilte daher, daß dieses Geräusch nicht von seinen Schalen käme; ich legte mich auf den Bauch, und ohne das Rennthier gehen zu lassen, lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es den Fuß aufheben würde; indem diese Bewegung geschahe, hörte ich, daß das Gelenk des Fußes dieses Geräusch, welches ich schon zuvor gehöret, machte, aber viel stärker, weil diese Bewegung viel größer gewesen war; ich blieb in dieser Stellung, um mich von dem Geklapper der Hinterfüße, wie bey den Vorderfüßen, zu überzeugen, ich hörte es auch am Knie, aber nicht so stark, wie am Fuße, in der Kniekehle konnte man es fast gar nicht hören."

Diese

chen von dem Weibchen wie auch die verschiedenen Arten zu unterscheiden pflege, und die ich zum Theil, wie auch mein Freund, der Herr Doctor Bloch, beschrieben haben. O.

80) S. bey Anmerk. *m** 66. 90. O.

Diese beyden Rennthiere sind zu Chantille an einerley Krankheit gestorben, nämlich an einer Entzündung des Halses, von der Zunge bis zu den Aesten der Luftröhre in die Lunge. Man hätte sie vielleicht heilen können, wenn man ihnen kühlende Getränke gegeben hätte, denn sie befanden sich sehr wohl, und waren sogar ziemlich fett bis zu dem Tage, da sie von dieser Entzündung überfallen wurden; sie weideten wie Kühe, und waren sehr begierig nach dem grauen Moos, welches sich an die Bäume setzt.

Es ist daher durch die Beobachtung des Marquis d'Amezaga gewiß, daß bey den Rennthieren nur in den Gelenken das Geklapper sich hören lasse, und es ist höchst wahrscheinlich, daß bey dem Elen und andern Thieren, bey denen man solches Geräusch höret, es ebenfalls daselbst sey.

In Lappland und in den nördlichen Provinzen von Asien giebt es vielleicht mehr gezähmte als wilde Rennthiere, aber in Grönland sind sie, wie die Reisebeschreiber sagen, alle wild.

Diese Thiere sind furchtsam, fliehen leicht, und spühren den Menschen von ferne. Die stärksten von den grönländischen Rennthieren sind nicht größer, als eine zweyjährige Kuh; dies läßt mich vermuthen, daß sie von der kleinen Art sind, welche Edwards grönländische Damthiere nennet, die ein Drittel kleiner, als die von der großen Art, sind. Beyde verlieren ihr Geweihe des Frühjahrs, und fast zur gleichen Zeit haaren sie; sie werden alsdenn mager, und ihre Haut wird dünne; aber im Herbst werden sie wieder fett, und ihre Haut nimmt an Dicke zu. Wegen dieser Veränderung, sagt Anderson, ertragen alle nördlichen Thiere besser die äusserste Kälte und Hitze, da sie im Winter fett sind,

und einen guten Pelz haben, des Sommers aber leicht und trocken sind, so fressen sie in letzter Jahrszeit die zarten Pflanzen der Thäler, in jener aber graben sie in dem Schnee, und suchen das Moos von den Gebirgen. *Buff. Suppl. anim. quadr. ed. en 12. tom. X. p. 367.*

Im Stralsundischen Magazine heißt es: „Die Rennthiere befinden sich hauptsächlich in den nördlichsten Gegenden [81]) von Europa und Asien, und also in denen der Krone Schweden und Rußland unterthänigen Ländern, wo sie bey verschiedenen der heidnischen Völker, als Lappen, Samojeden, Tungusen, Koräken und Tschuktschen das hauptsächlichste und nützlichste Hausthier sind. So viel man weiß, sollen auch die auf der nordwestlichen Küste von Amerika wohnenden Indianer zahme Rennthierheerden haben; und wild wird dieses Thier wie in Grönland, also auch in dem nördlichsten Theil von Amerika, nicht selten gefunden, und **Macarib, Caribou** und **Pohano** genennet. Die Koräken, als die östlichsten Rennthierhirten, geben ihm den Namen **Koranga**, das Weibchen aber heißen sie **Uankai**. Die Tungusen nennen es **Oron** und die Jacuten **Tangara**. Bey den Russen hat man ihm den sclavonischen etwas abgeänderten Namen **Olenn**, dem Weibchen aber den Namen **Waschinka** beygelegt. Die Schweden haben den Namen **Rhen**, welchen sie diesem Thiere zueignen, fast dem ganzen übrigen Europa mitgetheilet.

Die wilden Rennthiere sind jederzeit um ein Drittheil größer, dabey viel stärker, fetter, wilder von Haaren und alle von einerley Farbe, nämlich grau im Sommer und im Winter wie die Schnee- hühner

81) S. Anm. 4. O.

hühner, Hasen und Steinfüchse des nördlichen Theils von Asien, schneeweiß. Unter den zahmen Heerden hingegen findet man eine große Mannigfaltigkeit von Farben und Flecken, eben wie bey andern Hausthieren. Besonders sind die Koräken wegen ihrer schönen und bunten Heerden berühmt. Man sieht aber unter den zahmen Rennthieren folgende Abänderungen von Farben [82].

1) Braune oder schwarzbraune, wie die Brandhirsche, oder wie die Elenne, dergleichen es wohl unter den wilden giebt.

2) Schwarze, welche aber sehr selten fallen, und wenn sie gleich als Kälber kohlschwarz sind, doch wenn sie heranwachsen, graulich werden.

3) Ganz Schneeweiße, deren es sehr viele giebt.

4) Weiße, die kuhröthlich gesprengt sind.

5) Weiß und Tiegerfleckigte, nämlich mit schwarzen Flecken; diese fallen unter den Koräken selten, aber häufiger am Anadyr, und höher nach Nordosten, von wannen sie als Seltenheiten nach Jakuzk gebracht werden.

Die Felle von ganz jungen Rennthieren sind über die maßen schön, und werden daher auch hochgeschätzt. Am meisten hält man auf die ganz weißen, ganz bunten und schwarzfleckigen; über dieses hat man noch mausefärbige, röthliche und rehfarbige. Wenn die Jungen sogar aus der Mutter geschnitten worden, so sind die überaus leichten, kurz und weichhaarigen, schön glänzenden Felle in einem noch höhern Werthe, und werden unter dem Namen Wiporotken, von den Vornehmsten als Unterfutter zu Winterkleidern getragen [83].

82) S. Anmerk. 6. 98. G.
83) Unten wird ausführlicher vom Nutzen gehandelt. G.

Wie bey den Arabern und Kalmucken der Reichthum in Pferden und Kamelen besteht, so ist den nördlichsten ungesittesten Völkern das Rennthier von der Natur gleichsam eigenthümlich gegeben worden. Es lässet sich, wenn es jung gefangen wird, sehr leicht zähmen; dahingegen die alten wild, boshaft und unbändig sind. Die zahmen sind dergestalt gesellig und fromm, daß, wenn eins auch angeschossen wird, und den Tod vor Augen siehet, es dennoch nicht in die Wildniß läuft, sondern sich immer zur Heerde hält, und nur unter den andern zu verstecken sucht. Ja wenn eine Heerde von Hunden, Wölfen oder andern wilden Thieren zerstreuet wird, so finden sich die Verlaufenen oft nach einem halben Jahre wieder zur Heerde, wenn diese sich gleich weit von ihrer vorigen Weide entfernt hat. Dennoch geschiehet es zuweilen, daß, wenn eine kleine Heerde, besonders von Rennthierkühen, auf eine stärkere Heerde wilder Böcke stößt, jene von diesen verführt werden, und wieder in die Wildniß gehen. Sonst sind sie zu allem leicht abzurichten, und werden von allen oben erwähnten Völkern zu Zug- und Lastthieren, ja von den Tungusen auch zum Reiten gebraucht, wozu den Jakuten hingegen die Ochsen dienen müssen.

Die wilden Rennthiere gehen ebenfalls Heerdenweise. Auf Kamtschatka sieht man Haufen von tausenden und mehr beysammen, welche die kahlen Mooßfelder dergestalt bedecken, daß sie von weiten wegen des starken und ästigen Geweihes dieser Thiere wie ein Buschwerk aussehen. Die wilden so wohl als zahmen belaufen sich im Herbst, und werfen im Frühjahr, jedoch die zahmen früher als die wilden. Sie werfen gemeiniglich nur ein Kalb, sehr selten

zwey,

zwey, und die Zahl der weiblichen Geburten übertrifft allezeit die männlichen. Nach fünf Tagen ist ein Kalb schon im Stande der Mutter zu folgen; dahingegen die Elenskälber kaum nach zwey Wochen so viel Kräfte erlangen. Die Mutter pflegt ihr Kalb nie zu verlassen, und liebt es ungemein. Die einjährigen Kälber fangen schon an zu gebähren, und fahren damit bis in ein ziemliches Alter fort. Denn obgleich, den allgemeinen Regeln nach, ein Thier, welches geschwinde auswächst und fruchtbar wird, nur kurze Zeit leben soll, so soll man doch das Gegentheil an den Rennthieren bemerken, ja sie sollen, wie die Hirsche, bis 100 Jahr alt [84*]), und zuletzt ganz steif und eingeschrumpft werden. Wenigstens will man dieses an den zahmen Rennthieren bemerkt haben. Alle obige Umstände würden eine erstaunliche Vermehrung dieser Thiere bewürken, wenn nicht die trächtigen Kühe gar oft, wegen des starken laufens, oder wenn sie von wilden Thieren geschreckt werden, unzeitige Geburten bekämen. Bey den zahmen ist noch diese Hinderniß der Vermehrung, daß sie sich zu früh belaufen, und also auch zu früh niederkommen, da denn ungemein viele neugebohrne Kälber erfrieren.

Die zahmen Rennthiere belaufen sich sehr oft mit den wilden, ja die Besitzer zahmer Rennthierheerden sehen dieses gerne, weil sie dadurch größere und stärkere Kälber bekommen. In der Brunstzeit gesellen sich sehr oft wilde Böcke zu den zahmen Heerden, und werden, wenn sie das ihrige geleistet haben, von den Besitzern zur Dankbarkeit erlegt [84]). Die wilden Rennthierheerden ziehen beständig inner-

84*) Man sehe die Zweifel dagegen bey Anm. 23. O.
84) Man sehe unten die Beschreibung der Jagd. O.

nerhalb gewisser bestimmter Gegenden in einen großen Zirkel herum, und kommen ohngefähr alle anderthalb Jahre wieder auf die vorigen Weideplätze.

Gewöhniglich ziehen sie im Frühjahre von dem Eismeer nach Süden, in die Waldungen und hohen Gebirge, wo sie besonders von den Insecten, deren eine gewisse Art, wie bekannt ist, den Rennthieren ihre Maden in die Rückenhaut legt, weniger geplagt und verfolgt werden.

Im Herbst aber, wenn der tiefe Schnee im Lande fällt, begeben sie sich nach den kahlen und flachen Mooßheiden an der See. Sie halten aber beständige Wege, von welchen sie niemals einen Schritt abweichen. Diese Wege sind wie tiefe Canäle ausgetreten, in welchen 5 bis 10 Rennthiere neben einander gehen können. Wo sie einmal über einen Fluß geschwommen sind, daselbst thun sie es bey jeder Wanderung. Dieses machen sich die Jäger an den nördlichen Strömen zu Nutze, lauren ihnen bey solchen Fuhrten auf, und treiben sie, wenn sie im Ueberschwimmen sind, mit Kähnen gegen die schnellen Ströhme aufwärts, da sie solche denn leicht einholen, und theils mit Geschoß, theils mit Lanzen in großer Anzahl erlegen [85]).

Merkwürdig ist es bey diesen Zügen, daß die Heerden von Rennthierkühen mit ihren Kälbern vorangehen, worauf denn nach einigen Wochen die Böcke folgen. Und dieses scheint die Vorsicht darum so weislich angeordnet zu haben, weil die trächtigen Weiblein und jungen Kälber bey dem Ziehen, durch das Drängen der geschlossenen Heerde, eher beschädigt werden könnten. Die Heerden sind oft so zahlreich, wie mächtige Armeen, und kaum zu über-

85) S. unten Anmerk. 32. 24. 12. O.

übersehen. Wenn sie auf dieser Wanderung begriffen, und im Uebersetzen über die Flüsse beschäftigt sind, so sind sie auch gar nicht schüchtern, und lassen sich durch nichts davon abhalten.

Besonders merkwürdig ist das Rennthier wegen seines Geweihes, dessen Bau, Knochen, Härte und jährliches Abfallen dieses Thier zu dem Hirschgeschlecht bringet, mit welchem es auch in Ansehung des Wiederkäuens [86]), welches von einigen Schriftstellern als, Scheffer, Tornäus und andern, fälschlich abgesprochen worden, und in Betrachtung seines ganzen Baues, und aller Kleinigkeiten, z. E. der Knochen im Herzen, der Fett- oder Schmalzhöhle vor den großen Augenwinkeln, u. s. w. die vollkommenste Aehnlichkeit hat. Da aber bey dem Hirschgeschlecht das weibliche Thier alle Zeit ungehörnt zu seyn pflegt, so ist hingegen die Rennthierkuh eben so wohl [87]), nur nicht so stark, mit Hörnern versehen, als der Bock. Der Bock wirft seine Geweihe nach der Brunstzeit im Herbst ab; das Weiblein hingegen behält selbige, bis es geworfen; und verliert sie gemeiniglich den fünften Tag nach der Geburt, um eben die Zeit nämlich, da das Junge zu laufen, und der Mutter zu folgen anfängt. Kein einziges Thier aus dem Hirschgeschlecht bekömmt Geweihe von solcher länge und mit so ausgebreiteten Zweigen. Denn man findet Geweihe, besonders unter den wilden, die sich fast eine Klafter ausbreiten. Außer dieser Größe, und denen zu äußerst, wie bey dem Damhirsch, befindlichen Schaufeln, pflegt auch noch eins von den Hörnern mit demjenigen Zweig, welchen es über dem Kopf nach vornen wirft,

86) S. Anmerk. 22. O.
87) S. Anmerk. 21. O.

sich außerordentlich zu verlängern, und Schaufelförmig zu werden; wovon man aus derjenigen Abbildung, welche der seel. Klein in seiner Naturhistorie der vierfüßigen Thiere von einem Rennthier-Geweih geliefert hat, eine hinlängliche Vorstellung bekommen kann. Diese dritte Schaufel ist dem Rennthier besonders in Wegräumung des Schnees, wenn es seine Nahrung darunter sucht, nützlich.

Es lebt nämlich das Rennthier einzig und allein von einem weißgrauen, korallenförmigen Mooß [87*]), welches besonders längst dem Eismeer große Heiden, Wüsten und Gebirge hin und wieder ganz überzieht. In einigen, besonders Fichtenwäldern in Deutschland, wie auch auf dürren Heiden, ist eben dieses Mooß anzutreffen. Wer muß nicht über die Weisheit der schaffenden Natur erstaunen, wenn er bedenkt, daß ein zahlreiches Geschlecht ziemlich großer, und denen in den unglücklichsten Gegenden wohnenden Menschen über alle Maße nützlicher Thiere, von einer kleinen, dürren, nichtswürdigen Pflanze, womit die Natur gleichsam nur ihre Blöße zu bedecken scheinet, (Lichen rangiferinus) und woraus man durch Kochen nicht das geringste gallartarge und nahrhafte ziehen kann, nicht aus Nothdurft, sondern vorzüglich, ja einzig und allein sich nähre, ja sogar feist werde, dergestalt, daß man oft drey quer Finger hohes Rückenfett bey den Rennthieren antrifft. So hat die Natur ihre geringsten Producten zu großen Endzwecken anzuwenden gewußt; so hat sie auch die wildesten und rauhesten Wüsten unter dem Polarzirkel mit Thieren bevölkert, welche dem dahin verbannten Menschen zu dienen und zur Klei-

87*) Im Sommer frißt es andere Pflanzen. s. Anmerk. 8. 101. O.

Kleidung, zur Nahrung, zur Bequemlichkeit angewandt zu werden, gleichsam bestimmt scheinen.

Dieses Mooß wissen die Rennthiere auch unter dem tiefsten Schnee durch ihren trefflichen Geruch zu entdecken, und vermittelst der Schaufeln ihrer Hörner dazu zu gelangen. Dieses ist der wahre und einzige Nutzen dieser Schaufeln, und nicht, wie einige geglaubt haben, dieser, das Eis im Winter damit zu durchstoßen, um zum Wasser zu gelangen. Denn dieses ist den Rennthieren nicht nothwendig, da sie Schnee zu fressen und sich damit den Durst zu löschen gewohnt sind.

Viele haben die Größe des Geweihes bey dem Rennthier von seiner Nahrung herzuleiten gesucht; ich sehe aber nicht, was ein so wenig nahrhaftes Futter zu Vermehrung des Wachsthums in irgend einem Theil des thierischen Körpers beytragen könnte, wenn nicht die Natur andere Einrichtungen in der Organisation des Theiles selbst gemacht hätte, welche dieses außerordentliche Wachsthum bewirken könne [88]). Man hat mit eben so wenig Wahrscheinlichkeit, bey den gehörnten Thieren, das Daseyn der Hörner aus dem Mangel der Augenzähne [89]), und oberen Vorderzähne herleiten wollen; allein ich weiß nicht, warum alsdenn bey so vielen gehörnten Thierarten das Weibchen beständig ohne Hörner ist, obgleich die Zähne, deren es nicht mehr als das Männlein hat, hier die Materie, woraus nach dieser Herren Meynung die Hörner werden sollten, gewiß nicht wegnimmt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Rennthiere ist, daß sie den Urin des Menschen ungemein lieben. Wenn

88) S. Anmerk. 20. O.
89) S. bey Anmerk. 74*. O.

Wenn sie sehen, daß jemand harnen will, so laufen sie selbst zu, und halten das Maul unter, lecken auch den Harn aus dem Schnee zusammen. Sie werden hiedurch besonders zahm und ihren Hirten treu.

Daher führen die Koräken allezeit Gefäße aus Birkenrinde bey sich, in welche sie harnen, und den Rennthieren, welche schon daran gewöhnt sind, alle Morgen kleine Portionen davon austheilen. Man giebt ihnen aber nicht zuviel Harn auf einmal, weil sie davon besoffen werden sollen, so, daß man sie in den Schnee eingraben muß. Vielleicht aber geschieht dieses nur alsdenn, wenn der Mensch, von dem sie den Harn genießen, nicht lange zuvor durch den Genuß des Fliegenschwammes, welcher bey diesen Völkern sehr üblich ist, berauscht gewesen sind.

Auf Reisen giebt man den Rennthieren gar keinen Harn, weil sie davon matt und schwach werden sollen. Bedenkt man, daß alle wiederkäuende Thiere eine besondere Begierde Salz zu lecken haben, und daß die Hirsche sich nach gewissen Gegenden, wo das Erdreich mit Salz oder Salpeter geschwängert ist, öfters hinbegeben, um von diesem Erdreich zu genießen, so wird man sich über diesen besondern Appetit der Rennthiere, welche in Gegenden leben, wo sie, besonders unter dem Schnee, nichts Salzhaftes bekommen können, nicht so sehr wundern dürfen 89*).

Von Schwämmen sind die Rennthiere auch große Liebhaber. Kommt eine Heerde an einen Birkenwald, so ist sie nicht mehr beysammen zu erhalten. Alle Rennthiere zerstreuen sich durch den Wald um Schwäm-

89*) Die wilden Rennthiere lecken das Salz des Meereises. Anmerk. 99. Q.

Schwämme zu suchen. Oft genießen sie darunter den giftigen Fliegenschwamm, von welchem sie betaumelt werden, und niederfallen. Doch schadet es ihnen nichts, und auch ihr Fleisch ist unschädlich, wenn sie, nachdem ihnen der Rausch vergangen, erst geschlachtet worden. Tödtet man sie aber, ehe der Schwamm zu wirken aufgehöret hat, so werden alle Menschen, welche von dem Fleisch genießen, eben so taumelnd und wahnsinnig, als wenn sie den Schwamm selbst genossen hätten. Das besonderste bey diesem Schwamm ist, daß seine Substanz ganz unverdaut weggeht, und daß er nichts als seinen narcotischen Hauch dem Blute, und durch selbiges den Nerven beybringt. Daß aber ein narcotisches Wesen dem Blut wirklich mitgetheilt werde, siehet man daraus, daß der Urin, dessen häufiger Abgang den Rausch wegnimmt, eben diese narcotische Kraft wieder concentrirt enthält, und gleichsam aus dem Blute abführt. Daher die Aermern, unter den Koräken und andern heidnischen Völkern in Sibirien, welche sich keinen Vorrath von diesem Fliegenschwamm anschaffen können, den Harn von denen damit berauschten auffangen, und sich darinn besauffen.

Noch eine Besonderheit der Rennthiere, welche ich nicht unbemerkt vorbey lassen kann, ist diese, daß sie während des laufens mit den Füßen beständig knarren; welches nicht, wie einige leute meinen, aus den Gelenken, sondern daher kömmt, daß ihre großen und überaus harten und scharfen Klauen im laufen beständig übereinander schlagen und bewegen 90).

Noch

90) S. Anmerk. *m**. 66. 80. Wenn die Heerden sich nicht sehen können, so werden sie dadurch zusammen gehalten. S. Anmerk. 96. O.

Noch ein Umstand, welcher erinnert zu werden verdient, ist, daß sie sehr oft harnen, und wenn man sie einmal daran verhindert, gar leicht umkommen. Die Koräken haben daher einen besondern Ruf, wodurch sie ihre Thiere zum Harnen ermuntern, wie wir es den Pferden durch Pfeiffen zu thun pflegen.

Diese Koräken sind eben so die Meister in der Rennthierzucht, als die Araber in der Pferdezucht. Sie haben Heerden von 40 bis 50,000 Rennthieren [91]), worinnen ihr ganzer Reichthum und Glückseligkeit besteht. Diese Heerden theilen sie in kleinere, die nicht über 3 bis 4000 seyn dürfen, damit der Hirt alle seine Rennthiere kennen möge. Hierinn sind sie auch so geübt, daß man sich über ihr Gedächtniß wundern muß. Ein solcher Hirt kennt nicht nur ein jedes Stück besonders, sondern auch seine Genealogie, seine Tugenden und Fehler. Gesellt sich ein fremdes Rennthier von einer andern Heerde oder gar ein wildes zu seinen Haufen, so weiß er solches augenblicklich zu unterscheiden.

Diese Koräken ziehen mit ihren Heerden, wie die nomadischen Völker des wärmern Erdstriches, beständig herum, und führen ihren Vorrath von Rennthier- und andern Fellen auf Schlitten mit sich fort. Mit diesem Vorrath dünken sie sich das reichste und zufriedenste Volk auf Erden zu seyn. Damit tauschen sie von den Russen das ihnen nöthige Eisen und Kupfergeräthe, und von einem andern Stamm ihrer Nation, welcher bloß der Jagd ergeben ist, Füchse, Zobel, Hermelinen und dergleichen, wovon sie immer eine große Menge bey sich haben, und wieder an die Russen verhandeln. Dabey leben sie sehr sparsam, bleiben bey ihrer alten Weise, und halten ihre

91) s. Anmerk. 9.

ihre Sitten, ihre Kleidung und ihre Rennthiere vor das beste, was auf der Erdkugel zu finden seyn mag. Die Felle der im August, September und October, wie auch im Frühling geschlachteten Rennthiere, welche noch nicht so dicke Haare, sondern mehr Wolle haben, dienen ihnen zu Kleidungen; die im Winter abgezogenen, mit langen und dicken Haaren bewachsenen, anstatt der Betten und Decken.

Die nassen Rennthierhäute lassen sie schwitzend liegen, bis die Haare abgehen, alsdenn tränken sie selbige mit Oehl, und hängen sie in den Rauch, da sie denn so durchsichtig und Wasserbeständig werden, wie Horn, und zu Regenkleidern unvergleichliche Dienste thun. Ihre Wohnungen sind aus Rennthierfellen gemacht, und wenn die recht durchgeräuchert sind, so nehmen sie solche ab, um sich derselben zu Kleidung und zum Bett zu bedienen, und ziehen neue auf. Schuh und Stiefeln nähen sie sich aus dem Fell der Rennthierfüße zusammen. Die langen Haare unter dem Halse des Thiers gebrauchen sie wie Seide zum ausnähen ihrer Mützen, Schuhe und Kleider, welches oft sehr artig und sauber ausfällt. Kurz, sie wissen aus ihren Rennthieren alles zu machen 92), und mich dünkt, daß kein Volk bessern Stoff zu ganz neuen und originalen Hirtengedichten geben könnte, als diese Koräken.

Von dem todten Körper des Thiers selbst ziehen alle die Nationen, welche Rennthiere halten, folgende Vortheile.

Erstlich so kochen sie das Blut mit gewissen Wurzeln, und trinken solches wie eine Suppe oder Thee, welche sie denn vor eine große leckerey halten.

Aus

92) Vom Nutzen der Rennthiere ist unten besonders gehandelt. O.

Aus dem Blut, Fett und dem Unflath im Magen machen sie Magenwürste, die sie zum Versäuren aufhängen, und mit eben so viel Appetit, als wir die Bologneser Würste, verzehren. Eben diesen Unflath im Magen essen sie, wenn er noch warm ist, mit Löffeln, und loben ihn als eine sehr gesunde Speise. Das gesottene und gebratene Fleisch des Rennthiers ist ihre gewöhnliche, und in der That keine üble Speise, obgleich es gebraten nicht den feinen Wildgeschmack vom Rehfleische, sondern mehr das unschmackhafte vom Damhirsch, ja gar vom Rindfleisch, hat. Dennoch aber ist es zu Suppen nicht zu gebrauchen, weil es sich nicht aussieden läßt, und keine Kraft giebt. Das rohe gefrorene Mark aus den Knochen der Rennthiere essen nur die Reichen bey den Koräken; dieses ist die größte Leckerspeise, welche sie einem Fremden vorzusetzen wissen. Ja sie glauben, daß die Beherrscher der Erden nichts, als solches gefrornes Rennthiermark essen. Noch eine Leckerspeise bey ihnen ist, wenn sie das Rennthierfleisch zu einem Muß zerhacken und also in Fett braten; welches ein europäischer Koch vielleicht glücklich nachahmen könnte.

Sie wissen auch die jungen und noch weichen Geweihe des Rennthiers zu schätzen, schneiden sie den lebendigen Thieren ab, und essen sie am Feuer gebraten, welches eben wie rohe Rüben oder Knorpel kracht. Nur bloß von der Milz machen sie keinen Gebrauch, und wissen nichts damit anzufangen, ohngeachtet selbige fett und vortrefflich ist. Darinnen aber sind die Lappländer weiser.

Die Armen unter den Samojeden dienen denjenigen, welche an Rennthieren reich sind, so lange bis sie sich nach und nach Rennthiere erziehen, selbst

eine Heerde halten und Herren seyn können. Oft erheyrathen auch diese Knechte zahlreiche Heerden.

Denn wenn ein Mädchen unter ihnen gebohren wird, so schenkt der Vater derselben auf gut Glück einige Rennthierkühe. Was nun von diesen bis zur Mannbarkeit der Tochter erzogen wird, gehört ihr und ist ihr Brautschatz. Sterben die Eltern, so bekömmt sie auch von den übrigen Heerden ihr Antheil. Die Söhne hingegen bekommen, so lange ihre Eltern leben, keine Heerden, wenn jene gleich noch so reich sind, sondern müssen sich mit ihrem sauren Schweiß eine Braut, und Heerde mit ihr, erarbeiten. Dieses, sagen sie, geschiehet, damit die jungen Leute sich an Armuth und Arbeit auf den Fall gewöhnen, wenn Unglück über sie kommen, und sie ihre Heerde verlieren sollten.

Man theilt die zahmen Rennthiere in abgerichtete und ungelernte. Unter den abgerichteten sind einige Weiblein angewiesen, um wilde Rennthiere herbey zu locken, und dem Schützen zu zuführen, ja selbige wohl gar mit Schlingen, welche man ihnen an den Hörnern befestiget, und womit sie die Hörner des wilden Rennthiers verwickeln, einzufangen 93). Die übrigen sind zum Schlittenziehen, Tragen und Reiten gewöhnt. Zum Ziehen gewöhnt man sie durch einen Klotz, welchen man ihnen, wenn sie noch jung sind, mittelst eines zwischen den Beinen durchlaufenden Strickes am Halse fest macht, und mit zunehmenden Alter immer gegen schwerere Klötze vertauscht, bis man es endlich neben ein anderes anspannt, um es zum laufen zu gewöhnen, und endlich vor den Schlitten legt. Den lasttragenden bindet man

93) S. bey Anmerk. 84. O.

man von Jugend auf eine Last auf den Rücken, und gewöhnt sie gleichergestalt. Ein gutes Rennthier kann alsdenn bis 150 Pfund tragen. Zum Reiten [94]) richten die Tungusen ihre Rennthiere ab, indem sie ihnen in der Jugend den Sattel gleich hinter dem Halse über den Vorderbeinen auflegen und tragen lernen, wo sie denn am füglichsten tragen können: denn im Kreutze sind sie zu schwach. Außerdem müssen die Rennthiere auf gewisse Rufe sich versammlen lernen, da sie denn die gelernten von den ungelernten absondern. Verlaufen sich einige unwillige und träge von den den abgerichteten unter die ungelernten, so werden sie mit Schlingen eingefangen, und mit Schlägen gezüchtiget, ja wenn sie unverbesserlich befunden werden, vor der übrigen Heerde mit kleinen Schlägen zu Tode gemartert, da man denn deutlich siehet, wie die übrigen daran gleichsam Exempel nehmen und mit Zittern zusehen. Wenn die Werfzeit nahe ist, so sondert man auch alle trächtige Kühe von den Böcken und unfruchtbaren ab, damit diese die Jungen nicht erdrücken.

Dieses kostet aber auch nicht wenig Mühe, weil die Männlein ihre Weiblein ungemein lieben, und sich ungern trennen. Die Koräken castriren viele von ihren Rennthieren, indem sie selbige auf den Rükken werfen, die Hoden ergreifen, in den Mund nehmen und mit den Zähnen zerknirschen [95]). Stralf. Magaz. St. V. p. 394.

Der Pastor Holsten, der sich zwanzig Jahre in der Lappmark aufgehalten hatte, glaubte bessere Gelegenheit als sonst jemand gehabt zu haben, die Rennthiere kennen zu lernen, und wollte desfalls folgen-

94) M. s. Anmerk. 13. Q.
95) M. s. Anmerk. 16. Q.

folgende, theils neue, theils sichete Bemerkungen der schwedischen Königl. Akademie zuschicken. Er sagt:

„Das Rennthier, schwedisch Ren, lappländisch Påtso, ist so groß als ein zweyjähriges Stück vom schwedischen Rindviehe, aber nicht so fleischigt, schlanker und hochbeinigter; mit graulichten Haaren bedeckt, die jeden Sommer abgehen, da neue an ihre Stelle wachsen. So lange der Sommer dauert, sind sie schwärzlich, je näher es aber am Herbste kömmt, desto mehr fangen sie an grau zu werden; wenn der Winter eintritt, sind sie schon ganz grau, außer mitten den Rücken hin, wo sich ein Streifen einer viertelelle breit immer etwas schwärzlich erhält. Es hat nur Vorderzähne im untern Kinnbacken, (dentes primores) wie alle wiederkäuende Thiere. Sie sind etwas kleiner und geschmeidiger, als bey andern großen Viehe, achte an der Zahl, an der innern Seite etwas abgeschärft. Die Backzähne (molares) in beyden Kinnbacken etwas ausgehohlt und kantig, sechse in jedem Kinnbacken, die vier vordern größer, die beyden innern kleiner. Augen, Ohren und Naslöcher, in Betrachtung der Größe des Thiers, etwas größer als bey dem schwedischen Viehe, besonders die Naslöcher.

Der Schwanz nur einige Zoll lang, steht meistens aufwärts in die Luft, zumal, wenn das Rennthier springt. Die Klauen, so wohl an den Hinterfüßen als Vorderfüßen, sind größer oder viel platter und weiter, als bey irgend einigen Hornvieh. Unter dem Leben in den Klauen sitzt ein kleiner Knochen, einem Krebssteine nicht unähnlich, aber etwas länger; wenn das Rennthier geht, knappt oder knarrt er so stark, daß man ihn wohl auf 190 Schritte hö-

ren kann, sind aber mehr beysammen, so hört man dieses Knarren noch einmal so weit [96]).

Die Vorsehung hat diesem Thiere solche Eigenschaft nicht ohne Ursache mitgetheilet, denn, wenn sie bey trüben und regnigten Tagen auf den Gebirgen, von der dicken Wolkenfeuchtigkeit bedeckt werden, die manchmal fällt, manchmal aufsteigt, und wenn es, selbst im Mittage, so dunkel ist, daß man oft nicht weiter als 8 bis 10 Schritte vor sich sehen kann, so hören nicht nur die Rennthiere selbst einander, indem sie auf dieses Knarren horchen, wenn sie während des Weidens zerstreuet werden; sondern die Hüter haben auch dadurch viel Beyhülfe, die Heerden zusammen zu halten.

Die Füße sind mit schwarzbraunen Haaren bedeckt, doch nicht bey allen gleich, bey manchen mehr, bey andern weniger. Alle haben sie hinten am Buge des Knies an den Hinterfüßen einen weissen Fleck, einen Zoll breit, meistens rund.

Zitzen haben sie gemeiniglich viere, zuweilen hat eines 5 bis 6, aber doch keine Milch als außer den vier gewöhnlichen.

Zwey Hörner, nicht vorwärts, sondern meist aufwärts in die Luft gewachsen, eine Elle hoch, oder mehr. Die Stämme von beyden fangen einige Zoll von der Hirnschale an, sich in mehrere Aeste zu zertheilen, die mit dünner, rauher Haut bedeckt sind, welche im Frühjahr wächst, und den Sommer über dauret, aber im Herbste vergeht.

Beyde Geschlechte setzen jedes Jahr ihre Geweihe ab, aber nicht alle zu einerley Zeit. Die Unverschnittenen im Herbste nach ihrer Brunstzeit; die Verschnittenen im Wintet, aber die weiblichen Geschlechts,

96) M. s. Anmerk. m. *. 80. 90. 66. O.

schlechts, nicht eher als im Frühjahre, nachdem sie ihre Kälber gehabt haben.

Jede Art bekömmt jährlich ihre Geweihe wieder, in eben der Zeitordnung, nachdem sie es eher oder später abgesetzt hat. Die Unverschnittenen zuerst, die Verschnittenen darnach, und zuletzt die Rennthierkühe 97).

Es ist nicht andem, daß die Geweihe jedes Jahr ein neues Ende ansetzen, daran man das Alter des Rennthiers erkennen könnte. Sie wachsen jährlich so gleich, daß die Enden nicht mehr werden, auch die Stellung nicht anders wird, als das erste Jahr 97*)

Der einzige Unterschied beym Geweihe besteht bloß darinn, daß es einige Jahr größer, andere kleiner wird. Die Ursache liegt in Weide und Wachsthum. Wenn sich die Rennthiere wohl befinden, wird das Geweihe größer.

Selten findet man ein Rennthier kahl oder Geweihlos, doch giebt es etwa eins unter hunderten. Die Lappen nennen es: Zuko åire (Katzkopf).

Weiße 98) Rennthiere sind keine andere Species, sondern ebendieselbe. Das Kirchspiel Jockmock, das sich nordwärts in die Gebirge weit um Torneå erstreckt, zieht einige. Diese weiße Art bleibt so genau in dem Landstriche, daß man unter den Rennthieren im südlichen Theile dieser Gemeine selten eins sieht, das gänzlich weiß ist, aber im nordlichen Theile, nur 8 Meilen nordlicher, ist wenigstens jedes fünfte weiß.

Solche Rennthiere sind weder frischer noch sonsten besser, als die andern, sondern mit ihnen von

 einer=

97) S. Anmerk. 19. i. 114. O.
97*) S. Anmerk. 109. O.
98) S. Anmerk. 82. 6. O.

einerley Beschaffenheit. Doch bemühen sich die Lappen eines dergleichen unter ihren übrigen zu haben, daher sie sich der Zucht wegen, einige Unverschnittene eintauschen oder erhandeln, und so Kälber, die weiß sind, bekommen, manchmal aber auch keines. Von diesen Weißen haben sie den Nutzen, wenn die Heerden im Felde sind, und sich zerstreuet haben, selbst aus dem Gesichte gekommen sind, daß die Mischung von weiß und grau, gegen die kahlen Anhöhen betrachtet, oder auch von den Höhen herunter auf das ebene Feld weiter zu sehen ist als sonst.

Einiger Unterschied an Größe findet unter den Rennthieren statt. Die, welche Frühling, Sommer und Herbst auf den Gebirgen weiden, heißen Gebirgerennthiere, und sind allemal kleiner, die aber Winter und Sommer in Waldungen gehen, sind größer und heißen Waldrennthiere.

Die wilden Rennthiere sind auch keine andere Art. Sie zeigen sich selten in den Wäldern, innerhalb der Lappmark, sondern halten sich in öden Gegenden auf, zwischen den Lappmarken und dem niedrigen Lande. Sie sind etwas größer, als die erwähnten zahmen Landrennthiere, noch einmal so groß als die gebirgischen, vielleicht deswegen, weil sie frey herum gehen, und ihre Kälber so lange saugen als sie wollen, die andern aber zuweilen abgesetzt werden. Mehr gemäßigte oder gelindere Luft im Waldlande, mögte auch hiervon Ursache seyn. Die Gebirgischen empfinden, selbst mitten im Sommer, mehr Abwechselungen beschwerlicher Witterung, als: Kälte, Wind, Regen, auch manchmal Schnee, welches ihnen gewiß sehr empfindlich seyn muß; da sie die ganze Zeit über, welche sie sich auf den Gebirgen befinden, sehr dünnes Haar haben. Wilde Rennthiere gehen

nicht zerstreuet, sondern Heerdenweise beysammen, in Haufen von hundert und mehr,

Ob sie gleich vor Menschen und Hunden so scheu sind, als andere wilde Thiere, so wagen sich doch einige von ihnen im Frühjahre auf Schneewege, bis ans Meer hinunter, das Salz des Meereises 99) zu lecken, werden aber von feindseligen Menschen, der strengen Verbothe ohngeachtet, häufig gefällt. Nachdem das niedere Land mehr angebauet, und die besten Gelegenheiten zu Gütern sind angewandt worden, sind diese unschuldigen Thiere immer mehr beunruhigt und ausgerottet worden. Deswegen findet man sie jetzt nicht in solcher Menge, wie in vorigen Zeiten. Manchmal kömmt in der Brunstzeit, ein Haufe so nahe an die Lappmark, daß sie mit zahmen Rennthieren zusammen halten, aber so bald die Brunstzeit vorbey ist, oder sie Menschen oder Hunde sehen, fliehen sie eiligst ihren Weg.

So wohl die Gebirgischen als die Wald- und Wilden Rennthiere, haben ihre Brunstzeit in der Michaeliswoche neuen Styls, und bringen ihre Jungen acht Monathe darnach, oder im May 100). Alle Kälber sind bey der Geburt rothbraun mit etwas schwärzlicher Farbe längst dem Rücken hin. Diese Haare gehen im May und Junius weg, und da wachsen neue an ihre Stelle, welche schon um die Mitte des Augusts, auf dem Rücken und an den Seiten schwärzlich sind, aber gegen den Herbst oder im September mehr und mehr anfangen grau zu werden.

Selten bringt eine Rennthierkuh mehr als ein Kalb, aber noch seltsamer bringt eine etwas Mißge-

 staltes.

99) Die zahmen lieben Menschenharn. s. bey Anmerk. 89*. O.

100) Dieses bestättigen Linné, Lagus u. s. w. S. Anmerk. 15. O.

staltes. Man hat auch nie gehört, daß ein Kalb fleckig gewesen, welches doch bey allen andern Vieh gemein ist.

Wenn die Rennthiere Junge bekommen sollen, so muß man die Rennthierochsen von ihnen auf eine andere Weide absondern. Die Kühe sind sehr in Furcht, daß die Ochsen ihre Kälber beschädigen, wollen daher immer mit ihnen streiten und sie wegtreiben, weil sie aber schwächer sind, und selbst könnten beschädigt werden, muß der Hirte sie trennen.

Die Vorsicht hat den Kälbern eine Natur gegeben, welche die Härte des Landstrichs aushalten kann. Ob sie gleich oft auf kaltem Schnee auf die Welt kommen, so kann doch das zarte Kalb, etwas hochbeinig, aber am Leibe nicht viel größer, als ein Ziegenlamm von einigen Monathen, so gleich seiner Mutter folgen, welche den ganzen Tag auf dem Schneefelde bleiben kann und ihre Nahrung unter dem Schnee sucht, bis sie an eine Stelle kömmt, wo das Erdreich frey ist.

Der kalte, in den Gebirgen gewöhnliche Wind, bringt diesen kleinen Thieren gewiß keinen Vortheil, wie Einige vorgeben, sondern schadet ihnen vielmehr, zumal, wenn gleich Schnee fällt, von dem sie durchnetzt werden, und mit ihren dünnen Haaren nothwendig frieren müssen. In solchen Fällen pflegen fleißige Hauswirthe und Hüter mit Schaufeln hie und da Gruben zu machen, in welche sie die Kühe, die nur Junge gebracht haben, mit ihren Kälbern setzen, damit sie etwas vor Winde gesichert sind, bis die Witterung gelinder wird.

Da diese Thiere nicht den Vortheil haben, wie das übrige Hausvieh, von andern im Anfange gespeist und getränkt zu werden, so hat der Herr der

Ge=

Geschöpfe sie mit der Eigenschaft versehen, daß sie, so bald sie nur einige Tage alt sind, das Rennthier-Moos oder anderes ihnen zur Nahrung dienendes Gras aufsuchen können. Bey anderm Vieh bemerkt man das nicht so zeitig.

Der Rennthiere Nahrung ist im Winter, das bekannte weiße Rennthiermoos, (Lichen rangiferinus Fl. Lapp. 437.) welches auf Höhen und in trockenen Fichtenbüschen wächst. Eben so alle Species Lichenis, wie Steinmoos und Laub von allerley Bäumen.

Wenn der angenehme Frühling und Sommer einfallen, giebt es mehr Abwechselung wohlschmeckender und nährender Gewächse, wie alle Arten von Rumex; Rumex Acetosella Fl. Lapp. 131. (der Lappländer *Ebruo*) wird am meisten gesucht. Auf einer neuen Weide, eine Quadratmeile groß, können sie diese Pflanze, ihres angenehmen Geschmacks wegen, in einer einzigen Woche überall aufsuchen, und verzehren. Alle Arten von Ranunkeln, und darunter R. niualis (bey den Lappländern *Narsavasi*), sind ihnen sehr angenehm, sie verzehren den genannten zuerst, darnach die übrigen.

Die Wurzelblätter aller Gräser, das Laub von allerley Weiden und Birken; von Wasserkräutern Menyanthes Fl. Lapp. 80. Calla Fl. L. 320. Equisetum Fl. L. 393. diese Wasserkräuter, welche nicht auf dem Gebirge wachsen, sondern im Walde, sind den Waldrennthieren am angenehmsten. Außerdem genießen die gebirgischen Rennthiere so wohl als die im Walde, alle Arten von Festuca, nebst andern Gräsern, gemeinschaftlich mit den Schafen [101].

101) Am Chajafluß war zwischen dem Gestrippe die sum-

Rennthiere im Winter mit Heu von diesen Gewächsen zu füttern, ist, so viel mir bekannt ist, noch nicht versucht worden, doch sollte man wohl nicht zweifeln, daß es thulich wäre, zumal wenn erst junge Rennthiere daran gewöhnt würden, deren Abkömmlinge sich alsdenn solche Lebensart gefallen ließen. Doch müßten sie wohl zu ihrem Aufenthalte einen kalten Platz haben, oder einen etwas großen eingezäunten Raum, wo sie unter freyen Himmel herum ziehen.

Wenn man mit Rennthieren fährt, und am Ruheplatze Rennthiermoos oder anderes Futter, das man mitgenommen, ihnen vorwirft, so fressen ein Theil begierig davon, besonders die Waldrennthiere, aber die Gebirgischen sind so ekel, daß sie selbst das Rennthiermoos selten genießen, zumal wenn es mit den Händen sehr handthiert ist.

Geschrey oder starken Laut, wie anderes Vieh, geben die Rennthiere nicht von sich. Sie lärmen nur, und grunzen wie die Schweine, wo sie Haufenweise beysammen sind.

Wenn Krankheiten oder schlechte Weide ihnen nicht schaden, so können sie bis 14 Jahre leben[102]), besonders die vom weiblichen Geschlechte, die vom männ=

sumpfige Ebne reichlich mit gemeinem und dem laubigten Rennthiermoos (Lichen nivalis) bewachsen, welches aber im Sommer, wegen seiner Dürre von den Rennthieren wenig berührt wird, die sich alsdann lieber mit Zwergbirken, Weiden, Hedysarum alpinum, Heracleum und andern Kräutern nähren, und obige Moose zum Herbst und Frühling sparen, zur Winterszeit aber auch das in Tannenwäldern häufige Haarmoos. (Lichen hirtus) nicht verachten. Pallas Reisen *III. p.* 25. und Anmerk. 8. O.

102) Dieses Alter nimmt Linné auch an. S. Anmerk. 23. O.

männlichen einige Jahre weniger; wenn sie dieses Alter erreichen, so fangen die Zähne an los zu werden und auszufallen, da können sie alsdenn sich nicht mehr nähren.

Zu den Tugenden des Rennthiers, gehört seine Reinlichkeit. Es ruhet nie auf unreinen Stellen, und daher sieht man es nie schmutzig. Man sagt, alle andere Thiere hätten läuse, aber nie habe ich gehört, daß das Rennthier welche hätte.

Es nährt sich selbst ohne eines andern Bemühung, ihm Futter den Winter über zu schaffen. Da es oft seine Nahrung 2 bis 4 Fuß tief unter dem Schnee suchen muß, so hat es von seinem zarten Geruche den Vortheil, daß es an mooslosen Stellen nie vergebene Arbeit unternimmt, den Schnee abzuwerfen und nachzusuchen, ob sich da Futter findet; schon durch den Geruch nimmt es wahr, wo es Nahrung findet. Die lappen sind bey der Veränderung ihres Aufenthalts manchmal ungewiß, wo sich Rennthiermoosheiden finden, und überlassen dem Rennthiere selbst solche aufzusuchen, welches diese auch meisterlich verstehen, und nie in den Schnee graben als wo Moos zu finden ist.

Wenn der lappe merkt, daß die Rennthiere sich aufhalten, und anfangen Gruben in den Schnee zu machen, hält er mit seiner Reise inne und schlägt sein Zelt auf, wo er sich aufhält, so lange die Weide dauert.

Daß die Rennthiere guten Geruch haben, erhellet auch daraus, weil sie bey Aenderung des Aufenthalts, oder wenn sie von der Heerde zerstreuet werden und allein sind, ihre Gesellschaft durch den Geruch wieder erwittern, auch wenn sie 2 bis 3 Meilen weit wären, woferne sie nicht von der Art sind,

die

die Gelegenheit suchen, sich von den andern abzusondern, dergleichen es viele giebt, zu großer Beschwerde der Hüter.

Daß sie gutes Gehör haben, scheint mit einiger Gewißheit daraus zu schließen: Wenn man mit ihnen über Seen oder auf weitem Felde fährt, so wird man oft bemerken, wie sie horchen, wenn etwas vor oder hinter ihnen auf dem Wege ist, lange ehe man es sehen kann.

Es ist auch einigermaßen gelehrig. So wild und unbändig es anfangs ist, wenn die Lappen es zähmen wollen, da es weder Zaum noch Schläge leidet, wird es doch endlich so kirr, daß es sich nur mit einem Zaume regieren läßt, und die Straße ordentlich hält, auch wo kein Weg ist. Wie sie können gewöhnt werden, auf des Hüters Ruf zu achten, läßt sich aus folgenden abnehmen: Wenn sie auf die Weide gehen sollen, ist nöthig, daß sie durch gute Aufsicht zusammen gehalten werden, damit sie sich nicht zerstreuen und verlaufen. Wenn nun da eins oder mehrere von den andern springen, und die Hüter das wahrnehmen, rufen sie den Hunden, die die Rennthiere zurück treiben sollen, und da sieht man die Rennthiere auf dieses Geschrey so aufmerksam, daß sie umkehren und zu deu übrigen gehen, ehe die Hunde zu ihnen kommen.

Ueber Flüsse und kleine Seen zu schwimmen, sind sie sehr fertig, ihre breiten Klauen an allen vier Füßen sind ihnen eine große Hülfe dazu, deswegen können sie sich während des Schwimmens so hoch im Wasser halten, daß sich der ganze Rücken über der Wasserfläche zeigt.

Wenn sie ihren Weg über einen Fluß oder Meerbusen nehmen sollen, so sieht man mit Verwun-

wunderung eine sonderbare Tugend bey den alten Rennthieren. Wenn sie merken, daß die Jungen noch nicht so beherzten, nicht ins Wasser gehen wollen, obgleich Leute und Hunde versuchen, sie zu treiben, so schwimmen die ältern nicht allein willig voran und suchen sie mit ihrem Laute gleichsam nachzulocken, sondern auch, wenn sie sehen, daß jene träge sind, schwimmen sie zurücke und hin und her, gleichsam zu zeigen, daß nichts zu fürchten ist, nnd wenn sie sie dann endlich ins Wasser gebracht haben, stellen sie sich voran, da dann die Jungen nachfolgen.

Obgleich die Rennthiere, besonders in Luleå Lappmark, welche von allen am weitesten nach Norden liegen wird *), nicht groß von Wuchse sind, so haben sie doch so viel Stärke, daß sie mit den Klauen bis vier Lispfund tragen können, und im Winter 10 Lispfund ziehen. So wohl im Springen als im Gehen, sind die Rennthiere schneller als die Pferde. In starker Kälte bey aufgefahrnen Wegen, und wo man Seeweg ohne Wasser auf dem Eise hat, kann jemand, der mit Rennthieren umzugehen gewohnt, mit guten, geschwind und angenehm fortkommen. Zehn Meilen [103]) legt ein leichtes Fuhrwerk in so viel

*) Ein Theil der Torne Lappmark ist etwas nordlicher als Lule Lappmark=Halde Fjäll, das höchste Gebirge in der ersten, liegt unter 69¼ Grad Polhöhe, aber Ridatjock und Jokatis Morca, die höchsten in der letzten, unter 68 Grad 6 Min. Polhöhe. Die Polhöhe von Gaisaget, zu oberst in der Pithe Lappmark 67¼ Grad. Bonnäs zu oberst in Ume 66⅓ Gr. Arefjäll in der Aesele Lappmark 65½ Grad oder fast gleich mit der Stadt Luleå. So schief hinauf ziehen sich die Lappmarken mit ihren nordwestlichen Enden.

103) Herr Pallas sagt, daß am Flusse Stschutschja eine Tagereise mit Rennthieren im Sommer wegen der

viel Stunden zurück, wenn die Rennthiere nur dann und wann ein wenig verschnaufen, und etliche Mund voll mit Schnee nehmen, womit sie sich abkühlen müssen.

Man hat für gewiß berichten gehört, daß einer in dieser Lappmark in einem Tage zwanzig Meilen mit einem Rennthiere gefahren ist, ob es gleich nicht Seeweg war, sondern zum Theil durch Wald, aber diese Rennthiere sind nicht lange leben geblieben, sondern meistens, nachdem sie zur Ruhe kamen, in einigen Stunden gestorben. Wenn man große Tagereisen hat, und keine Rennthiere an irgend einer Stelle zur Abwechselung da sind, so muß man die Reise nicht früh Morgens antreten, denn da werden sie bald müde, und vollendet die Tagereise nicht in gehöriger Zeit. Die beste Zeit für das Rennthier sich zu füttern, ist des Morgens zwischen 7 und 9 Uhr. Wenn man sich hierinn nicht nach ihrer Gewohnheit richtet, und sie den Morgen wohl füttern läßt, so sind sie den ganzen Tag träg und saumselig. Die Lappen hohlen daher ihre Rennthiere für Reisende nicht eher aus dem Walde, als um 9 oder 10 Uhr Vormittage, da die Reise erst angetreten wird, und man kann alsdann schnellere und längere Tagereisen thun, als wenn man einige Stunden früher anfinge. Die Rennthiere sind munterer nach Mittage als Vormittage zu springen, und je weiter es gegen Abend kömmt, desto mehr Lust haben sie.

Wenn sie anfangen müde zu werden, so gukken sie oft um sich, ob die, welche in ihrer Gesellschaft

der] oft nöthigen Abwechselung der bald ermüdenden Thiere, und dadurch entstandenen Aufenthalts, auf nicht viel höher als 20 bis 25 Werste geschätzt werden können. Pall. Reis. III. p. 25*. Ihre Geschwindigkeit in der 13 Anmerk. angegeben. Q.

schaft sind, nachfolgen oder nicht, und wenn sie sehen, daß sie dicht nachfolgen, thun sie doch einen Schub nach dem andern quer vom Wege nach dem Walde. Sind sie sehr müde, so werfen sie sich auf die Erde nieder und bleiben so einige Zeit, als wäre kein leben mehr in ihnen. Die Fuhrleute, welche gehörige Schonung gegen sie zu brauchen wissen, lassen sie solcher Gestalt einige Zeit ruhen, oder wenn Moosland vorhanden ist, eine Stunde oder länger weiden. Die Fuhrrennthiere merken bald, ob der, der mit ihnen fährt, sie gewohnt ist oder nicht. Das beste Fuhrrennthier kann unter der Hand eines ungeübten Fuhrmanns, in einer Viertelmeile eben so träge und verdrossen werden, daß er mit ihm nicht weit von der Stelle kömmt. Die Kunst besteht bloß darinn, daß man den Zaum auf die rechte Seite des Rennthiers hält, es nicht oft schlägt, auch dann und wann stark am Zaume zieht; diesen Handgriff versteht es, und weiß, daß es gegen einen solchen Führer keine Unart brauchen darf.

So angenehm es mit Rennthieren zu fahren, wo der Weg gut ist, so verdrießlich und mühsam ist es, wenn man in tiefen Schnee und Wasser auf dem Eise kömmt. Da ist kein anderer Rath, als aus dem Schlitten zu steigen, auf Schneeschuhen zu gehen und das Rennthier zu führen. Denn so ein schwaches Thier kann in dem Falle nicht mehr ziehen als den leeren Schlitten, besonders auf Seen; da das Wasser darauf anfriert. Es mag nun gehen, oder ohne Joch springen, so hält es den Kopf beständig aufwärts in die luft, und zeigt sich muthiger als irgend ein ander Thier; es scheint als wäre es auf sein hohes Geweihe stolz. Wenn dasselbe abgefallen oder nicht völlig wieder gewachsen ist, so hält es den Kopf nicht so hoch als sonst. Ob es gleich sein Geweihe

weihe nicht sehen kann, weiß es doch wohl, wie hoch dasselbe ist, und wenn es im Walde geht oder springt, kann es so genau abpassen, wie hoch es mit dem Geweihe kommen darf, daß es die Aeste nicht berührt.

Obgleich das Rennthier keine Galle hat [104]), findet man doch einige von arger Gesinnung. Wenn sie sich einander stoßen, so verwickeln sich zuweilen ihre Geweihe, und sie können nicht aus einander kommen; wenn man da nicht nach sieht, und sie von einander bringt, so verschmachten sie zusammen und werden auf der Stelle todt gefunden. Wilde Rennthiere, welche größere Geweihe haben, pflegen auf diese Art umzukommen. Manchmal kann auch wohl eins unter hundert so beherzt seyn, daß es mit dem Wolfe zu fechten wagt, nicht vor ihm läuft, sondern seine Stärke und Fertigkeit braucht, ihn mit den Vorderfüßen zu schlagen. In dieser Lappmark hat man Proben von einem Rennthiere, das erst von einem Wolfe übel gebissen ward, endlich aber anfing Wiederstand zu thun und ihn schlug, da man dann beyde auf der Stelle todt fand.

Manchmal bekömmt man auch Rennthiere zum Fahren, die so eigensinnig sind, daß, wenn sie nicht springen wollen, und solcher Gestalt Streiche bekommen, wenden sie sich gegen den, der im Schlitten (Ackja) sitzt *), und geben ihm mit den Vorderfüßen Schlag auf Schlag. Der Mann, der niedergebunden sitzt, kann sich nicht anders wehren, als daß er sich mit dem Schlitten umwälzt, daß die Schläge auf den Boden des Schlittens fallen, bis der Eigensinn vorüber geht. Alle

104) S. bey Anmerk. 75. O.

*) Dieser Schlitten ist wie ein Boot gemacht, 9 bis 10 Viertel lang, drey breit und zwey tief, hinten breit, aber vorne spitzig, hat keine Kufen, sondern einen breiten Boden, so dicht, daß er Wasser hält.

Alle Rennthiere lassen sich zähmen, lasten, mit denen sie auf beyden Seiten beladen werden, zu tragen, auch zu ziehen; aber wenig sind zum Reisefuhrwerk tauglich. Die, welche die Art bekommen, schnell zu laufen, und den geraden Weg zu halten, werden von den Lappen sehr hoch geachtet, und zu jenen Arbeiten nicht gebraucht, damit sie die Lust zum Springen nicht verlieren. Zur Arbeit braucht man selten unverschnittene oder Kühe, sondern bloß verschnittene.

Von seinen Kühen bekömmt der Lapp eine sehr kräftige und nährende Milch vom Mittel des Junius bis zum Mittel des Octobers. Diese ganze Zeit und so lange das Gras nicht gefroren ist, werden diese Kühe zweymal des Tages gemolken, näher gegen das Ende aber, nur einmal. Wenn sich das Gras im besten Wachsthume und Reife befindet, bekömmt man von jeder Kuh ein halbes Quartier, oder Morgens und Abends zusammen ein Quartier. Doch ist die Milch so kräftig, daß man aus einer Kanne einen Käse ein einhalb Pfund schwer bekömmt. Butter wird auch aus dieser Milch gemacht; sie setzt auch Rohm (Cremor) noch einmal so dick als andere Milch an, aber die Butter wird weiß wie Schnee.

Von den 200 lappischen Haushaltungen, welche sich in der Gemeine von Jockmock beständig aufhalten, der ich bisher vorgestanden habe, werden jetzo ohngefähr 20,000 ältere und jüngere Rennthiere gehalten. Der größte Theil nährt sich den Sommer über zwischen den Schneebergen in den Gebirgen, und den Winter über in Waldungen, die übrigen aber Winter und Sommer in Waldungen.

Die, welche allezeit in Waldungen gegangen sind, wollen ihre Gewohnheit nicht gerne ändern, und im Frühjahre die gebrigischen nicht gerne den

Sommer über in den Wäldern bleiben. Manchmal ereignet es sich doch, daß die gebirgischen Lappen und Waldlappen durch Handel oder Erbschaft, einer des andern Rennthiere bekommen, wenn diese dann ihren Aufenthalt verändern, sind sie das erste Jahr schwerlich abzuhalten, daß sie nicht 15 bis 20 Meilen zurücklaufen. Und wenn sie endlich bey der neuen Weide können gehindert werden wegzulaufen, so verlieren sie doch das erste Jahr ihre Geweihe, und werden sehr mager, welches beweiset, daß sie sich nicht wohl befunden haben. Wenn sie auch, jedes an seiner Stelle, einige Jahre leben, so behält doch ihre Nachkommenschaft etwas vom ersten Aufenthalt, die Nachkommen von Waldrennthieren im Gebirge bleiben kleiner, und die von gebirgischen Waldungen, werden größer.

Unsere Gebirge erstrecken sich von dem südlichen Theile unsers werthen Vaterlandes, bis an das weiße Meer, gegen 100 Meilen, und in der Breite, vom Gebirgrücken bis ans Waldland, 12 bis 14 Meilen. Wegen der kurzen Sommer, sind sie keines Anbaues fähig, und würden also ganz öde seyn, wenn nicht die Rennthiere sie nutzten.

Die Lappen haben nicht nöthig, diese Thiere wegen Futtermangel zu vermindern, sie können leben und sich vermehren, so viel sie nicht zum eigenen Gebrauche schlachten. Ihre Menge würde gewiß noch einmal so groß seyn, wenn sie nicht so vielen schädlichen Zufällen unterworfen wären, wodurch sie häufig wegsterben, doch ein Jahr mehr als das andere. Folgendes sind die vornehmsten:

1) Eisrinde, die sich manche Herbste auf ihre Weide, des Rennthiermoos legt. Am Ende des Octobers oder gegen die Mitte des Novembers, fällt

fällt meist alle Jahr in diesen Orten, starker Thau mit Regen, dadurch wird der Schnee, der schon 1 bis 2 Fuß tief liegt, bis auf die Erde durchnäßt. Wenn er nun nicht völlig weggeht, oder durch starken Wind, der einige Tage anhält, aufgetrocknet wird, so, daß er locker und mürbe werden kann, sondern so naß, als er ist, gefriert, so verwandelt er sich in eine Eisrinde, welche so hart wird, daß die Rennthiere mit den Füßen nicht durchschlagen können, zum Moose zu kommen. Da können sie sich nicht zusammen halten, sondern springen, jedes nach seinem Gefallen, über Waldungen und Hügel, 2 bis 3 Meilen in einem Tage, theils Laub von Bäumen abgefallen zu finden, theils eine Stelle zu suchen, wo das Erdreich bloß seyn mag, oder die Eisrinde nicht so hart ist. Da verhungern dann sehr viel, besonders jüngere Rennthiere.

2) Große Schneejahre, da die jungen oder jährigen Rennthiere nicht selbst im Stande sind, tief genug den Schnee aufzugraben, sondern sich mit den Plätzen befriedigen müssen, welche die ältern frey gemacht haben, und die sind meist abgeweidet, daß sie wenig oder nichts zu ihrem Unterhalte finden.

3) Späte Frühlinge, da die Rennthierkühe auf Schnee gebähren müssen, und selbst für sich ihr Futter zu finden, große Mühe haben, also noch weniger Milch für ihre Kälber haben. So unglückliche Witterung ist für den Lappen ohne das, was Mißwachs für den Schweden ist.

4) Insekten. Wenn die Sommerwärme im Junius einfällt, werden diese Thiere von Mücken und Bremsen beschwert. Diese tödten zwar eben die Rennthiere nicht in Menge, aber sie machen ihnen doch viel Schmerzen, zumal da sie im Sommer sehr dünnes Haar haben.

Außer den Insekten, von denen alles Vieh gemeinschaftlich beschwert wird, werden die Rennthiere besonders vom Oestro Rangiferino geplagt. Faun. Succ. 1052. Man nennt dieses Insekt: Rennthierfliege, Rennthierbremse, Gebirgebremse. Es ist nicht viel größer als eine Wespe, aber mehr gelb, rauch wie eine Hummel, und vollkommen so unruhig als die allgemein bekannte Bremse. Am lebhaftesten am Mittag bey heiterm Himmel und warmer Luft, so bald aber Wolken die Sonne verdecken, oder sie in Schatten kommen, werden sie kraftlos und fallen auf die Erde, da sie liegen bis sie wieder von der Sonne aufleben.

Es giebt zwo Arten dieser Bremse. Die eine heißt bey den Lappen **Pata Påtsko**, die audere **Sarko**. Beynahe sind sie gleich groß, und darinn unterschieden, daß jene etwas dicker ist, und hinten einen Schwanz zeigt, wenn sie Schaden thun will. Die Sarko aber ist kleiner und hat keinen Schwanz. **Pata Påtsko** legt ihren Saamen oder die **Kurbmamaterie** auf den Rücken der Rennthiere, **Sarko** in die Nasenlöcher. Wenn P. P. ihre Eyer von sich geben will, fliegt sie nicht, wie andere Bremsen und Fliegen, horizontal hin und her, sondern perpendicular, als ob sie in der Luft hinge, den Kopf aufwärts, das hintere Ende niederwärts, und nachdem sie sich einige Zeit so auf- und niederwärts bewegt hat, eine Elle oder zwo hoch in der Luft über dem Rennthiere, und bemerkt, daß sie sich mitten über demselben befindet, so läßt sie sich in dieser Stellung sehr schnell auf das Thier herunter, und läßt durch ihren Schwanz, der fast so lang als eine Stecknadel und am Ende eben so spitzig ist, ihren Saamen durch das Haar auf die Haut fallen, worauf sie lange sitzen bleibt, wenn das

Rennthier sie nicht mit seinem Geweihe wegtreiben kann.

Die Sarko hält sich beständig vor den Nasenlöchern des Rennthiers, und weil sie ihren Saamen nicht hinterwärts, sondern durch den Mund von sich giebt, so fliegt sie horizontal vor dem Rennthiere und gießt ihr Gift in die Nasenlöcher. Die Lappen sagen, die Sarko komme nie dem Rennthiere so nahe, daß sie sich auf die Nase setzen könne, noch viel weniger in die Nasenlöcher kriechen, sondern bloß durch das Odemholen des Rennthiers käme der Saame in die Nasenlöcher, auf die Art: Wenn das Insekt der Nase so nahe kommt, daß es das Odemholen des Thiers empfindet, so gebe es einen Dampf oder was feuchtes von sich, welchen das Rennthier durch Odemholen an sich ziehe. So wunderlich dieses scheint, kann man doch nicht wohl begreifen, wie es anders zugehe, weil das Rennthier das Insekt beständig weit von sich hält, theils damit, daß es den Kopf immer hin und her schwingt, theils, daß es ihn gegen die Erde drückt, deswegen sieht man das Insekt nie näher als 2 Zoll von den Nasenlöchern.

Diese Sache mag nun zugehen wie sie will, so ist es doch ganz gewiß, daß die Kurbmamaterie von dieser Nasenbremse, Sarko in die Nasenlöcher des Rennthiers kömmt.

Sie erhält da ihren Platz im Kopfe des Rennthiers, nicht weit von den Nasenlöchern, wo sich eine Menge sammlet, innerhalb einer dünnen Haut, wie in einer Blase. Wie zeitig die Larven (Erucae) lebendig werden, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, doch berichten die Lappen, wenn ein Rennthier im Frühjahre irgend von einer andern Krankheit gefallen ist, so sind die Larven in ihrem Aufenthalte lebendig

gefunden worden, alle kehren das spitzige Ende einwärts, wie nach einem Mittelpuncte, und das andere auswärts.

Wenn die Sonnenhitze am stärksten ist, im Julius und etwas vom August, wird diese Kurbmamaterie auf die Rennthiere gesetzt, so wohl die auf dem Rücken, als die in die Naslöcher. Diese Larven, oder wie sie hier heißen, **Kurbmer**, so wohl von P. P. als S. werden nach 9 bis 10 Monaten zeitig, da sie im April abfallen.

Die Kurbmer von P. P. wird das Rennthier zu erwähnter Zeit los, so, daß es sich dann und wann schüttelt. Die Kurbmer, welche ihr völliges Wachsthum erreicht haben, sitzen mehr als zur Hälfte außer der Haut, werden also bald aus ihren Löchern los, und fallen auf den Schnee oder Erde.

Mit den Kurbmer von der Sarko, haben die Rennthiere mehr Mühe, sie aus den Naslöchern los zu werden. Es muß durch starkes Schnieben und Niesen geschehen, wodurch die Haut, in welcher sie zusammen gelegen haben, wie in einem Wurmneste, gesprengt wird, und diese Menge nach einander ausgeblasen wird. Wenn sie ausgewachsen sind, und auf das Erdreich niederfallen, sind sie fast so groß als ein Schwalbeney, doch etwas schmäler und länger; sie sind nicht glatt, sondern runzlicht, und haben 20 bis 30 Ränder oder Ringe um sich, doch von einerley Farbe mit der Kurbma.

Die Kurbma von der P. P. ist weiß, die von der S. schwarz. Die erste etwas dicker, die letztere dünner. Man kann nicht wahrnehmen, an welchem Ende der Kopf seyn wird; doch welches zuerst durch die Haut hervorkommt, ist etwas stumpfer, und mögte wohl der Kopf seyn.

Die

Die Kurbmer, welche von den Rennthiersrük-ken abfallen, haben ihre Stelle zwischen Fell und Fleisch gehabt, aber nicht im Fleische selbst. Eben so die, welche innerhalb ihrer Haut im Kopfe gelegen haben. Wenn sie nicht auf den Schnee fallen, sondern auf bloßes Erdreich, und die Witterung warm ist, leben sie ganze Tage, wie sie aber ganz rund sind, können sie sich nicht von der Stelle rühren; fallen sie aber auf Schnee, oder ist die Witterung kalt, so leben sie nur kurze Zeit. Es scheint, als dauerte das Leben nur so lange in ihnen, als sie warm sind. Beym Aufschneiden sieht man in diesen Kurbmer nichts anders als eine weiße Materie wie Milch.

Es scheint als erfröre ein Theil von ihnen, und einen Theil mögen Fliegen und Mücken verzehren. Man hat nichts anders gesehen, als daß sie vertrocknet sind, nachdem sie einige Tage auf der Erde gelegen, und nichts anders nach sich gelassen haben, als eine trockne Haut, in der die Kurbma gelegen hatte. Ohne Zweifel aber ist etwas junges daraus ausgekrochen.

Diese Kurbmer verursachen jede von ihrer Art viel Schaden. Die von der Pata Pätsko verderben bekannter maßen nicht nur die Haut, sondern tödten auch viele Rennthiere, wo nicht von den alten, doch von den jungen, die man, nachdem die Kurbmer abgefallen sind, auf dem Rücken wund sieht.

Diese Kurbmerlöcher bleiben viele Wochen nach einander offen, zumal wenn kalte Witterung einfällt. Zu der Zeit fallen auch die Winterhaare ab, sie werden dadurch meist Haarlos, frieren deswegen und sehen sehr übel aus. Die Lappen halten den Schaden etwas für erträglich, wenn sie im Frühjahr bey dieser Kurbmaseuche nicht mehr als ein Viertheil ihrer jungen Rennthiere verlieren.

 Die

Die Kurbmer von der Sarko thun weniger Schaden, wenn sie aber in ihrem Neste in großer Menge vorhanden sind, verursachen sie dem Rennthiere große Mühe beym Odemholen, bis die Haut, in der sie beysammen liegen, durch Niesen zerspringt, daß sie ausgeblasen werden, der Odem frey und offen wird [105].

5) Vielerley Krankheiten, von denen diese Geschöpfe leiden, werden in denen schwedischen Zeitungen erwähnt. (Inrikes Tidningarna 1768. n. 17. 18.) Die nehmen auch viel weg [106].

6) Wölfe,

105) Der Pata-Pätsko ist Oestrus Tarandi; der Sarko vielleicht Oestrus nasalis. In dieser Geschichte ist vieles nicht ganz richtig. Wir werden die Krankheit Kurbma aber gleich sehr gut von Linné beschrieben finden. O.

106) Steno sagt in seiner Anatome Rangiferi, daß in den Eingeweiden des Hirschgeschlechts häufig Wasserblasen gefunden werden, und von dieser Krankheit spricht Herr Prof. Graumann in seiner Abhandl. über die Franzosenkrankheit des Rindviehes, Rostock 1784. p. 28.

Linné zählt folgende Krankheiten der Rennthiere auf.

1. *Oestrum*, Curbma der Lappen.
2. *Vermiculi*, Würmer im Gaumen und der Stirnhöhle wie bey Pferden und Schafen.
3. *Vertigo*, Ringsjuka. Wenn sie sich links herum drehen, so halten die Lappen die Krankheit unheilbar und schlachten die Rennthiere.
4. *Anorexia*.
5. *Fissura mammarum*.
6. *Herpes s. Exanthemata*.
7. *Paronychia*, Klöfsjuka.
8. *Cachoete*, Peckekattja-tacka, Fällsjuka. Ein Geschwür in den Schenkelmuskeln, ist ansteckend.
9. *Cachexia*, Sudda-tacka, *Tränsjuka. Mjältsot. Linné et Hoffberg Diss. Cervus Rheno. Ups. 1754. p. 20-22.* S. Anmerk. 17. O.

6) Wölfe, wenn sie haufenweise beysammen sind, können auf einmal wohl 100 der jungen und ältern Rennthiere niederlegen, zumal wenn sie unglücklicher Weise solche zerstreut antreffen, oder die Lappen sicher geworden sind, und sie ohne Hütung gelassen haben.

Dieses schädliche Thier ist, nach der Lappen Bericht, so schlimm, daß, wenn es in die Heerde kömmt und von Leuten und Hunden nicht gehindert wird, so treibt, würgt und tödtet es, so lange es einige Kraft hat, und hört nicht auf, Schaden zu thun, bis es so abgemattet ist, daß es nicht mehr vermag.

Weil die Rennthiere nicht allein ein ganzes Volk unterhalten, das wenig andere Nahrung hat, als Viehzucht, sondern noch dem gemeinen Wesen mit guten Waaren dienen, als: Handschuhen, Schuhen, Stiefeln, Häuten, Fleisch und etwas Käse u. s. w. habe ich denen zum Dienste, welche das Rennthier nicht kennen, diesen Bericht von ihm abfassen wollen. Und wie, so viel ich weiß, noch kein Vorschlag eingegeben ist, den großen Schaden der Kurbma, entweder gänzlich oder doch zum Theil, zu verhüten, so möchte vielleicht Jemand, der davon Kenntniß hat, auf Veranlassung dieses Berichts einen mittheilen.

Aus diesem Orte gehen jährlich 20 bis 30,000 Häute für die Bewohner des niedern Landes und die nordlichen Städte. Davon hat nun ein großer Theil Kurbmalöcher, wenn er bereitet wird, woraus man den Schaden betrachten kann. Nun bemerke man zugleich, daß keine andere Häute verkauft werden, als von den Rennthieren, welche im September, October, November und Hälfte des Decembers sind geschlachtet worden, aber nicht in den letzten Win-

termonathen, und die Lappen müssen auch da zu ihrem Unterhalt so viel schlachten, als in den ersten, nämlich wenigstens ein Rennthier die Woche für eine Haushaltung von 6 Personen. Diese Häute fangen alsdenn an von dem Kurbma so verderbt zu werden, daß sie nicht mehr zu verkaufen sind, sondern meistens von den Lappen zu Betthäuten in der Hütte gebraucht werden, oder zu Decken auf die Schlitten. Hieraus zusammen wird man verstehen, daß der Schade größer ist, als man sich ihn insgemein vorstellen mag.“ (J. Holsten, Schwed. Abhandl. Band 36. *p.* 129.)

„Als ich im Jahre 1732 von der königlichen Societät der Wissenschaften noch Norden hinauf gesandt wurde, und im Brachmonathe nach Luleo-Lappland kam, waren alle Lappen, ihrer Gewohnheit nach, in die lappländischen Schneegebirge geflohen, weil sie zu dieser Jahrszeit ihre Rennthiere in den Wäldern nicht vor den Fliegen bergen konnten. Wie ich dahin kam, waren doch noch einige mit ihren Rennthieren zurückgeblieben, deren Hörner rauch, weich und voll Geblüte, und einem Polypo gleich, sie selbst aber von Bremsen so gestochen waren, daß das Blut an ihnen herunterlief. Ueberdem wurden dieselben von den Mücken überall und so heftig geplaget, daß sie täglich zu Hause kamen, und sich bey der Lappen Hütten niederlegten, wo sie sich an dem Rauche, den die Lappen von angezündeten Schwämmen machten, ergößten, welches so viel Wirkung hatte, daß die Rennthiere vor ihrer grausamen Feinde beständigen Anfällen eine kleine Weile Friede und Linderung haben konnten. Ich merkte gleich den ersten Tag, da ich in die Gebirge gekommen war, an dem Rennthiere, das den Eßkorb trug, und von dem Dolmetscher gefüh-

geführet wurde, wie dasselbige unterweges unzähligemal plötzlich stehen blieb, und mit aufgerecktem Haupte, ausgestreckten Ohren und starren Augen, als ob es vom Schlage gerührt wäre, stock stille stund, auch weder durch Ziehen, Dräuen, noch Schläge aus der Stelle gehen wollte, kurz darnach aber von sich selbst wieder zu gehen begunte.

Den andern Morgen, nachdem ich auf den Gebirgen angekommen war, und meine Ruhestätte oder Bette zwischen zwo Rennthierhäuten, aussen vor einer Lappenhütte, aufgeschlagen hatte, weil ich die Luft, die aus der Hütte kam, noch nicht vertragen konnte, wurden bey tausend Rennthiere ganz frühe von Jungen und Hunden hervorgetrieben, und beydes von alten und jungen Manns- und Weibsleuten gemolken. Hier wurde ich gewahr, wie die Rennthiere von einem unsichtbaren Feinde geplagt wurden; alle reckten ihre Köpfe zugleich in die Höhe, sperreten die Augen und Ohren auf, stampften mit den Füßen, und stunden eine Weile ganz bestutzt und stille, fingen aber ihre vorige Bewegung so geschwinde und zugleich von neuem wieder an, daß eine Compagnie Soldaten ihre Handgriffe nicht hurtiger und fertiger hätte machen können; und dieses thaten sie wohl über hundert mal. Nachdem ich solches zweymal nach einander angesehen, fragte ich die Lappen, was den Rennthieren ankäme? Diese antworteten, daß die Fliegen sie beunruhigten. Endlich, nachdem ich lange und genau darauf Acht gegeben, wurde ich einige Fliegen gewahr, die vor- und rückwärts in der Luft herumflogen. Da nahm ich mir vor, einige davon zu fangen. Wie die Lappen dieses sahen, kamen sie mir zu Hülfe, so, daß ich in kurzen vier bis fünf Stück erhielte. Ich setzte mich sofort nieder, dieselben zu

zer-

zerlegen und zu beschreiben, da sich denn die Lappen um mich herum stellten, und sich über mein Papier, Feder, Dinte und Schreibart, sehr verwunderten.

Ich fand demnach, daß dieses Insekt eine Fliege war, die ihrer Gestalt nach einer Hummel sehr ähnlich, auch dabey eben so groß, und überall rauch war.

Der Kopf war schwarz und rauch; sie hatte große glänzende schwarze Augen: der Zwischenraum derselben war auch schwarz, unter den Augen aber war sie bleichgelb.

Die Brust war groß und rauch; allein sowohl nahe am Kopfe, als auch unten nach dem Bauche bleichgelb, so, daß das Schwarze wie ein Streif um die Brust herumgieng.

Der Magen war, seiner Bildung nach, wie ein Ey, etwas eingedrückt, nächst der Brust bleichgelb, sonst aber überall bleichgelb und rauch.

Der Flügel waren zween, weiß und durchsichtig, und so lang, als der Magen, lagen auch mit der inwendigen Seite über den Magen, etwas übereinander gefalten.

Sie hatte vier rauche und schwarze **Schenkel**. Die Beine und Füße waren bleich, und bestunden aus fünf Theilen. An jedem Fuße waren zwo scharfe und ziemlich große Klauen, mit einer kleinen Haut unter jeder Klaue, und einem Haare zwischen den Klauen.

Der Hörner waren zwey sehr kurze.

Der Mund klein, ohne Zähne, oder einig sonderlich Gebiß.

Die Balancierstangen schlossen zur Seite der Brust und des Magens zusammen, und waren mit einem kleinen Häutchen umkleidet.

Der Schwanz streckte sich nicht außer dem Leibe; er hatte weder eine Zacke, noch etwas anderes dergleichen spitziges oder scharfes; so fand man auch in dem Munde kein scharfes Gebiß. Ich gerieth daher in die größte Verwunderung, woher es doch käme, daß die Rennthiere vor einem solchen Geschöpfe so furchtsam flöhen, von dem sie doch nicht versehrt werden könnten! Da ich den Magen klemmete, gieng der Schwanz heraus, wie bey unsern gewöhnlichen Fliegen. Er hatte viel kegelförmige oder länglichtrunde Theile, bald wie ein Perspectiv, deren eines in das andere gieng, und von dem Insekt selbst eingezogen und ausgestreckt werden konnte, hatte aber ganz und gar kein verwundendes Instrument. Zween Tage darnach, da ich die Rücken der Rennthiere mit ihren vielen Bremsenbeulen besichtiget hatte, wurde ich gewahr, daß alle Bremsenbeulen in der Mitte eine enge Oeffnung hatten, die so groß war, daß man leicht eine Gänsefeder hätte darein stecken können, wenn solches nicht inwendig etwas zurück gehalten hätte. Einige Löcher waren noch doppelt so groß. Ich merkte, daß im Grunde solcher Löcher gleichsam eine schwarze, ausgespannete und erhabene Haut war, und drückte daher mit dem Finger ganz hart auf die Bremsenbeule. Das Rennthier konnte solches gar nicht vertragen. Es wurde aber fest gehalten, so, daß ich mit dem Finder noch härter darauf drückte, bis daß eine

Puppe herauskam, die wie ein Ey aussahe, anbey so groß, wie eine Eichel und weiß, an demjenigen Ende aber schwarz war, womit sie an dem Loche gesessen hatte. Der ganze Körper war mit ringförmigen und krausen Rändern besetzet.

Ich

Ich legte dieselben mit Rennthierhaaren in eine kleine Schachtel, um zu sehen, ob sie sich verwandeln sollte. Weil sie aber allzu sehr gedrückt worden, und eine zu frühzeitige Aftergeburt war, verdarb dieselbe, und treugete zusammen.

Hierauf öffnete ich nach einigen Tagen wieder eine Bremsenbeule an einem andern Rennthiere, und nahm das Ey an der Seite des Loches so behende heraus, daß ich die Puppe ganz behalten, und ohne Fehl bekam; da floß viel Blut aus der verletzten Bremsenbeule, und endlich alle Tage ein Serum, welches wie das Eyter (pus) einer Fistel war, heraus, desgleichen auch an dem Rennthiere geschahe, davon ich bereits zuvor gemeldet habe. Diese Puppe wurde ebenfalls in Rennthierhaare in meine kleine Schachtel, die ich bey mir trug, eingelegt. Nach Verlauf zweener Tage, da die Schachtel geöffnet wurde, lag die Fliege darinn ausgebrütet, woraus ich augenscheinlich erkannte, daß es just dieselbe Art wäre, wovon zuvor Erwähnung gethan.

Nach diesem merkte ich an dem Rennthiere, welches jeden Tag, da wir reiseten, meine Kleider trug, und von dem Dolmetscher vor mir her geführt wurde, daß diese Fliege uns ganzer drey bis vier Stunden lang in einem Stücke folgte, und allezeit gerade gegen des Rennthiers Rücken, oder unmittelbar hinter demselben flog. Sie hielt den Schwanz beständig gerade ausgestreckt, und trug auf dem äußersten Ende desselben ein weißes Ey, so groß als ein klein Senfkorn. Ich hatte mein größtes Vergnügen darüber, da ich diese Fliege, gleichsam als meine getreue Reisegefährtinn, den ganzen Tag fliegen, und oft mehr, als ich es selbst war, insonderheit, wenn die Luft kalt, ermüdet sahe. Sie gieng mit ihrem Ey so vorsichtig und behutsam um, daß sie sich dasselbe

selbe auf des Rennthiers Rücken zu werfen, nicht getrauete, wo dasselbe nicht eine Weile stille stehen blieb, ließ es aber doch oft bey der Seite niederfallen. Sie war so eigensinnig dem Rennthier zu folgen, daß sie zuletzt ganz ermüdete, und für Mattigkeit auf die Schneegebirge niederfiel, daß man sie mit den Händen greifen konnte, als wenn sie ganz todt wäre; bald darauf aber, wenn sie kaum eine Minute auf dem Schnee gelegen, und gleich einer matten Biene verschnaubet hatte, flog sie auf dem nächsten grünen Platz, wo sie etwa anderthalb Minuten ausruhete, ehe sie wieder aufflog, und ihrem lieben Rennthiere auf dem Fuße nachzufolgen, vom neuen anfing.

Wenn die Rennthiere des Morgens und Abends, nachdem sie vorher gemolken worden, auf die Weide getrieben wurden, war es eine Lust, den Wettstreit zwischen den Hunden, Hirten und den Rennthieren anzusehen, denn die Rennthiere giengen öfters erst sechs bis acht mal um die Hütte herum, ehe man dieselben nach der Weide treiben konnte, wohin sie die Hirten haben wollten. Die Rennthiere wollten dem Winde entgegen, der Hirt aber, daß sie den Weg gehen sollten, wohin der Wind wehete. Ich wollte fast rathen, das Rennthier habe gedacht, diese verdrießliche Fliege würde ihm leichtlich wieder nachfolgen, wenn es mit dem Winde gienge, gienge es aber eilig gegen den Wind, so würde diese kleine elende Kreatur ehe müde werden, wenn sie gegen den Wind arbeiten müßte, und für ihre eigensinnige Liebe keine Erleichterung erlangen könnte. Dagegen gedachte der Hirt: daß, wenn das Rennthier gegen den Wind angienge, dasselbe seiner alten Gewohnheit nach, den ganzen Tag ohne Futter springen, und ihm niemand nachkommen würde; gienge es aber

dage-

dagegen mit dem Winde, so würde es den ganzen Tag über träger und säumiger seyn: wiewohl kein Lapge wußte, daß diese Fliegen der Beule (oder Curbma, wie sie es nennen) des Rennthiers nachgiengen.

Hier könnte man mit Verwunderung des Schöpfers Meisterstück erkennen.

Wie derselbe diese kleinen Fliegen bewafnet, und gleich denen Lappen in ihren Rennthierpelzen rauch erschaffen, damit sie in diesen kalten nordländischen Schneegebirgen nicht zu tode frieren möge.

Wie Gott für ihre kleine Brut den ganzen Winter hindurch ein reichlich Futter zubereitet, angesehen sie von der Rennthiere warmen Blute, als eine Frucht im Mutterleibe erhalten werden.

Wie Gott für dieser elenden Thierchen, Winterlager auf eine ihnen überaus bequeme Weise gesorget, da er sie zwischen Haut und Fleisch auf einen Körper, das ist auf eine laue Stelle, da weder zu starke Wärme noch Kälte ist, gesetzet. Wie Gott des Rennthiers Rücken, und nicht desselben Seiten, oder Bauch dazu ersehen, daß dasselbe, wenn es sich niederleget, sie nicht zerdrücken könne.

Wie der Schöpfer hingegen das Rennthier mit so dichten Haaren bekleidet, daß keine Kreatur dasselbe darinn übergehet. Wovon es kömmt, daß, da die Haare des Sommers am längsten sind, und ausfallen sollen, selbige auf den Rücken, alle in die Höhe stehen, und hier und dar von der Haut losgehen. Wenn nun die Fliege zu der Zeit ein Ey auf des Rennthiers Rücken fallen läßt, so fällt es zwischen den aufrecht stehenden Haaren auf die Haut nieder. Da wird es gleich einer kleinen Nisse allmählich ausgebrütet, die sich nach und nach einnaget, bis sie zwischen Haut und Fleisch kömmt, wo sie endlich sitzen bleibt. Eben um

um diese Zeit sind der Rennthiere Hörner von neuem ausgewachsen, annoch rauch und an den Spitzen oder Enden ganz weich, und so empfindlich, daß das Rennthier, wo es im geringsten angerührt wird, solches nicht vertragen, viel weniger diesen nagenden Wurm damit vertreiben, oder abschütteln kann.

Wie wunderbar aber erhalten nicht diese Fliegen ihren Aufenthalt und Nahrung, so ihnen ein für allemal zufließet! Ich weiß mir die Sache nicht anders vorzustellen, als ein Fontanell: wenn z. E. ein Wundarzt an des Menschen Arme oder Beine, eine Oeffnung macht, heilet die Wunde bald wieder zu, wo sich nichts darinnen befindet, das, seiner Art nach, sich mit des Menschen Körper nicht vergleichen läßt. Wenn man also eine Erbse in die Wunde legt, so hält sich dieselbe offen, bis die Erbse verfaulet ist. So lange man nun die Wunde nicht zugeheilet haben will, leget man täglich eine frische Erbse darein, und nimmt die alte wieder heraus; also gehet es auch hier, wenn der kleine Fliegensamen sich zwischen Fell und Fleisch eingenaget, so kann es nicht heilen, bis daß dieser Saame verdorben, welches nicht geschiehet, weil das Insekt hier seinen Lebensunterhalt hat.

Wie wundersam kömmt auch diese Fliege nicht aus ihrem engen Neste! Denn das Loch in der Haut wächset nicht zu, so lange ein fremdes und mit derselben keine Uebereinkunft habendes Wesen darinn liegt. Und wie die Made der Fliege allgemächlich wächset, und die Haut dadurch erhöhet und ausgespannet wird, also wird auch das Loch von Tage zu Tage größer, wodurch die Made die Luft und den freyen Othem behält, so lange sie in dem Rennthiere liegt.

Wie wunderlich wird dieselbe nicht aufgebracht! welches also geschiehet, daß die Made, wenn sie sich

wendet, den Schwanz vorausstreckt, und wieder einziehet, bis sich der Umfang des Eyes erweichet und ausdehnet: Da alsdenn die Brut auskreucht, sich verbirget, zusammen trocknet, berstet, und zu einer Fliege wird.

Außer diesem allen aber, gerieth ich in die alleräußerste Verwunderung, da ich auf die große Sympathie und Antipathie dachte, die zwischen diesen Thieren und den Rennthieren ist: daß letzteres, welches ein so großes und starkes Thier, das sich mit seines gleichen auf das heftigste schlagen kann, und sich wohl gar die Hörner gegen die Lappen selbst zu wenden untersteht, sich für einer elenden Fliege, die nur zwey oder drey Wochen lebt, und die es mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes zu tödten vermag, so heftig entsetzen und fürchten kann. Daß diese Fliege weder Stachel noch Gebiß hat, womit sie ihm den geringsten Schaden zufügen könnte; und gleichwohl soll das Rennthier eine solche Furcht für derselben haben, daß es aus den lappländischen Ebenen auf die höchsten Schneegebirge und Felsen fliehet, und sich den ganzen Tag, aus dem Schnee herunter zu gehen, und seinen hungrigen Magen zu befriedigen, nicht wagen darf, sondern beständig mit aufgesperrten Augen, gespitzten Ohren und vorgestrecktem Halse, gleichsam auf der Wache stehet, strampfet, schnaubet, den Leib erschüttert, und beständig mit dem Schwanze schlägt. Wer hat das Rennthier gelehret, daß diese Fliegen ihm einigen Schaden thun? Da hingegen die Fliege ein so innerlich Verlangen nach demjenigen, das für ihm läuft und fliehet, trägt, daß sie die wenigen Tage über, die sie lebet, ihre beste Lebenszeit sonder Ruhe und Erleichterung zubringet. Sie vergißt Essen und Ruhe,

und

und flieget ganze Tage, in gutem und bösem Wetter, ihrem lieben Rennthiere nach; sie folget ihm so unverdrossen, daß sie endlich auf dem Schnee niederfällt, und so müde ist, daß sie nicht das geringste ihrer Glieder rühren kann. Dieses thut sie allein darum, daß sie nur ein kleines Ey auf des Rennthiers Rükken möge fallen lassen, ohnerachtet sie so viele Eyer in ihrem Stocke hat, daß, wenn von allen denjenigen, die eine einzige Fliege trägt, jedes absonderlich, auf eines jeden Rennthiers Rücken geworfen würde, kaum ein ganz Regiment Rennthiere dazu hinlänglich seyn würde.

Es wolle sich niemand darüber wundern, daß ich mir unter ökonomischen Abhandlungen, eine so geringe Materie, als eine Fliege ist, zu beschreiben vorgenommen; nur der Schade und die Ungelegenheit, welche ein so kleines Ungeziefer allen Lappländern verursachet, hat mich dazu angereitzet; Denn

Erstlich müssen alle Lappen, die in Lappland wohnen, alle Sommer im Brach- Heu- und Erndte-Monath, wegen dieser Fliegen ihre Heimath verlassen, und ihre Zuflucht in die Schneegebirge nehmen, wenn sie auch nur zehn bis vierzehn Meilen davon wohnen, daferne sie ihre Rennthiere schützen und beschirmen wollen, maßen dieselben sonst von Fliegen so ausgemergelt werden, daß sie kaum zusammen hangen können.

Ferner verursachen auch die Fliegen so viel, daß die Rennthiere die wenigen Sommertage über, da sie sonst die besten Kräfte sammeln sollten, selbst in diesen Gebirgen nicht wieder zunehmen, oder zu Fleisch kommen können, weil dieselben entweder fast ganze Tage auf den Schneegebirgen stehen müssen, oder wenn sie ja von den Hirten in die Weide getrieben werden, nichts anders thun können, als die Fliegen

von sich zu jagen. Weshalben auch nicht allein die Rennthierkühe weniger Milch geben, sondern auch die Ochsen so matt werden, daß sie keine Kräfte mehr haben, lasten zu ziehen oder zu tragen.

Ueberdies werden auch die Häute derselben dadurch verdorben; denn wo eine Bremsenbeule gewesen, da bleibet ein loch oder Narbe, welche nimmer vergehet, welches den Preis der Felle nicht wenig verringert.

Endlich stirbt auch wohl der dritte Theil der Rennthiere an diesen Bremsenbeulen, welche die lappländer Kurbma nennen, insonderheit wo sie in dem andern Jahre sind, da sie die größte Plage davon empfinden. Hieraus ist nun zu erkennen, was den lappländern für Nutzen daraus erwachsen würde, wenn jemand ein gutes und bequemes Mittel dafür erfinden könnte; insonderheit, da der lappen ganze Haushaltung, Glück und Reichthum, in der Menge ihrer Rennthiere bestehet: denn in Lappland pflegt man allezeit nur zu fragen, wie viel ein lappländer Rennthiere habe, wenn man wissen will, wie reich er sey.

Wenn sie gleich der Rennthiere Rücken währender Zeit, da die Fliegen ihre Eyer fallen lassen, welches nur im Heumonath zu geschehen pfleget, mit einer kleinen Decke verwahren wollten, so ist solches bey ihnen doch nicht leicht thunlich, weil sie sich auf die Weberey nicht verstehen, und gleichwohl öfters fünf bis sieben hundert Rennthiere haben.

Wollte man die Bremsenbeule mit einer Nadel aufstechen, und also die Puppe tödten, solches wäre besser, ich habe dieses auch gethan, und befunden, daß die Beule nachher, wie eine Fistel ausgelaufen, welches doch auch vielleicht das Rennthier zu viel abmatten möchte.

Den Rücken mit etwas diese Zeit über zu schmieren, würde auch nichts helfen, weil alsdenn die Haare ausfallen.

Unser erfahrner Linder schreibet in seinem Buche von den Franzosen, S. 2., daß ein gelehrter Mann, Zach. Plautin, ihm gesagt, daß die Rennthiere jährlich die Pocken oder Blattern hätten; es ist aber aus obigem klar zu erkennen, daß die Narben auf dem Felle nicht von Blattern, sondern von den Fliegen entstehen.

Der Herr Reaumur vermeinet, daß diese Fliegen ihre Eyer in des Thieres Haut, vermittelst eines Stachels einstecken. Ich aber kann dieses nicht so leicht glauben: denn erstlich findet man keinen Stachel in dem Schwanze; für das andere bekommen der Rennthiere Kälber den ersten Winter über keine Beulen, welches daher rühret, weil die Rennthierkälber, welche im Frühjahre gefallen, glatte Haare haben, die sich ganz den Rücken hinabschließen: weshalben kein Ey im Heumonathe auf ihnen haften kann; welches aber um so viel mehr den Sommer darauf geschiehet, wenn ihnen die Haare ausfallen, wovon dieselben auch den folgenden Winter desto eher darauf gehen.

Herr Reaumur glaubet nicht, daß diese Beulen dem Viehe Schaden thun. Die Lappen aber werden am besten hierauf antworten können, welche oft den dritten Theil ihrer Rennthiere durch das Kurbma verlieren.

Die Fliege, die ich zu Paris bey dem Herrn Reaumur sahe, und aus einer Bremsenbeule eines Viehes gekommen war, gliche sich, ihrer ganzen Gestalt nach, derjenigen, von der ich oben erwähnet habe, wiewohl sie etwas kleiner, als die in Lappland, war.

war. Und so sind auch die, so ich hier unten in Schweden gefunden. Hieraus lernet man, daß sie in der Größe unterschieden seyn, wie die Thiere, auf welchen sie wachsen.

Die wilden Rennthiere in Lappland, und den Dahlgebirgen, haben selten selche Bremsenbeulen, welches vielleicht daher kommt, daß sie sich zur Sommerszeit nach ihrem eigenen Triebe am besten berathen können [107]).

Von dieser Art Fliegen geschiehet in meiner Flora Lapponica Erwähnung, pag. 360. 361. 362. 363.

In dem ersten Quartal habe ich die Figur derselben herausgegeben, Tab. 2. Fig. 5. 6.

Reaumurs Hist. insect. Tom. 5. p. 527. bis 38. Fig. omnes [108]). Linné Schwed. akad. Abhandl. I. Band, p. 145.

Der Graf Mellin hat eine so vorzügliche Beschreibung und Zeichnung von einem zahmen Rennthiere in den Schriften der Berlinischen Gesellschaft bekannt gemacht, daß sie hier nicht übergangen werden kann. Der Herr Graf sagt:

„Der Rennhirsch, den ich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, ist aus Petersburg nach Stettin gekommen, von wo ihn Se. K. H. der Herr Markgraf zu Schwedt erhalten haben. Sein

107) Der Herr Triewald räth gegen diese Krankheit, Ebend. *p.* 158. den Rücken der Thiere mit Theer, wie bey andern Thieren, zu beschmieren. O.

108) Oestrus (Tarandi) alis immaculatis, thorace flavo fascia nigra, abdomine fulvo apice flavo. *Linné Syst. nat. ed. XII. tom. I. p. 969. n. 2. Fauna suec. I. n.* 1025. *ed. II.* n. 1731. *Act. Upsal.* 1736. *p.* 31. *n.* 23. Berl. Samml. *VIII.* 35. N. Schaupl. d. Nat. *VII. p.* 92. *Onomat. hist. nat. V. p.* 676. u. s. w.
Am besten ist diese Bremse in der *Flora lappon.* a. a. O. beschrieben. O.

Sein Vaterland ist das rußische Lappland, und ich weiß nicht, ob dieser Theil von Lappland dem Rennwildbret vortheilhafter und angemessener ist, als der, welcher Schweden gehöret, oder ob dieser Rennhirsch hierinnen als eine Rarität in der Art anzusehen ist; so viel aber ist gewiß, daß dieser Rennhirsch mir um ein merkliches größer zu seyn schien, als die, welche König Friederich der I. aus Schweden erhalten hatte, und die in der königl. Kunstkammer zu Berlin ausgestopfet stehen. Ich glaube mit ziemlicher Gewißheit aus dem Gehörne muthmaßen zu können, worüber ich in der Folge mich näher erklären werde, daß dieser Rennhirsch, wie ich ihn ausgemessen habe, dreyjährig zu Ende May gewesen war, und sein drittes Gehörne trug. Er war zu Ende des Septembers, nachdem er gefegt hatte, und seine Feistzeit anfing, von mir ausgemessen worden. Seine größte Länge betrug, wie man aus nachfolgender Ausmessungstabelle sehen wird, 6 Fuß, 2 Zoll, und 2 Linien, die Höhe des Vordergestelles 3 Fuß, 10 Zoll, 6 Linien, und des Hintergestelles 3 Fuß, 7 Zoll, 7 Linien. Er hatte mithin mit einem Hirsch von 10 Enden, den ich ausgemessen, und welcher in der Länge von der Nase bis zum Weidloche a) gemessen, 6 Fuß, 4 Zoll, die Höhe des Vordergestelles 3 Fuß, 6 Zoll, 6 Linien, und des Hintergestelles 3 Fuß, 10 Zoll, 6 Linien war, also hierinnen im umgekehrten Verhältniß mit dem Rennhirsch stand, einerley Größe. Ohne sich durch Ausmessung von dergleichen Größe eines Rennhirsches und eines jagdbaren Hirsches von 10 Enden überzeuget zu haben, sollte man dem Augenschein nach dieses in Zweifel ziehen, und ersteren für we-

a) Das Weidloch heißet bey den Jägern die Oeffnung, wo die Losung herausfällt.

weniger hoch und groß als leztern hatten. Denn weil der Rennhirsch merklich stärker an Wildbret als der Rothhirsch ist, ferner eine nicht vortheilhafte Stellung hat, indem er den Kopf niedersinken lässet, da ihn der Edelhirsch stolz empor träget, so lieget hierinnen wohl der Grund, daß der Edelhirsch dem Augenschein nach für merklich größer wird gehalten werden, als es der Rennhirsch ist.

Der Rennhirsch hat im Winter, in seiner besten Feistzeit, sein Gehörne abgeworfen, und zwar Anfang des Januars, und setzet er an dessen statt wieder Kolben auf, eben wie der Edelhirsch, die wie bey diesen weich, und mit eben einer solchen plüsch- oder daunenartigen Haut oder Bast bedecket sind, und so wie bey diesen sich die Farbe des Bastes nach dem Haar des Hirsches richtet, so, daß weiße Hirsche weißen Bast, und rothe Hirsche rothen Bast haben, so ist auch der Bast bey dem Rennhirsch von eben der schwärzlichgrauen Farbe, wie das Haar, welches seinen Kopf und Rücken bedecket. Ausgangs Julii ist ihm das Gehörne verecket, das heißt, es ist unter dem Baste zu seiner vollkommenen Härte und Größe gelanget, dergestalt, daß er in den ersten Tagen des Augusts feget, oder das Gehörne von dem rauhen Bast, der es bedecket, entlediget. Edward hat in seiner Geschichte der Vögel b), woselbst er unter dem Namen eines grönländischen Damhirsches, eine sehr fehlerhafte Abbildung eines Rennhirsches gegeben hat, eine Beschreibung dieses Thiers hinzugefüget, worinnen er das seltsame Versehen begehet, diesen Bast oder plüschähnlichen Ueberzug der Kolben für ein bleibendes Charakter anzugeben, da er doch aus der Analogie aller übrigen Arten von Gehörne hätte leicht

b) Edward Histoire des oiseaux, Seite 51.

leicht vorhersehen können, daß dieser Bast, wenn das Gehörne seine Vollkommenheit erreichet hätte, würde abgeschlagen oder gefeget werden. Eines Naturkündigers falsche Schlüsse und Bemerkungen sind deswegen für die Naturgeschichte gefährlich, weil, wenn dieselbe einigen Ruf ausgebreiteter Kenntnisse in der Natur hat, gleich mehrere Nachbeter findet, die seine unrichtige Bemerkungen vervielfältigen und nachschreiben; so nimmt Grew bey Beschreibung des Kabinets der londner königl. Societät, diesen Bast auch für ein Charakter des Gehörnes seines grönländischen Rehbocks, Caprea Groenlandica an, welcher auch kein anderes Thier als der Rennhirsch ist. Seligmann c) hat diesen Fehler dadurch verbessert, daß er bey Beschreibung seines grönländischen Rehbocks, welchen er Cervus Rangifer Groenlandicus nennet, saget: „Es habe, was das Gehörne anbe„langet, seine Vollkommenheit nicht, indem es noch „jung sey, und wäre mit einer plüsch- ähnlichen brau„nen Haut überzogen." Er berufet sich in Absicht der Form auf seine Figur, die aber darinnen mangelhaft ist, daß das Gehörne zu weit vorwärts über gekrümmt erscheinet, auch mangelt seiner Figur der Bart, der Kopf ist zu kurz und dicke, und die Farbe ist röthlich, und am Bauche weißgrau ausgemahlet, welches, wie wir in der Folge bey Beschreibung des Rennhirsches sagen werden, ebenfalls ganz anders ist. Das Gehörne des Rennhirsches bestehet zwar aus eben den innern Bestandtheilen, als diejenigen, welches die rothen, und Damhirsche tragen, die äußere Gestalt aber ist ganz verschieden. Es ist von heller

 gelb-

c) Seligmanns Sammlung verschiedener ausländischer und seltener Vögel, mit illuminirten Abbildungen, IIter Theil, Tab. CI.

gelblich= brauner Farbe, ohne alle Perlen und Furchen, auch noch weniger gereifet als das vom Damhirsch. Die Stangen sind sehr lang und sehr dünne, und die Enden stehen, den Eisspriessel ausgenommen, ganz horizontal. Dieses Ende ist bey den alten, auch schon bey den drey= und vierjährigen Damhirschen sehr lang in Verhältniß gegen die übrigen, stehet aufwärts gekrümmt, und wird oben an der Spitze breit und schaufelartig, so wie ebenfalls der obere Theil der Stangen, fast wie bey dem Damhirsch, erscheinet. Er bestehet eben wie bey diesen aus einer Schaufel, die aber an der Stange nicht weit herabreichet, auch mit längern und rundern Enden am Rande gezieret ist. Ich vermuthe aus der Gleichheit des Gehörnes des Rennhirsches, mit den Schaufeln des Damhirsches, daß er eben auf die Art und in noch kürzerer Zeit zu einem vollkommnen weiten und prächtigen Gehörne gelange. Der Damhirsch ist, wenn er fünf Jahre zurückgelegt hat, vollkommen erwachsen, und nimmt weder an Höhe noch an Stärke des Wildbrets mehr zu, ob gleich seine Schaufeln, die alsdenn schon groß und prächtig sind, sich noch viele Jahre hindurch immer breiter, und mit mehreren und besser ausgebildeten Enden zeigen; der Rennhirsch, welcher, nach dem Zeugniß aller Reisenden, nach dem vierten Jahre nicht mehr weder an der Höhe noch Breite zunimmt, muß alsdenn auch schon ein völlig ausgewachsenes Gehörne zeigen, ob es gleich noch bis in das zwölfte oder dreyzehnte Jahr fortfahren mag, immer in der Länge, Vielheit der Enden, und Breite der Schaufeln zuzunehmen. Ich vermuthe also, daß der Rennhirsch im ersten Jahre ein Spiesser, im zweyten ein Hirsch von acht Enden, (Tab. II. Fig. I.) und daß er im dritten Jahre sey,

wenn

wenn er an den Eisspriesseln Schaufeln zeiget [109]), und ein solches Gehörne aufgesetzet hat, wie das, welches ich auf der Isten Tafel, bey Abbildung des Rennhirsches, vorgestellet habe. Der Augsprosse, welcher das Ende zunächst am Kopfe ist, raget nicht so weit hervor, als das Ende, welches gleich über jenes stehet, und bey den übrigen Hirschgehörnen der Eisspriessel genannt wird. Hier hat er die Gestalt einer gerade vorstehenden Schaufel, und scheinet die Bildung des Gehörnes und der mit Schaufeln versehenen Eisspriesseln ziemlich klar zu zeigen, daß die Natur dem Rennhirsch das Gehörne nicht sowohl zur Vertheidigung gegeben habe, als vielmehr zu einem Werkzeuge, um im Winter den Schnee von den Orten wegzuschlagen, wo den lichen, eine Art sehr nahrhaften Mooses, unter demselben wächset, und das ihm zu seiner vorzüglichsten Aesung (Nahrung) im Winter dienet. Die Reisenden, welche uns Beschreibungen von Lappland und dem Rennwildbret geben, stimmen alle darinnen überein, daß sie gegen die Anfälle der Wölfe und anderer Raubthiere, sich mit den Vorder- und Hinterläufen wehren, und daß dieses weit wirksamere Waffen sind, als ihre Gehörne. Weil das Aufsetzen des Gehörnes gerade zu einer Zeit trifft, wo der Rennhirsch sehr schlecht an Wildbret, und durch die Hitze des Sommers eben so sehr, als durch die Enderlinge, Fliegen und Mücken geplaget wird, so ist es kein Wunder, daß auch sein Gehörne weit langsamer zu seiner Vollkommenheit gelanget. Er bringt beynahe acht Monathe damit zu, von der Zeit an zu rechnen, da er in den

109) Herr Holsten sagt, daß die Enden weder in der Zahl noch der Stellung verändert werden, daß man das Alter daraus sehen könne. S. bey Anmerk. 97*. O.

den ersten Tagen des Januars abwirft, bis im August, da er feget. Der Roth- und Damhirsch verrichtet dieses in weit kürzerer Zeit, weil er zugleich sich mit überflüßiger Aesung zu Ende des Frühlings, und im Sommer füllen kann, die voll der nahrhaftesten Bestandtheile, das Wachsthum des Gehörnes sehr beschleunigen können. Die Rothhirsche werfen im März ab, und fegen im Julii, also in vier Monaten, und die Damhirsche, die, indem sie bey ihrer Aesung weniger wählen, auch verhältnißmäßig zu jeder Jahreszeit besser an Wildbret sind, haben in drey Monaten ihr neues Gehörne vollkommen, sie werfen nemlich Ausgangs May ab, und fegen in den ersten Tagen des Septembers.

Nachdem der Rennhirsch gefeget hat, verfärbet er sich, bekommt ein schönes, sehr dichtes und kurzes Haar, welches am Kopf, auf dem Rücken, am Bauch, und an den läuften dunkel, Schieferfarbe, am Halse zwischen den Augen und dem Rosenstock, (die Erhabenheit, worauf das Gehörne stehet) am Bart aber weiß war. Es verdienet als etwas besonders angemerkt zu werden, daß bey dem Rennhirsch die Nasenhaut, welche fast bey allen andern Thieren glatt und feuchte ist, mit ganz kurzen, weißen und grauen Haaren von der Natur dichte überzogen worden, und scheinet sie dabey den Endzweck gehabt zu haben, sie dadurch wieder den heftigen Frost und der Kälte verwahren zu wollen, welcher ihr um so gefährlicher hätte seyn können, weil er unter dem Schnee im Winter seine Aesung suchen muß [110]).

So wie sich der Rennhirsch verfärbet hat, fängt er an, wie unsre Roth- und Damhirsche, Feist (Fett) anzusetzen, und obgleich bey diesen zahmen Rennhirsch

110) S. Anmerk. 74. O.

hirsch die Aesung immer dieselbe blieb, an Wildbret dergestalt zuzunehmen, daß er dem feistesten Hirsch nichts nachgab. Der Hals wurde ihm dicke, und das kurze Wildbret (die Hoden) schwellete ihm an, wie bey diesen, welches ohne Zweifel Zeichen seiner Brunst waren, die zu Ende des Septembers seinen Anfang nimmt. Die Regungen derselben zeigten sich aber bey diesem Rennhirsch auf keine andere Weise, als durch öfteres Ausschachten, sonst blieb er ganz fromm, schrie nicht, wie die Edel- und Damhirsche, und hatte auch keinen Geruch, wie diese um solche Zeit zu haben pflegen. Vermuthlich würde man, wenn zu dieser Zeit Thiere bey sich gehabt hätte, sein Betragen ganz anders gefunden haben. Denn es ist wahrscheinlich, daß, da dieser Rennhirsch, nachdem er seine Spieße abgeworfen, und also zweyjährig war, weggeschickt worden, er wohl noch mit keinen Thieren gebrunstet hatte, weil man die ganz jungen Hirsche nicht so früh bey den Thieren bringet, damit sie ihren Wachsthum um so vollkommener erreichen mögen. Es ist also auf das Betragen der Rennhirsche in der Brunst, nach demjenigen, wie dieser sich zu dieser Zeit gezeiget hat, gar kein Schluß zu machen, sondern man muß abwarten, bis die Thiere, die für ihn erwartet werden, angekommen sind, um zu sehen, wie die Brunst, wann er Thiere hat, auf ihm wirket.

Bey dem ersten Anblick sollte man diesem Thiere nicht die Schnelligkeit zutrauen, die ihm alle Reisende zugestehen, und welche er nachmals in seinem flüchtigen schnellen Trabe zeigt. Sein Kopf ist lang und stark, die Nase ist breit, wie an einem Ochsen, und die Nasenlöcher weit und offen. Die breite Stirn, die nach dem Gehöre (Ohren) zurück liegende

große

große Augen, der kurze niederhängende dicke Hals, und die mit Wildbret, (Fleisch) überladene Blätter (Schultern) geben ihm ein eben so einfältiges als schweres Ansehen. Dieses wird noch durch einen Busch Haare oder Mähnen vermehret, die sich von der Drossel (Gurgel) an, bis eine Handbreit von der Brust längst dem Halse, wie ein Bart herab ziehet, unterhalb einer halben Spanne lang, und einer Handbreit sind, und bey jeder Bewegung des Hirsches hin und her wackeln. Die Läufte sind schmal, und vornemlich die Röhren dünner, als bey dem Rothhirsche. Die Schalen aber sind so groß und breit, wie auf einen Ochsen, welches auf eine widrige Art absticht. Diese scheinbare Unvollkommenheit befördert indeß die Schnelligkeit dieses Wildbrets ungemein, weil die breite Schalen das Einsinken in dem tiefen Schnee verhindern, und es vermittelst derselben auf den gefrornen Schnee, als auf einen geschorenen Rasenplatz hinweg läuft. Hinter diesen breiten Schalen liegen gleich die Oberrücken oder Afterklauen, die noch einmal so lang, als bey dem Rothhirsch sind, und viel niedriger und weiter auseinander stehen. Unter der Hesse, inwendig am Hinterlauf hat er einen zwey Zoll langen, ovalen Fleck, welcher mit den Feigwarzen an den Füßen der Pferde eine Aehnlichkeit hat, doch mit dem Unterschiede, daß sie bey dem Rennhirsch mit weißen Haaren bedecket sind, und daß die Vorderläufe dergleichen nicht haben. Der Pinsel, (Ruthe) ist mit kurzen schiefergrauen Haaren bewachsen, und hat als eine eigenthümliche Abweichung von allen andern ihm ähnlichen Wildbretsarten unten am Ende derselben keine lange Haare. Eben eine solche Verschiedenheit findet sich auch in der Farbe des Bauches; diese ist fast bey allen euro-

päischen

päischen Thieren, den Dachs ausgenommen, von einer hellern Farbe, als der übrige Leib, und mehrentheils weiß, bey dem Rennhirsch aber ist er dunkel schiefergrau, fast schwärzlich, wie auf dem Federück (Rückgrad) und an den Läufen, an welchen drey Orten seine Farbe am dunkelsten ist. Der Kopf, der obere Theil des Halses, die Keulen sind weniger dunkel, besonders werden diese hinterwärts, wie fast bey allen übrigen Wildbretsarten noch etwas heller, gleichsam wie verwaschen, doch sticht das helle nicht so scharf ab, daß man es, wie bey dem Roth- Dam- und Rehwildbret den Spiegel nennen könnte. Der untere Theil des Halses, der Bart oder die Mähnen, die Kronen über die Schalen und die Brust sind ganz weiß, mit ganz kurzen Haaren. Von eben der Farbe ist auch das kurze Wildbret, (die Hoden) bekleidet, wie bey dem Damhirsch. Die Blume aber ist kürzer, wie bey dem Rothhirsch, und dunkelgrau.

Aus dieser Beschreibung wird man leicht diejenigen Kennzeichen ausfinden können, wodurch sich der Rennhirsch von dem Rothhirsch unterscheidet, und welche ich hier kürzlich noch einmal auseinander setzen will.

1) Der Kopf des Rennhirsches ist länger und stärker als bey dem Rothhirsch, die Nase ist sehr auffallend dicker, mit kurzen Haaren dichte bekleidet, und die Nasenlöcher weiter und offener.

2) Das Gehörne bestehet aus sehr langen dünnen Stangen, die sich nach dem Rücken hinwenden, von gelblicher Farbe sind, und worauf lange schmächtige Augsproßen, imgleichen schaufelförmige Eissprießel stehen, so wie auch die Stangen oben statt der Krone kleine Schaufeln haben. Bey dem Roth- und Edelhirsch ist das Gehörne dunkel ge-

gefärbet, die Stangen sind stark, und stehen weit und eröffnet, gerade auf den Kopf; die Enden, Eissprießel und Augsprossen haben eine angenehme Krümmung, und laufen vorne spitz zu, so daß die Enden in der Ferne ganz weißlich, wie geschliffen erscheinen, und gegen das Braune oder Schwarze der Stangen, sehr angenehm abstechen. Gleichergestalt ist das ganze Gehörne mit Perlen d) und Rosen e) gezieret, die dem Rennhirsch-Gehörne gänzlich fehlen.

3) Der Hals, den der Rothhirsch auf eine so edele, anmuthsvolle und stolze Art hoch empor träget, stehet bey dem Rennhirsch, wie bey einem Ochsen, gerade aus, oder wird von ihm niederhangend getragen. Er ist kurz, dicke, und hat unterhalb einen Bart.

4) der Federrück über den Vorderblättern ist mit einer Masse Wildbret (Fleisch) beladen, welches eine Art eines Puckels verursachet, und Schuld ist, daß bey diesem Thiere das Vordergestelle um einige Zolle höher als das hintere Gestelle erscheinet, welches bey dem Rothhirsch umgekehrt ist.

5) Die Schalen sind sehr viel breiter, und die Oberrücken oder Afterklauen länger, und stehen niedriger, als bey dem Rothhirsche.

6) Der Pinsel ist nicht, wie bey dem Rothhirsch, mit langen Haaren an der Spitze bekleidet.

7) Die

d) Perlen sind die weißen Erhabenheiten, die wie Tropfen auf den Stangen, und dem untern Theil der Enden liegen.

e) Rosen wird der untere Theil des Gehörnes genannt, der zunächst auf dem Kopfe stehet, und der durch verschiedene Erhabenheiten und Ausschnitte, gleich einer Blume verzieret ist.

7) Die Farbe ist, wie wir aus der gegebenen Beschreibung gesehen haben, gänzlich von der, die dem Rothhirsch eigen ist, unterschieden, und verfärbet er sich zum Winter, im September, weit schöner, als im May und Sommer. Bey dem Rothhirsch ist dieses ganz umgekehrt.

Bey jedem Tritt, den das Rennwildbret thut, höret man über den Schalen ein Knacken, als wenn man kleine Steine schüttelte, oder dünne Stöcke zerbräche. Wenn es die Schalen langsam auf die Erde setzet, hört man das Knacken ebenwohl, obgleich weniger stark, als wenn es schnell und mit mehrerer Kraft auftritt, oder trabet. Sein Gang bestehet nicht in einem flüchtigen Galop, wie bey dem Rothhirsch, noch in hohen schnellen Sätzen, wie bey dem Damhirsch, sondern der Rennhirsch trabet mit unbeschreiblicher Leichtigkeit so geschwinde, daß er damit das andere Wildbret, wo nicht einholen, doch wenigstens ermüden könnte, und dieser Gang greifet ihn so wenig an, daß er im Stande ist, dreyßig und mehr Meilen in einem Tage auf diese Art zu machen, wie alle Reisende bezeugen [111]). Wenn der Hirsch, den ich beobachtet habe, sehr von Fliegen beängstet wurde; so habe ich ihn wohl drey oder vier Schritte im Galop machen sehen, dieser war aber so schwerfällig, und für sich so unnatürlich, daß er gleich wieder in seinen flüchtigen Trab fiel.

Der Sommer ist für das Rennwildbret die unangenehmste Jahrszeit. Sie sind alsdenn mager, mit langen dünnen Haaren bedeckt, und werden mit den Enderlingen, so wie alles andere Wildbret, geplaget, die ihnen um diese Zeit aus der Haut fallen. Sie ver-

111) S. Anmerk. 13. u. 103. O.

verbergen sich im Schatten, und äsen wenig. Zu dieser Zeit wurde dieser Hirsch in Schwedt nur des Morgens ganz früh ausgelassen, und so wie es anfing warm zu werden, in einem kühlen Reithause gebracht. Man bedeckte ihm mit einer langen leinen Decke, und ihn gegen die Fliegen zu beschützen, die ihm sehr plagen, und um ihn abzukühlen, wurde er, wenn es sehr heiß war, mit kalten Wasser über den ganzen Leib begossen. Diese Sorgfalt hat den Rennhirsch nicht nur lebend, sondern auch gesund in einem Klima erhalten, welches bisher viel zu warm für diese Art Wildbret schien, und woselbst alle, welche man zuvor herüber aus Schweden gebracht hatte, keinen Sommer erlebet haben. Dieser Rennhirsch hat bereits zwey heiße Sommer ausgestanden, und scheinet sich so wohl zu befinden, daß man sich alle gegründete Hoffnung machen kann, ihn noch einige Jahre zu erhalten.

Ihre Königl. Hoheit der Markgraf lassen nun auch zwey Thiere für diesen Rennhirsch kommen; und vielleicht ist es möglich, bey der fortgesetzten Sorgfalt sie nicht nur lebend zu erhalten, sondern gar für sich fortpflanzen zu sehen.

Dieser Rennhirsch bekommt zu seiner Aesung täglich eine Metze Gerste, den Hafer hat er niemalen annehmen wollen, und ein wenig Heu, welches er doch nicht sehr achtet. Dabey äset er auf die mit Klee besäeten Quarres auf der Promenade vor dem Schlosse, wobey er sich von den Vorbeygehenden gerne mit Brod, Pflaumen, Aepfeln rc. füttern lässet, und längst den Schranken neben ihnen herläuft. Weil der Rennhirsch vorne schwerer wie hinten ist, so glaube ich nicht, daß er im Ueberfliegen (Springen) geschickt sey, wenigstens habe ich ihn nie auch nur den

min-

mindesten Versuch machen sehen, über diese nur ohngefähr drey Fuß hohe Schranken zu setzen, ohnerachtet er bisweilen sehr begierig schien aus denselben zu kommen, um demjenigen nachzufolgen, der ihm etwas leckereyen gegeben hatte. Seine Versuche giengen aber immer darauf hinaus, unter die Schranken durchzukriechen, welches aber seines Gehörns wegen ein vergebliches Bemühen war. Vor einiger Zeit machte ich den Versuch, ihm von seinem vaterländischen Lichen etwas vorzuwerfen, welches ich in meinen Waldungen hatte aufsammlen lassen, und wovon alle Reisebeschreiber, auch **Linnäus** versichern, daß es ihre gewöhnliche Aesung ist. Niemalen habe ich ihn mit einer solchen Begierde äsen sehen, und dieses Moos, welches kein zahmes Vieh, meines Wissens, frist, auch sogar das Dammwildbret nicht, welches in der Aesung sonst eben nicht sehr ekel ist, nicht anrühret, schien für ihn ein leckerbissen zu seyn, den er allen übrigen Futter vorzog. Seitdem wird er mit diesem Moos, welches ebenfalls in den Markgräflichen Heiden bey Schwedt häufig wächset, und leicht gesammlet werden kann, gefüttert, und ich zweifele nicht, daß dieses seiner Natur am meisten angemessene Futter ihn nicht nur in noch bessern Wohlstande erhalten wird, sondern auch auf das Wachsthum seines künftigen Gehörnes, vermittelst seiner sehr nahrhaften Bestandtheile, einen sehr merklichen Einfluß haben wird.

Dieser Rennhirsch ist von den Hausrennhirschen, deswegen sind seine beyden Gehöre (Ohren) bis auf die Hälfte abgeschnitten, welches ohne Zweifel das Zeichen seines Herrn war, wodurch er die Thiere seiner Heerde kennbar machte. Es ist so zahm wie nur immer ein Hausthier seyn kann,

und lässet sich, wie man will, anfassen, auch bey dem Gehörne führen, und wer mit andern zahmgezogenen Wildbret umgegangen ist, wird wissen, daß dieses die Roth- und Damhirsche, ja sogar die Rehböcke nicht leiden. Aus folgenden Verzeichniß der Maßen [112]) des Rennhirsches wird man seine Größe und das Verhältniß seiner Theile abnehmen können.

	Fuß	Zoll	Lin.
Die ganze länge des Rennhirsches in gerader linie gemessen, von der Nase bis zum Weidloche — —	6	2	4
Höhe des Vordergestelles —	3	10	6
Höhe des Hintergestelles —	3	7	7
länge des Kopfes vom Ende der Nase bis zwischen den beyden Stangen des Gehörnes — — —	1	4	—
Umfang der Nase hinter den Nasenlöchern gemessen — —	1	1	3
Zwischenraum zwischen den Nasenlöchern unten — — —	—	2	9
länge des Auges von einem Winkel zum andern — — —	—	2	8
Entfernung der beyden Augenlieder von einander, wenn das Auge offen ist	—	6	—
Entfernung des vordern Augenwinkels bis zum Anfang des Mundes —	—	4	5
Entfernung des hintern Augenwinkels bis zum Gehör — —	—	2	8
Umfang des ganzes Kopfes unter den Rosenstock gemessen — —	2	5	6
länge des abgestutzten Gehöres —	—	3	6
Breite desselben nach der äußern Krümmung gemessen — —	—	5	6

Ent-

112) S. Anmerk. 62, 68. O.

	Fuß	Zoll	Lin.
Entfernung des Gehöres bis zum Gehörne	—	2	4
Entfernung zwischen den bey Gehören hinter dem Gehörne gemessen	—	6	4
Länge des Halses	1	1	7
Umfang desselben bey dem Kopf gemessen	2	4	4
Umfang desselben bey den Vorderblättern	3	—	6
Höhe der Blätter (Schultern)	1	7	—
Umfang des Leibes hinter den Vorderläufen	4	—	4
Umfang desselben wo er am dicksten ist	5	—	3
Umfang desselben vor den Hinterläufen	3	9	8
Länge der Blume	—	4	7
Umfang derselben nahe am Federrück	—	2	—
Länge des Vorderlaufs vom Ellenbogen bis zum Kopfe	1	—	6
Umfang desselben, wo er am dicksten ist	—	11	—
Umfang des Knies	—	8	—
Länge des Röhrknochens	—	8	6
Umfang desselben, wo er am dicksten ist	—	5	4
Umfang der Köte (Kugel)	—	6	5
Länge des Fessels	—	3	4
Umfang desselben	—	8	3
Umfang der Krone über die Schalen	—	8	6
Höhe von der Schale bis zum Knie	—	11	9
Entfernung des Ellenbogens bis auf den Federrück	1	6	10
Entfernung vom Ellenbogen, bis zum Untertheil der Schale	1	11	10
Länge der Keule von der Kugel bis zur Biegung der Hesse	1	4	10
Umfang desselben bey der Wanst	1	5	5
Länge der Röhre von der Hesse bis an der Köte	1	3	9

	Fuß	Zoll	Lin.
Umfang derselben — —	—	7	2
Länge des Vorder-Oberrücken oder Afterklaue — — —	—	2	—
Umfang desselben — —	—	1	7
Länge des Hinter-Oberrücken —	—	1	8
Umfang desselben — —	—	1	9
Länge der Schalen an den Vorderläufen	—	2	3
Höhe derselben — —	—	1	—
Länge der Schalen bey den Hinterläufen	—	2	6
Höhe derselben — —	—	2	—
Breite der beyden Schalen an den Vorderläufen zusammen gemessen über den Spalt — —	—	6	—
Ebenderselbe an den Hinterlauf gemessen	—	5	4
Breite der Entfernung zwischen beyden Schalen — —	—	1	4
Umfang der beyden Schalen zusammen gemessen am Vorderlauf —	—	10	9
Dieses ebenfalls ummessen am Hinterlauf — —	—	9	6
Umfang des Gehörnes auf den Rosenstock — —	—	5	9
Länge des Barts unter dem Halse von seinem Anfange, bis wo er aufhöret	1	1	6
Länge der kürzesten Haare an demselben	—	2	—
Länge der längsten Haare —	—	6	10

Nach dem Bericht der Reisenden giebt es wildes und zahmes Rennwildbret. Letzteres macht den ganzen Reichthum der Nation aus, welche gegen dem Nordpol wohnen. Sie haben große Heerden derselben, die sie in den Waldungen weiden und gegen die Wölfe hüten lassen. Der größte Theil der Hirsche wird ausgeworfen, und sollen die Lappländer diese

diese Operation mit den Zähnen verrichten. Dieses ist vielleicht der Grund, warum diese Kümmerer f) dennoch ihr Gehörne abwerfen, wieder aufsetzen und fegen, wie ein anderer Hirsch, denn es ist wohl nicht möglich, dem Hirsch mit den Zähnen das kurze Wildbret so vollkommen zu berauben, als mit einem hierzu schicklichen Instrument. Wenn der Ritter Linnäus nicht ausdrücklich den Umstand des Abwerfens der Kümmerer erwähnte [113]), so wäre es billig in Zweifel zu ziehen, da wir das Gegentheil bey den Rothhirsch, Damhirsch und Rehböcken bemerken, die ihr Gehörne nie abwerfen, so bald sie am kurzen Wildbret verschnitten sind. Aus der Analogie ließe sich dieses ebenfalls von dem Rennhirsch erwarten, und hätte man sogar die Autorität eines andern Naturkündigers (Hulden) entgegen zu setzen, der ausdrücklich sagt: die geschnittenen Rennhirsche werfen nicht ab.

Wann also der Ritter Linnäus nicht allein vermuthet hat, daß, weil er geschnittene Rennhirsche mit Gehörne gesehen, die sie schon vor dem Auswerfen hätten können getragen haben, daß diese Kümmerer abwürfen, und wieder aufsetzten, sondern wenn er es, wie man dieses von einem so großen Naturkündiger erwarten muß, aus gewissen Nachrichten, oder aus eigener Erfahrung weiß; so müßte man den Grund hiervon in den wahrhaften Bestandtheilen der Aesung suchen, die der Rennhirsch zu sich nimmt, und welches in seinem Vaterlande größten Theils der Lichen oder das Rennthiermooß

f) Ein am kurzen Wildbret beschädigter, oder dessen gar beraubter Hiesch, wird ein Kümmerer genannt.

113) *Linné Syſtem. nat. XII. p. 93.* Anmerk. i.* O.

mooß ist, dessen wir oben erwähnet haben, und das seine kräftige Wirkung auch an den Thieren zeigt, welche gleich den Hirschen Gehörne tragen, die zwar kleiner als an den Hirschen sind, dennoch aber aus ziemlich langen Stangen und Enden bestehen sollen, die sie, wie jene, abwerfen und wieder aufsetzen. Diese sind nach dem Zeugniß des Verfassers der Beyträge zur Naturgeschichte des Rennthiers im Stralsunder Magazin einige Tage, nachdem es das Kalb gesetzt hat, geschehen, und da dieses im Merz trifft, müssen sie beynahe 5 Monathe später, als die Hirsche abwerfen. Weil aber in eben diesem Magazin gesaget wird, daß die Hirsche ihr Gehörne gleich nach der Brunst, also zu Ende des Octobers, oder Anfang Novembers verlieren sollen, dieses aber, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, und wie wir gesagt haben, Anfangs Januars geschiehet, so ist das Zeugniß dieser Schrift wegen des Abwerfens der Thiere vielleicht eben so ungewiß [114]. Eben so ungegündet sind die Versicherungen einiger Schriftsteller, als: **Tornäus**, **Scheffer**, **Hulden**, daß das Rennwildbret nicht wiederkäue [115]. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß das Rennwild-

114) S. Anmerk. 15. 21. Cornua, quum verno tempore erumpunt, mollia sunt instar polypi, et eodem modo ac reliquum corpus, cute absque obducta; in apicibus crescunt, non in basi, vt aliis pecoribus solemne est; Intus plurimis constant vasculis sanguiferis, eorumque apices sensu exquisitissimo gaudent vt ne levissimum quidem attactum ferant; at circa auctumnum, postquam induruere ipsa cornua, nondum incepto veneris aestu, rumpitur cutis et decorticantur cornua. Mas cornua amittit diu post aestum: femina ad initium ferme veris retinet. *Linné Diss. Cervus Rheno.* §. 5 s. bey Anmerk. 97. O.

115) Linné Diss. l. c. s. Anmerk 22. O.

wildbret mit eben der leichtigkeit, als das Rindvieh, das Geäße aus dem ersten Magen wieder in den Mund bringet und wiederkäuer. Weil auch die Stellung des Halses, wie bey einem Ochsen, gerade vor sich hingestreckt ist, so thun sie dieses weit bequemer, als das Roth- und Damwildbret, die nur durch eine äußerlich sichtbare Gewalt, und durch ein lautes Aufstoßen oder Aufschlucken, wegen der Krümmung des Halses und des Schlundes, die Weide aus dem Wanst wieder in den Mund bringen können. —

Erläuterung zu dem Kupfer des Grafen Mellin. Der auf der ersten Tafel vorgestellete Rennhirsch — kommt nicht in der Farbe mit der vorhergegangenen Beschreibung überein, weil diese Beschreibung im Sommer gemacht, jene Abbildung aber verfertiget worden, nachdem der Rennhirsch sich verfärbet, und das Winterhaar aufgeleget hatte. Dem leser wird es ohne Zweifel angenehm seyn, auf diese Weise einen richtigen Begriff von der Verschiedenheit der Farben zu erhalten, in welchen der Rennhirsch erscheinet, nachdem die Jahrszeit sich verändert, da dieser Unterschied der Farbe so auffallend ist. Das Gehörne, welches dieser Hirsch trug, hat folgende Maßen [116].

	Fuß	Zoll	Lin.
Die rechte Stange von der Spitze bis an den Rosen nach der Krümmung gemessen — — —	3	7	6
Das obere nach hinten gekehrte Ende an derselben — — — —		10	9
Das Gesprieſſel (obere Augsproſſen) nach der Krümmung gemessen —	1	7	—

116) Man vergleiche die Ausmessung in Anmerk. 21. P.

	Fuß	Zoll	Lin.
Er war an dem äußeren Ende etwas breit-schaufelförmig.			
Das Ende an demselben —	—	4	3
Die Augsprossen — —	—	5	9
Die linke Stange von der Nase bis an der äußern Spitze in der Krümmung gemessen — — —	3	4	—
Das kurze Ende oben —	—	2	1
Das längere Ende unter derselben	—	10	9
Der Eisspriessel, so wie der vorhergehende gestaltet — — —	1	3	—
Der Augsprossen — —	—	10	3
Er war gerade von der Mitte, aber am Ende bildete er eine flache Schaufel, die in der größten Breite 4 Zoll, 2 Linien hatte, und am Rande mit fünf stumpfen Enden besetzet war. Diese Schaufel aber zerbrach, ehe der Hirsch abwarf, und da man an mehreren Exemplaren aufbewahrter Rennhirsch-Gehörne dergleichen abgebrochene Augsprossen findet, so erhellet daraus, daß ein solches Gehörne weit spröder seyn muß, als die Stange eines Edelhirsches oder auch eines Damhirsches.			
Der Umfang der Rose auf der rechten Stange — — —	—	6	—
Desgleichen auf der linken Stange	—	6	3

Beschreibung der beyden Gehörne auf der zweyten Platte.

Die erste Figur stellet das Gehörne des Rennhirsches vor, welches er aufsetzte, als er ankam.

Die

	Fuß	Zoll	Lin.
Die rechte Stange von der Rose bis an die Spitze — — —	2	5	7
Das obere Ende — —	—	6	—
Der Eisspriessel — —	1	2	7
Der Augsprossen — —	1	4	—
Die linke Stange von der Rose bis an der äußern Spitze — —	2	4	6
Das obere Ende — —	—	3	6
Der Eisspriessel — —	1	1	2
Der Augsprossen — —	—	10	3
Umfang jeder Stange über den Rosenstock gemessen — —	—	5	9

Das auf der zweyten Figur vorgestellete Gehörne ist muthmaßlich von einem sechsjährigen Rennhirsche und aus der schönen Naturaliensammlung des Hofapotheker Meyer in Stettin entlehnet. Es 9 und ¾ Pfund Berliner Gewicht.

	Fuß	Zoll	Lin.
Die linke Stange von der Rose bis an der Spitze, wo es breit und schaufelartig wurde — — —	3	6	2
Das erste Oberende — —	—	7	1
Das zunächst demselben —	—	6	3
Das dritte — —	1	6	—
Ein ganz kurzes Ende in der Mitte —	—	2	2
Der Eisspriessel krümmte sich aufwärts, und wurde oben breit schaufelförmig	1	8	10
Die Schaufel bildete 4 Enden, wovon das erste — — —	—	3	—
Das zweyte — — —	—	—	10
Das dritte — — —	—	—	8

Und

	Fuß	Zoll	Lin.
Und das vierte unter diesen vorhergehenden — — —	—	1	2
Der Augsprosse war abgebrochen, und hatte also nur — —	—	2	4
Die rechte Stange breitete sich oben in zwey Arme aus, wovon der eine vorder andere hinterwärts gekehrt war, und einige Enden hatte, auch flach und schaufelförmig von dieser Theilung an wurde. Ihre ganze länge war —	3	5	2
Das erste äußerste Ende vom äußern Arm — — —	—	6	4
Das zweyte Ende — —	—	4	—
Das folgende letzte Ende auf der kurzen Seite — —	—	6	—
Auf der langen Seite, wo es an den andern Arm stieß — —	—	11	—
Zwischen diesen Armen war ein gerade aufstehendes Ende, lang —	—	5	6
Der hinterwärts gekehrte Arm —	1	1	3
Er bestand oben aus 2 Enden, wovon das vordere Ende in der länge hatte —	—	3	4
Das hintere Ende — —	—	6	3
Ein kleines Ende innerhalb der Mitte der Stange — —	—	2	2
Der lange krumme Eisspriessel —	1	8	11
Er wurde oben breit und war mit vier Enden neben einander besetzt.			
Das erste Ende — —	—	1	—
Das zweyte — —	—	3	3
Das dritte — —	—	3	9
Das vierte — —	—	3	3

	Fuß	Zoll	Lin.
Der Augsprossen war ganz klein und hatte — — — —		1	2
Umfang der Rosen an jeder Stange —		6	2

Von der Jagd der Rennthiere verdienen, nebst dem angeführten, noch folgende Nachrichten hier einen Platz. Wenn der Lappländer im Sommer und Herbst auf die wilde Rennthierjagd geht, so führt er, (wie Leem in seinen Nachrichten von den Lappen in Finnmarken, p. 97. versichert) einen Spürhund am Stricke bey sich, welcher diese Thiere aufspürt, und folgt dem Hunde nach, bis er das Thier zu Gesichte bekömmt. Damit der Hund, beym Anblick eines Rennthiers, nicht bellt, wird ihm ein Maulkorb angelegt. Wird das Thier auf den ersten Schuß nur verwundet, so läßt der Jäger den Hund auf dasselbe los, welches aber zuweilen auf der Flucht stille steht, und sich mit den Hörnern wehrt. Diesen Augenblick nimmt der Jäger gewahr, um ihm einen neuen Schuß beyzubringen.

Zur Herbstzeit, wenn sich die Rennthiere begatten, treibt der Lappländer einige zahme Rennthiere an einen Ort, wo er weiß, daß es viele giebt, bindet solche theils an, theils läßt er sie frey herum leufen, und stellt sich auf den Anstand.

Die wilden Rennthiere versammeln sich darauf bald zu den zahmen, und der Lappländer kann sie so mit leichter Mühe schießen. Zuweilen finden sich zwey Böcke zugleich ein, die über die Kühe mit einander einen Streit anfangen, und während dieser Zeit wird gemeiniglich einer von ihnen erschossen.

Wenn der Lappländer im Winter auf diese Jagd geht, so folgt er der Spur des Rennthiers, bis

bis er es selbst zu Gesichte bekömmt, bindet darauf sein Rennthier mit dem Schlitten an den nächsten Baum, und verfolgt es zu Fuß.

An einigen Orten fangen die Lappländer die wilden Rennthiere auf folgende Art. Sobald der Schnee so tief liegt, daß die Rennthiere nicht geschwind darinn fortkommen können, oder wenn die Oberfläche etwas gefroren ist, und zwar Menschen mit langen hölzernen Schlittschuhen, aber nicht Rennthiere trägt, so gehen die Lappländer mit solchen Schuhen auf die Jagd. Die Rennthiere, deren Füße alsdenn durch den Schnee hindurchbrechen, oder ausgleiten, können nicht gut fort, sondern werden leicht von dem auf seinen hölzernen Schlittschuhen geschwinder laufenden Lappländer eingeholt und mit einem Jadgspieße erstochen.

Man legt auch in Lappland an vielen Orten, wo viele wilde Rennthiere herumstreifen, Fallstricke von Rennthiersehnen, zwischen gewisse Oeffnungen, die einer Thüre gleichen; und wenn das Thier hindurch laufen will, wird es gefangen.

Sonst wurden von den Lappländern hin und wieder Rennthiere durch folgende List gefangen. Man machte zwey lange hohe Zäune, die vorne weit auseinderstunden, und allmählig zusammen liefen, so, daß hinten nur eine schmale Oeffnung, wie eine Thüre blieb. Die wilden Thiere wurden darauf in den Zaun, wo er weit von einander stund, hineingetrieben, und kamen endlich, indem sie den ihnen nachsetzenden Jägern zu entfliehen suchten, immer näher zusammen. An der schmalen Oeffnung fanden sie eine Vertiefung, in die sie aus Angst hinabsprangen, und, weil solche ebenfalls

mit einem Zaune umgeben war, fielen sie den Jägern ohne weitere Rettung in die Hände. Auf diese Art fingen die Varanger ehemals die wilden Rennthiere, und mußten deswegen jährlich neun Rennthiersfelle, oder in Ermangelung derselben eben so viele Fuchsbälge, an dem Amtmann von Wardöhuus liefern. — Man pflegte auch ehemals die wilden Rennthiere in einen See oder Fluß zu jagen, und gegen über standen andere Jäger, welche sie im Durchschwimmen mit Pfeilen erlegten. — Besonders ist es, daß bey den Lappländern nie die Weiber mit auf die Jagd gehen.

Die Grönländer g) bringen den ganzen Sommer mit der Rennthierjagd zu. Die mehrsten von ihnen begeben sich mit ihren Weibern und Kindern sehr weit in die Meerbusen hinein, und bleiben daselbst bis in den Herbst.

In dieser Zeit verfolgen sie die Rennthiere überall, so, daß sie nirgends sicher sind. Wenn sie sehen, daß sie irgendwo ihren Aufenthalt nehmen, so stellen sie eine Art von Klopf- oder Auftreibejagd an. Sie, ihre Weiber und Kinder, umringen die Rennthiere, und jagen sie nach schmalen Steigen oder engen Durchgängen hin, woselbst Mannspersonen, die auf sie warten, dieselben mit Pfeilen erlegen. Wenn sie nicht Personen genug haben, sie zu umringen, so nehmen sie lange weiße Stangen, an deren Enden sie ein Stück Torf aufstecken, und pflanzen selbige zu beyden Seiten an den Weg der Rennthiere, damit sie sich davon entfernen, und nicht hindurchschwimmen mögen."

Gat-

g) Egede Grönland. 85. 86.

Gatterer, a. a. O. p. 193. (S. Anmerk. 24. 32. 12. 85.

Herr Pallas beschreibt die Samojedische Rennthierjagd folgendermaßen: „Verhacke (Saßeki) werden in waldigten Gegenden gemacht, und an deren Oeffnungen entweder Selbstgeschoß oder starke Schlingen gestellt, in welchen sich Elen- und Rennthiere imgleichen Rehe fangen. — Aber in den freyen Mooßebnen gegen das Meer, wo dieses Mittel nicht angewendet werden kann, haben die Samojeden andere Arten ersonnen, um den wilden Rennthieren beyzukommen, welche auch des Winters dort in Heerden von zehn bis hundert, ja zwey hundert, gehen. Wenn sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften beysammen seyn, und eine wilde Rennthierheerde erblicken, so stellen sie ihre zahme Rennthiere und Schlitten von ferne auf eine flache Anhöhe an der Windseite, und stecken von selbigen gegen die wilde Heerde, so nahe sie nur kommen dürfen, ohne sich durch die Witterung zu verrathen, lange Stecken mit daran gebundenen Gänseflügeln, die der Wind frey bewegen kann, anfänglich nur fünf, weiterhin aber bis auf zehn Faden von einander in den Schnee aus. Darnach fangen sie auf der andern Seite unterm Winde, etwan funfzig Faden von den Schlitten, an eben dergleichen Fittige aufzupflanzen, womit sie so lange fortfahren, bis sie die wilde Heerde fast vorbey sind. Weil die Rennthiere das Mooß unterm Schnee weiden mussen, und auch sonst wegen der Geweihe nicht weit um sich sehen, sondern sich mehr auf die Witterung trügen, so merken sie von allen diesen Anstalten nicht leicht etwas. — Wenn alles fertig ist, so theilen

theilen sich die Samojeden; ein Theil versteckt sich nicht weit von den Schneeschanzen, andere, die den Namen Wardan bekommen, legen sich mit Bogen und Gewehren in die Oeffnung unterm Winde, und einige entfernen sich, und treiben durch einen Umschweif das Wild zwischen die Schreckflügel. Aus Furcht vor diesen laufen die wilden Thiere gerade auf die zahmen, welche bey den Schlitten sind, zu; da aber werden sie von den versteckten Leuten gescheucht, und denen Wardanen zugetrieben, welche eine große Niederlage unter ihnen anrichten.

Fügt es sich, daß eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges weidet, so hängen die Samojeden alles was sie von Kleidern und anderem Plunder haben, rund um den Fuß des Berges an Stangen aus, und machen mit aufgepflanzten Fittigen eine weite Straße gegen den Berg an, in welche sie die Rennthiere von ferne zusammen treiben. Sobald sich diese zwischen den Fittigen befinden, so fahren die Weiber mit den Schlitten vor die Oeffnung und schließen das Wild auch von dieser Seite ein. Die Rennthiere, welche keine Ausflucht sehen, fangen darauf an rund um den Berg zu laufen, und werden bey jedem Umlauf von den versteckten Schützen bewillkommt, so, daß selten eines davon kommt.

Weil aber zu solchen Jagden viele Leute gehören, die sich nicht allemal beysammen befinden, so haben die Samojeden noch andere Erfindungen, um die Vorsichtigkeit der wilden Rennthiere zu täuschen. Sie richten vier bis fünf von ihren zahmen Rennthieren ab, daß sie in einer gewissen Ordnung um den Schützen beysammen gehen. Eins geht an

einem viele Klafter langen Strick voraus, die andern gehen dem Schützen zur Seite, welcher von allen die Stricke am Gürtel festmacht, um die etwa in Unordnung gerathenden Thiere, wenn es durch einen Blick nicht gelingen will, vermittelst dieser Stricke wieder in Ordnung zu leiten. Gemeiniglich hat man weibliche Rennthiere abgerichtet, bey welchem denn die Jungen noch nebenher laufen. Mit einer solchen Begleitung kann der selbst in Rennthierfellen gekleidete und gebückt gehende Schütz der wilden Heerde ganz nahe kommen, und sich das beste Stück zum Schuß aussuchen.

Zur Herbstzeit, wenn die Rennthiere brünstig sind, wählen die Samojeden unter ihren zahmen Rennthieren einen starken ungeschnittenen Bock (Char) und suchen damit wilde Heerden auf. Wenn sie dergleichen antreffen, so machen sie dem zahmen Bock Schlingen an das Geweih fest, breiten sie an den Enden gehörig aus, und befestigen sie mit ganz losem Bast in dieser Lage. Damit geht das hitzige Thier auf die wilde Heerde loß. Der wilde Hirsch geht, so bald er einen fremden Mitbuhler ansprengen sieht, demselben zum Kampf entgegen. Während des Streits verwickelt er sein Geweih in die Schlingen, welche der zahme Hirsch trägt, und wenn er den Jäger ankommen sieht und entfliehen will, so sträubt dieser sein Geweih gegen die Erde, und hält seinen Wiedersacher so lange fest, bis ihm der Jäger den Rest geben kann. Die Samojeden suchen zu diesem Dienst starke und hitzige Hirsche aus, und zerkneiffen die eine Hode mit den Zähnen, damit sie besser bey Kräften bleiben.

Sonst

Sonst ist auch den wilden Rennthieren im Sommer, wenn sie sich in die kühlen Bäche begeben, und bey tiefen Schnee mit Schneeschuhen gut bey zu kommen. Pallas Reis. *III. p.* 89.

Otto.

Herr Gatterer hat aus verschiedenen Schriften den Nutzen vom Rennthiere sehr gut zusammengetragen und sagt: „Es ist in Norwegen, Schweden, Lappland, Sibirien, Grönland und andern nördlichen Ländern, in Rücksicht seines großen Nutzens eben das, was bey uns das Rindvieh ist. — Den Lappen sind sie alles in allem, und machen ihren ganzen Reichthum aus. Ein jeder Lappe hält wenigstens zwölf, ein Reicher aber wohl fünfhundert bis tausend Rennthiere a).

Das Fleisch des Rennthiers ist zart, schmackhaft und gesund, und seine Zunge ein vorzüglicher Leckerbissen b).

Die Lappen c) essen es sowohl gekocht als gebraten, desgleichen geräuchert und eingesalzen, und auf alle diese Arten zubereitet, ist ein gutes und angenehmes Essen.

Die Ostjaken d) halten die Zunge, das Gehirn, Bruststück, und das Netz für die größ-

 ten

a) Pontoppidans N. G. v. Norwegen. in Berlin. Reise II. 180.
b) Zückerts Speis. a. d. Thierr. 78. Cranz Histor. v. Grönl. 95. Carvers Reis. 368. Berlin. Samml. IX. 564.
c) Müllers Naturs. I. 397.
d) Pallas Reis. III. 66.

ten Leckerbissen am Rennthiere, und bewirthen damit ihre Gäste, gegen die sie überhaupt sehr gastfrey sind.

Auch die Samojeden e) gebrauchen das Fleisch dieses Thieres zur Speise.

Die Milch der Rennthierkühe ist dick und nahrhaft, als wenn Eyer darein geschlagen wären, und bleibt, mit dreymal so viel Wasser vermischt, noch so fett wie Kuhmilch. In dreymal vier und zwanzig Stunden nimmt sie in gläsernen Gefäßen keine Säure an. Die Weibchen werden täglich dreymal gemolken, und geben jedesmal mehr als eine Viertelkanne rheinländischen Maßes. — Die Lappländer trinken sie entweder so, oder machen sehr schmackhafte Käse daraus. Die Butter hingegen ist talgicht und unschmackhaft f). Sie machen auch eine sehr schmackhafte Dickmilch daraus g).

Das Fett gebrauchen sie zur Schmelzung der Speisen h).

Aus dem Blute machen sie Blutwürste.

Die Wogulen k) bereiten aus diesem Blute, welches sie mit Mehl vermischen, einen Leim.

Die

e) Pallas Reise III. 69.

f) Pontoppidans N. G. v. Norw. in Berlin. Reis. II. 180. Zückerts Speis. a. d. Thierr. 78. Müllers Natursf. I. 397.

g) Müller a. a. O.

h) Müller a. a. O.

k) Müller a. a. O.

Die Haut des Rennthiers wird zur Kleidung, zu Zelten und zu Bettdecken gebraucht, sie ist sehr glatt, und wird daher eben so hoch geschätzt als Gemsenleder l).

Die Ostjaken tragen Kleider aus diesen Fellen m).

Die gewöhnlichen Beinkleider der Ostjaken männlichen Geschlechts, sind sämischgegerbte Häute von Rennthieren oder Quappen (Gadus lota), die genau schließen und bis an die Knie reichen n).

Bey den Ostjaken ist das Lager der Erwachsenen mit Rennthierfellen und etwas Heu auf platter Erde gemacht o).

Die Samojeden machen sich ihre Kleider aus diesen Häuten, und bedecken ihre Zelte damit p); und wickeln auch ihre Todten, wenn sie dieselben begraben, in solche Häute ein q).

Die Lappländer r) machen sich Oberröcke aus diesen Fellen. Gewöhnlich nehmen sie hierzu die Felle von den Weibchen. Diese tragen sie so, daß die haarigte Seite außen ist, daher diese Kleidungen ein häßliches Ansehen bekommen.

Dieser Kittel dient ihnen statt des Regenmantels. Wenn sie auf ihren Seereisen vom Wasser

l) Pallas Reis. II. 259.
m) Carvers Reis. 368.
n) Pallas Reis. III. 39.
o) Pallas Reise III. 40.
p) Pallas Reise III. 44.
q) a. a. O. 69.
r) Pallas a. a. O. 75.

naß werden, welches oft geschieht, so wälzen sie sich, so bald sie ans Land kommen, im Schnee herum, wodurch sich das Salz, welches den Fellen schadet, herauszieht. — Die meisten Mannspersonen unter den Lappländern tragen Handschuhe von Fell, welches von den Füßen der Rennthiere abgezogen ist. Die Haare bleiben auswendig, und zu mehrerer Wärme stecken sie eine Art von Gras (Carex vesicaria) hinein. — Ihre Beinkleider sind entweder von Tuch oder Leder und Rennthierfellen zugleich. Im letztern Fall ist der Obertheil aus Leder, der untere Theil von der Hüfte bis auf die Schenkel von Rennthierfellen. Diese ziehen sie gemeiniglich auf Landreisen an, und haben andere aus groben Tuche darüber. — Bey einigen Männerschuhen besteht die Sohle aus dem Fell von dem Kopfe der Rennthiere, das Oberleder aber aus dem Fell der Füße. Sie sind über und über rauch, und werden insonderheit von den Berglappen getragen. — Jeder Lappländer breitet in seine Hütte sechs solcher Felle auf den Fußboden über die statt der Dielen da liegenden Stangen von Bäumen aus.

Die Kamtschadalen s) machen ebenfalls ihre Kleider aus Rennthierfellen, und besticken dieselben am Rande mit den Haaren vom Halse des Rennthiers. — Sowohl Männer als Weiber in Kamtschatka tragen Beinkleider aus diesen Fellen.

Die Tungusen t) kleiden sich auch in Rennthierhäuten, und überziehen mit denselben ihre Köcher sehr zierlich.

Die

s) Leems Lappen 28. 30. 31. 38.
t) Stellers Kamtsch. 304. und 307.

Die Grönländer u) machen ihre Beinkleider aus der Rennthierhaut, und zwar tragen sie allemal zwey Paar; beym untern Paar sind die Haare inwendig.

Die Ostjaken x) tragen Strümpfe von jungen kurzhaarigten Rennthierfellen, und darüber Stiefeln aus riemenweise zusammengesetzten Rennthierpfotenfell, an welchen die borstigen Haarfleckchen zwischen den Klauen des Rennthiers anstatt der Sohle zusammengestückelt werden, weil sie dauerhaft sind, und das Gleiten auf dem Schnee durch ihre straubichte Richtung verhindern. Dergleichen ostjakische Stiefeln werden auch von den rußischen Kaufleuten verführt, und sowohl in Sibirien als Rußland auf Winterreisen gerne getragen.

Die Kamtschadalen y) verfertigen sich aus der Haut von den Füßen der Rennthiere Reisehosen.

Die Tungusen z) machen sich ihre Halbstiefeln meistens von der rauchen Fußhaut der Rennthiere oder Elenthiere, und haben geräucherte Sohlen.

Die Bewohner der Insel Kat-Jack a) bey Kamtschatka, tragen Schneeschuhe aus Rennthierfell, und nennen sie Torpasen.

Mit dem Haare des Rennthiers werden Sättel, Stuhlküssen, Polster und Decken ausgestopft b)

u) Georgi Reis. I. 256. 359.
x) Egede Grönland. 152.
y) Pallas Reis. III. 40.
z) Stellers Kamtschatka 107.
a) Georgi Reis. I. 255.
b) Berlin. Samml. IX. 52.

Die Samojeden c) gebrauchen es als ein gewöhnliches Räucherwerk; auch müssen sich die Weiber, wenn sie monatliche Unpäßlichkeit haben, damit räuchern.

Aus den Hörnern der Rennthieres machen die Samojeden d) Schaufeln, und die Lappen allerley Geräthe.

Man kocht auch in Lappland aus denselben einem Leim, und wenn sie noch jung und weich sind, schneidet man sie in Scheiben, und ißt sie entweder so roh, oder wie einen Sallat e).

Die Urinblase des Rennthiers gebrauchen die Lappen zu Beuteln, und statt einer Brantweinsflasche f).

Die Samojeden g) und Lappen h) bedienen sich der getrockneten und gespaltenen Sehnen desselben, statt der Faden zum nähen.

Die Lappen i) sollen sie auch wie den Flachs zu Hemden verarbeiten, und auch starke Schiffsseile aus denselben drehen.

Aus den Gedärmen machen die Lappen Strikke k).

Aus

c) Ludovici Kaufm. Lex. IV. 1051.
d) Pallas Reise III. 71. 77.
e) Pallas Reise III. 69.
f) Pontoppidans N. G. v. Norw. in Berlin. Reis. II. 179. Müllers Natursf. I. 397.
g) Müller a. a. O. *Linné* Diss. Hoffberg.
h) Pallas Reis. III. 69.
i) Leems Lappen 188.
k) Ludovici Kaufm. Lex. IV. 1051.

Die Unreinigkeiten, die sich in den Gedärmen desselben finden, sind für die Grönländer l) eine leckere Speise.

Aus den Knochen machen die Lappen Nadeln, Löffel, allerley besondere Bilderchen, Bogen und dergleichen m).

Die Bewohner der Insel Kat-Jak n), bey Kamtschatka, verfertigen aus den Knochen dieser Thiere Messer.

Die Klauen verarbeiten die Lappen zu Trinkgeschirren. — Ehemals hielt man sie für sehr heilsam wieder den Krampf o).

Ein anderer wichtiger Nutzen, den viele Völker von den Rennthieren haben, ist, daß sie sich derselben zum Zuge, zum Lasttragen, und einige auch zum Reiten bedienen. Es kann in einem Tage 20 bis 30 Meilen zurück legen p).

Die Lappländer q) spannen sie vor ihre Schlitten, theils um zu reisen, theils aber um Waaren zu transportiren, sie fahren mit ihnen unbeschreiblich geschwind, und nicht nur über ebene Felder, sondern auch steile Berge hinauf und herab, und werfen im Fahren die Zügel, wodurch sie das Thier regieren, mit größter Geschwindigkeit von einer Seite zur andern, daß man es kaum sieht.

l) Müllers Naturs. I. 397.
m) Egede Grönland. 157.
n) Ludov. Kaufm. Lex. IV. 1051.
o) Berl. Samml. IX. 52.
p) Ludov. Kaufm. Lex. IV. 1051.
q) Ludov. a. a. O. 1052.

Die Tungusen r) gewöhnen viele Rennthiere zum Reiten und nur wenige Männchen zum Ziehen.

Eine Sommertagereise in Sibirien s) mit Rennthieren kann wegen der oft nöthigen Abwechselung der ermüdeten Thiere, und des dadurch entstehenden Aufenthalts auf nicht viel höher als 20 bis 25 Werste t) geschätzt werden.

Die Samojeden lassen auch ihre Leichen durch die Rennthiere auf den Begräbnißplatz bringen, und diese Rennthiere werden auf diesem Platz getödtet, und bleiben mit allem Geschirre auf dem Grabe liegen. Reiche Samojeden tödten auch noch die, welche mit dem verstorbenen auf die Jagd zu gehen pflegten u).

Die Ostjaken x) opfern bey Leichen mehrere Rennthiere. So bald die Leiche mit Erde beschüttet wird, binden sie einem Rennthier nach dem andern an jedes Hinterbein einen Riemen, woran zwey Männer ziehen, und vier andere mit spitzgemachten Stangen von allen Seiten das Rennthier durchstoßen müssen. Bey Bestattung reicher Leute werden nachher noch mehrere Rennthiere niedergemacht, welchen man Schlingen um den Hals und um die Füße legt, und so lange mit Stangen der Länge nach über den Rücken schlägt, bis sie todt niederfallen.

Sie opfern sie aber auch bey den gemeinen Opfern, und dies geschieht auf folgende Art. Man bin-

r) Leems Lappen 16.
s) Georgi Reis. I. 256.
t) Pallas Reis. III. 25.
u) Sieben Wersten gehen auf eine deutsche Meile.
x) Pallas a. a. O. 75.

bindet dem stehenden Rennthier die Füße zusammen, und der Schaman (oder Zauberer, welcher opfert) stellt sich vor den Götzen, und schreyt das Anliegen des Opfernden dem Götzen aus vollem Halse vor, wozu die Begleiter mit einstimmen. Indessen stellt sich einer mit gespanntem Bogen zum Rennthier, und, wenn der Zauberer mit einem Stabe auf dem Kopfe des Opferthieres das Zeichen giebt, so durchspießt es jener mit dem Pfeil, und ein anderer giebt mit einem zugespitzten Pfahle dem Thiere den Rest. Darauf wird das Thier beym Schwanze dreymal um den Götzen herum geschleift, aufgehauen, und mit dem Blute, welches man aus dem Herzen drückt, dem Götzen das Maul gesalbt. Der Kopf mit der Haut, wird an einem nahen Baum aufgehängt, das Fleisch aber gekocht, und größtentheils unter großem Jauchzen verzehrt. Alles was den Ostjaken einfällt, muß statt eines Gesanges dienen, wenn es nur in einem singenden Tone hergeschrieen wird; und solche Gesänge werden auch beym Opfermahl angestimmt. Beym Abschiede schreiet ein jeder aus besten Kräften, schwingt die Arme in der Luft, und meint so seinen Dank und Abschiedsgruß dem Götzen, der bey ihm zu Gaste gewesen ist, abzustatten.

Den Rest des Fleisches nehmen sie mit nach Hause, damit die Weiber, Kinder und Nachbaren Antheil daran nehmen können. Und so wird denn auch wohl dem Hausgötzen noch etwas von dem Fette zu Theil y).

Wenn große allgemeine Opfer z) verrichtet werden sollen, so treiben die reichen Ostjaken ihre besten

y) Pallas a. a. O. 55.
z) Pallas Reis. III. 63.
a) Pallas a. a. O.

besten Rennthiere Heerdenweise zur Schlachtbank, und lassen im heiligen Eifer kaum zur Rückreise die nöthigsten vor ihren Schlitten am leben. Alsdenn wissen sie nicht, wie sie die armen Opferthiere grausam und schnell genug tödten sollen. Denn je geschwinder das Rennthier fällt, desto angenehmer, glauben sie, werde das Opfer dem Götzen seyn. Ein Reicher schämt sich, bey solchen Gelegenheiten, weniger als acht oder zehn Rennthiere zu opfern.

Auch bey Krankheiten opfern die Ostjaken Rennthiere b). Sie nehmen das Fell von diesen geopferten Thieren zum gemeinen Gebrauch, und stecken nur den Kopf mit den Hörnern auf einen Pfahl. Das Fleisch wird verzehrt, und mit dem Fett die Stirn und leidenden Theile des Kranken beschmiert. (Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere *I. p.* 180. *n.* 99.)

b) Pallas a. a. O. 64.

Zusatz

Zusatz zu Seite 342, Zeile 17.

Nachdem dieser Aufsatz schon zum Abdrucke eingeschickt war, hat der Herr Graf Mellin im vierten Bande der Schriften Berl. Naturf. Fr. S. 128. Tab. 5 — 8 vorzüglich gute Beobachtungen vom Rennthiere bekannt gemacht, welche hiebey zu vergleichen sind.

O.

Einige

Einige bemerkte Druckfehler.

Seite 9	Zeile 14	*Pem.*	ließ Peru.
— 37	— 2	Wunsch	— Wuchs.
— 100	— 2 v. unten	*victum*	— rictum.
— 101	— 17	eine Menge	— Menge.
— —	— 18	großen	— vielen.
— —	— 5 Anmerk.	von	— vom.
— —	letzte Z.	Ebenders.	— Dampier.
— 102	— 15	an, faßte	— anfaßte.
— 108	— 3	unter unter	— unter.
— 123	— 6	seinen	— seinem.
— 124	— 6	eme Lust	— eine Lust.
— 132	— 16	Offnung	— Oeffnung.
— 143	— 20	Peter	— Pater.
— 184	— 2 v. u.	*Rhen* schwedisch	— wird weggelassen.
— 190	— 12	den Läuften	— denselben.
— 202	— 5	Segard	— Sagard.
— —	— 9	Dreys	— Denys.

Inhalt

Inhalt
des zehnten Bandes
der
Naturgeschichte
vierfüßiger Thiere.

An-

Anzeige
der im zehnten Bande der
Naturgeschichte
vierfüßiger Thiere
enthaltenen Kupfertafeln.

